Antlr. 95-3

<366138277000016

<366138277000016

Bayer. Staatsbibliothek

Anthrop. 95.

R.

Untersuchungen

über

die Verschiedenheiten

der

Menschennaturen

(die verschiedenen Menschenarten)

in Asien und den Südländern, in den Ostindischen und Südseeinseln,

nebst

einer historischen Vergleichung

der vormahligen und gegenwärtigen Bewohner dieser Continente und Eylande,

von

C. Meiners.

Aperiam terras gentibus,
et gentes terris.

Dritter Theil.

Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1815.

015

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt des dritten Theils.

Allgemeine Resultate der bisherigen Untersuchungen, und zwar

Seite

I. Ueber die Frage, ob die Bewohner von Asien, den Südländern und den zu diesen Continenten gehörigen Inseln eines gemeinschaftlichen Ursprungs seyen oder nicht . 1

II. Die unterscheidenden Merkmale von Völkern sind nicht blos Wirkungen äußerer Ursachen 7

III. Einige Winke über die Wirkungen von physischen Ursachen, besonders von Klima und Boden auf Pflanzen, Thiere und Menschen 17

IV. Kann man, und in wie fern kann man sagen, daß die Menschen überhaupt, oder diese und jene Völker einem gewißen Boden und Klima anerschaffen worden? . . . 98

V. Giebt es natürliche Familien von Völkern, wie von Thieren und Pflanzen, und wie viele solcher Familien kann man in Asien, in den Südländern und auf den ostindischen sowohl, als Südsee-Inseln zählen? . . . 105

Seite

VI. Betrachtungen über eine Stuffenleiter der Humanität, nach welcher die bisher untersuchten Völker in Rücksicht ihrer geringeren oder größeren menschlichen Vorzüge geordnet werden 110

VII. Ueber die Zahl und das Gewicht von Merkmahlen, nach welchen sowohl die Aehnlichkeiten, als die Verschiedenheiten von Völkern und Völker-Familien bestimmt werden 138

VIII. In wiefern können die verschiedenen Völker-Familien, nach Classen, Ordnungen, Gattungen, Arten, Spielarten und Zwitterarten abgetheilt werden? . . . 309

Allgemeine Resultate
der bisherigen Untersuchungen, und zwar
I.
über die Frage, ob die Bewohner von Asien, den Südländern, und den zu diesen Continenten gehörigen Inseln eines gemeinschaftlichen Ursprungs seyen, oder nicht?

Alle Erdtheile, und die meisten Länder eines jeden Erdtheils haben eigenthümliche Arten von Pflanzen und Thieren, die sonst nirgend gefunden werden. Bey diesen Thier- und Pflanzenarten läßt es sich gar nicht denken, daß sie anderswoher gekommen seyen, oder gebracht worden. Man muß durchaus annehmen, daß die Natur die einem jeden Erdtheil und Lande eigenthümlichen Pflanzen und Thiere da, wo man sie antrifft, von Anbeginn an hervorgebracht habe.

Die meisten Thier- und Pflanzenarten sind, wenn auch nicht an gewisse Erdtheile und Länder, wenigstens an gewisse Erdstriche gebunden. Die Pflanzen und Thiere der heissen Zone können nicht in der kalten, die der kalten nicht in der heissen, und die von beyden nicht in der gemäßigten Zone bestehen. Eben daher ist es unmöglich, daß die Pflanzen und Thiere Einer Zone jemahls aus einer andern gekommen seyen, oder daraus versetzt worden. Auch diese Gebundenheit der Pflanzen und Thiere an gewisse Zonen beweist unwidersprechlich, daß es nie einen ursprünglichen Mittelpunkt, oder eine gemeinschaftliche Heimath gegeben habe, aus welcher die Pflanzen und

Thiere der verschiedenen Zonen über die ganze Erde verbreitet worden.

Die jetzt angeführten Thatsachen und Schlüsse veranlassen gewiß in jedem nachdenkenden Menschen die Frage, ob es sich nicht darthun lasse, daß gewisse Völker, wie gewisse Pflanzen und Thiere, einzelnen Erdtheilen und Ländern eigenthümlich seyen, und unmöglich anderswoher gekommen oder entsprungen seyn können? — Man kann dieses allerdings darthun.

Auf den unermeßlichen Flächen des Südmeers herrschen das ganze Jahr durch zwischen dem dreyßigsten Grade nördlicher und dem dreyßigsten Grade südlicher Breite solche beständige Ostwinde, daß es den kühnsten und erfahrensten Europäischen Seefahrern unmöglich war, und ewig unmöglich bleiben wird, die angezeigten Räume der Südsee in der Richtung von Westen nach Osten zu durchschiffen. Was den Europäern unmöglich ist, das war, wenn man sich anders so ausdrücken darf, den Vorfahren der Südsee-Insulaner noch weniger möglich. Man kann es daher allein um der beständigen Ostwinde willen, welche alle Zugänge aus den Ostindischen Meeren in die Südsee verschlossen, für ganz undenkbar erklären, daß die meisten Südländer, und alle Eylande der Südsee jemahls von Westen her, oder aus dem südlichen Asien und den Ostindischen Inseln bevölkert worden.

Wenn auch auf der Südsee eben so beständige Westwinde herrschten, als jetzt Ostwinde wehen; so würde man doch die Südsee-Insulaner nicht aus dem südlichen Asien und den Ostindischen Inseln ableiten können, weil ihre Fahrzeuge zu unvollkommen, ihre Erfahrenheit und Kenntnisse in der Schiffahrtskunde zu gering sind, als daß sie jemahls im Stande gewesen wären, aus den Ostindischen Inseln die ent-

fernteren Eylande und Länder der Südsee zu erreichen. Fahrten von hundert, höchstens zweyhundert Seemeilen sind das äusserste, was die geschicktesten Schiffer der Südsee auszuführen im Stande sind.

Wenn endlich auch nicht unveränderliche Naturgesetze, und die Mangelhaftigkeit sowohl der Kenntnisse, als der Fahrzeuge der Südsee-Insulaner den Gedanken der Bevölkerung der Südländer und Südseeinseln von Westen her verwerflich machten; so müßte man ihm bloß deßwegen entsagen, weil die beyden Hauptstämme der Südländer und Südseeinseln, die häßlichen Neger und die schöne herrschende Caste, von allen Völkern des südlichen Asiens gänzlich, das heißt, in einem solchen Grade abweichen, daß man die einen eben so wenig von den andern, als die verschiedensten Thier- und Pflanzenarten von einander entspringen lassen kann. Auch erklärten daher die berühmtesten Forscher und Reisenden, besonders de Brosses, Forster und de la Peyrouse, die negerartigen Völker für die ältesten und ursprünglichen Einwohner sowohl der Südländer, als der Ostindischen und Südseeinseln, welche man eben so wenig irgendwoher ableiten könne, als die eigenthümlichen Thier- und Pflanzenarten dieser Länder und Eylande. Und doch ist man im Stande, zwar nicht im südlichen, sondern im westlichen Asien Menschenhaufen anzugeben, welche freylich Niemand für die Stammväter der Ostindischen und Südsee-Neger halten wird, welche man aber nichts destoweniger als diesen natürlich verwandt erkennen muß: ich meyne die Ichthyophagen an den Persischen und Arabischen Küsten. Die schönen, grossen, starken und gutmüthigen Bewohner der fruchtbaren Südseeinseln hingegen sind diesen Eylanden ausschließlich eigen, und man kann weder in den großen

Ostindischen Inseln, noch in ganz Asien irgend eine Nation nachweisen, von welcher die edlere Caste der Südsee-Insulaner möglicher Weise entsprossen seyn könnte. Butaner und Bengalesen, Tataren und Mongolen, Hindus und Chinesen, Georgianer und Armenier stechen nicht mehr gegen einander ab, als die schönen Insulaner der Südsee gegen die Ostindischen Malayen, von welchen man sie wegen einiger Sprach-Aehnlichkeiten ableiten wollte. Selbst die dienende Caste auf den Südseeinseln unterscheidet sich von den Ostindischen Malayen in so vielen Stücken, daß man diese unmöglich für die Stammväter der Erstern halten kann. So ähnlich auch die schönen Südsee-Insulaner einander sind, so läßt es sich doch gar nicht denken, daß die einen von den andern abstammen, oder daß die Bewohner Einer Insel-Gruppe sich allmählig über alle andere verbreitet haben sollten. Die verschiedenen Insel-Gruppen sind so weit von einander entfernt: besonders sind Neu-Zeeland, die Osterinsel und die Sandwich-Inseln durch so ungeheuere Räume von den übrigen getrennt, daß man die Bewohner derselben unter keiner Voraussetzung aus anderen Ländern und Eylanden ableiten kann.

Es ist ein mit der ganzen Analogie der Natur übereinstimmender Gedanke, daß die Menschen, wie die Pflanzen und Thiere, in den Gegenden, welche sie seit undenklichen Zeiten bewohnen, hervorgebracht worden. Diese an sich annehmliche, oder durch ihre innere Wahrscheinlichkeit sich selbst empfehlende Idee wird in Beziehung auf die Bewohner der Südländer und Südseeinseln durch alles das bestätigt, wodurch sie auf das bündigste erwiesen werden würde, wenn sie auch im höchsten Grade innerlich unwahrscheinlich wäre: durch die nach unveränderlichen Naturgesetzen

auf der Südsee herrschenden Ostwinde: durch die grossen Entfernungen der Südländer und Südseeinseln, die den Bewohnern derselben durchaus unüberwindlich waren: am meisten, durch die gänzliche Verschiedenheit der Bewohner der Südländer und Südseeinseln nicht bloß von allen Asiatischen, sondern auch von den Völkern der übrigen Erdtheile. So bald es von Einem Völkerhaufen, ja selbst nur von Einem Volk dargethan ist, daß es eingebohren und nicht mit anderen nahen und fernen Nationen eines gemeinschaftlichen Ursprungs sey; so ist man berechtigt, eine ähnliche Ursprünglichkeit bey allen den Völkern anzunehmen, deren Eigenthümlichkeiten sich aus den uns bekannten Wirkungen physischer und moralischer Ursachen nicht erklären lassen; die Ursprünglichkeit von Völkern wird um desto gewisser, je mehr diese sich von ihren nächsten Nachbaren unterscheiden.

Die Japanischen Eylande sind weder von dem festen Lande Asiens, noch von den Kurilischen, Ladronischen, Carolinischen, Palaos-Inseln u. s. w. so weit entfernt, daß sie nicht aus den einen oder den anderen hätten bevölkert werden können. Auch haben die Japaner in ihrer ganzen Körperbildung sehr vieles mit den Völkern sowohl des östlichen, als des südlichen Asiens gemein. Nichts destoweniger unterscheiden sie sich durch ihre Art, sich zu nähren und zu kleiden, durch ihre Gemüthsart und Sitten von beyden so auffallend, daß schon Kämpfer es auf das entscheidenste läugnete, daß die Japaner von den Chinesen und deren Nachbaren entsprungen seyn könnten.

Die Japaner weichen nicht so sehr von den Chinesen und Mongolen ab, als die Hindus durch ihre Farbe, durch die ganze Bildung des Körpers und Gesichts, durch die Anlagen des Geistes und Herzens

von allen ihren Nachbaren gegen Westen, Norden und Osten verschieden sind. Wegen der zahllosen Eigenthümlichkeiten der Hindus behaupteten die berühmtesten alten und neueren Forscher und Beobachter, besonders d'Anville, Orme und Rennell, daß die Hindus von keinem andern Volke in Asien entsprossen seyn könnten. Da mehrere Bergvölker in Hindostan sich von den eigentlichen Hindus in vielen Stücken auszeichnen; so vermutheten gelehrte Britten, daß diese Bergvölker vielleicht noch ältere Eingebohrne seyen, als die eigentlichen Hindus. Nach den Zeugnissen von Turner und Symes lassen sich aus den entferntesten Gegenden der Erde keine stärkere Contraste von Menschen-Naturen zusammenbringen, als die Bengalesen darbieten, wenn man sie mit ihren nächsten Nachbaren, den Butanern und Birmahnern zusammen hält. Die beyden zuletzt genannten Völker können aus denselbigen Gründen mit den Hindus Ansprüche auf die Ehre machen, daß sie nur sich selbst gleich, und von keinem ihrer Nachbaren entsprungen seyen. Eben dieses darf man zuversichtlich von den Ichthyophagen, den Kameelhirten der Wüste und den großen Kaukasischen Völkern sagen. Die Ichthyophagen stehen nicht weiter von ihren nächsten Nachbaren, den Arabern und Persern, die Kameelhirten nicht weiter von den übrigen Beduinen ab, als die Lesghis, die Georgianer und Tscherkassen von den Armeniern, den Persern, ja von allen Völkern in Asien und Europa abstehen. Die Natur machte, wie es scheint, absichtlich die stärksten Absätze, oder die schärfsten Abschnitte zwischen den nächsten Nachbaren, um den aufmerksamen Beobachter auf die ursprüngliche Mannigfaltigkeit ihrer Schöpfungen hinzuführen.

Vielleicht aber sind die unterscheidenden Merkmahle von Völkern aus der Verschiedenheit von physischen und moralischen Ursachen erklärbar, welche auf die Menschen wirkten? — Man kann eben so unwiderspreclich beweisen, daß die Unterschiede ganzer Völker eben so wenig bloße Wirkungen äußerer Ursachen, als daß die Bewohner von Asien und Australien nicht eines gemeinschaftlichen Ursprungs sind.

II.

Die unterscheidenden Merkmahle von Völkern sind nicht bloß Wirkungen äußerer Ursachen.

Wenn die Eigenthümlichkeiten von Völkern ganz allein aus den Einflüssen äußerer Ursachen, besonders von Klima und Boden entstünden, oder entstanden wären; so könnten unmöglich die verschiedensten Menschenarten in denselbigen Ländern und Inseln zusammenwohnen, und nach Jahrhunderten, selbst nach Jahrtausenden eben so verschieden bleiben, als sie zu der Zeit waren, da sie zuerst beobachtet und beschrieben wurden.

Schon die ersten Entdecker der Südländer und Südseeinseln nahmen in den einen und den anderen dieselbigen Verschiedenheiten von Menschennaturen wahr, welche die neusten Seefahrer vorfanden: nämlich zuerst hellfarbige, große, starke und schöne Menschen: dann eine dunklere, kleinere, weniger gutgebildete und verständige Caste: hin und wieder sogar häßliche Neger oder Schwarze, die bisweilen gar keine, anderswo mehr, oder weniger Merkmahle von Negern an sich hatten. Alle diese verschiedenen Menschenarten standen seit undenklichen Zeiten in den Ländern und Inseln, wo sie zusammenwohnten, unter

dem Einflusse desselbigen Klima's, nährten sich mit denselbigen Speisen, trieben dieselbigen, oder ähnliche Beschäfftigungen, und doch waren und blieben Farbe, Bildung, Geistes- und Gemüthsart beständig verschieden. De la Peyrouse vermuthete, daß die schönen Insulaner der Südsee, die seiner Meinung nach von den Malayen abstammten, sich durch den Aufenthalt auf den milden und fruchtbaren Eylanden des Südmeers veredelt, besonders schönere und größere Körperformen erhalten hätten. Ich habe zu seiner Zeit gezeigt, daß diese Vermuthung durchaus unstatthaft sey. Wenn das Klima und die Producte der Südseeinseln solche Einflüsse ausübten, wie de la Peyrouse sich einbildete; warum empfanden bloß die herrschenden Classen die Wirkungen derselben, nicht aber die dienende Caste, und die häßlichen Neger, oder negerartigen Schwarzen? Die Südsee-Neger sind ungleich häßlicher, als die Afrikanischen, so wie die Tautaus häßlicher, als die Ostindischen Malayen sind. Man sage nicht, daß die Menschen der herrschenden Caste sich besser nähren, als die der dienenden. Auch jene genießen verhältnißmäßig wenige Fleischspeisen. Die Weiber der höhern Caste sind im Ganzen von Fleischspeisen eben sowohl ausgeschlossen, als die der dienenden, und sind dennoch, bleiben auch ungleich schöner, als diese. Die Arbeiten des Feldbaues und Fischfanges, die den Tautaus obliegen, sind so mäßig, daß sie die Körper derselben eher entwickeln, als verhindern müßten. Es bleibt also zur Erklärung der großen Verschiedenheit der Farbe, der Körperbildung, der Geistes- und Gemüthsart der Bewohner derselbigen Südländer und Südseeinseln nichts übrig, als eine ursprüngliche Verschiedenheit des Stammes und Blutes, deren Merk-

mahle bey der größten Gleichförmigkeit des Bodens und Klima seit Jahrhunderten fortdauern, und in allen nachfolgenden Zeiten fortdauern werden.

In dem östlichen Asien wohnten gewiß seit zwey Jahrtausenden Tatarische und Mongolische Völker neben und unter einander. Die Tataren und Mongolen waren während dieses Zeitraums den Einflüssen desselbigen Himmels und derselbigen Jahrszeiten ausgesetzt. Sie nährten sich eben so lange mit den Producten desselbigen Bodens, und die Hirtenvölker führten sogar dieselbige Lebensart. Und bey aller dieser Uebereinstimmung von Klima und Boden, von Wohnung, Kleidung, Nahrung und Beschäfftigungen blieben die Tataren von den Mongolen nicht bloß in Ansehung der Farbe, der Körperbildung, der Anlagen des Geistes und Herzens, sondern auch in Ansehung der Sprache gänzlich verschieden. Man kann durchaus kein Beyspiel anführen, daß auch die größte Verschiedenheit von äußeren Ursachen in gleichartigen Völkern so viele äußere und innere Verschiedenheiten hervorbringen könne, als wodurch die Tataren und Mongolen sich von einander auszeichnen. Allein wenn man auch im Allgemeinen die Möglichkeit solcher Verwandlungen zugäbe; so darf man sich wenigstens in dem gegenwärtigen Falle nicht darauf berufen, da bey den Tataren und Mongolen Klima und Boden, und bey den Tatarischen und Mongolischen Hirtenvölkern auch Wohnung, Lebensart und Beschäfftigungen vollkommen dieselbigen waren. Es fiel keinem Beobachter ein, die Tataren und Mongolen von einander entspringen zu lassen, oder für Zweige eines gemeinschaftlichen Stammes zu halten. Herr Pallas nahmentlich verwarf die Sage von der gemeinschaftlichen Abstammung der Mongolen und Tataren als durchaus

ungereimt. Man muß daher bey den Tataren und Mongolen eben das wiederhohlen, was ich kurz vorher von den Insulanern der Südsee erwähnte, daß es der Natur gefallen habe, in denselbigen, oder benachbarten Gegenden zweyerley Menschenarten nach ganz verschiedenen Formen zu bilden, und dadurch diesen Menschenarten unvertilgbare Merkmahle einzudrücken.

In allen Provinzen von Hindostan sind zweyerley Arten von Menschen vorhanden: die Hindus der höheren und die der untersten Casten, besonders die Parias, aus deren Vermischung mehrere Mittelcasten entstanden sind. Die Brahminen, Rasbuten und Nairen sind im Durchschnitt hell von Farbe, groß, schön, vergleichungsweise kriegerisch, und zu allerley Gewerben, Künsten, und nützlichen Kenntnissen aufgelegt: die Parias hingegen sind schwarz, klein und häßlich von Körper, schimpflich feige und knechtisch, stupide, und viehisch in ihren Begierden und Neigungen. Woher diese unsäglichen Unterschiede unter den Bewohnern derselbigen Gegenden? Die Brahminen und Rasbuten athmen keinen anderen Himmel, als die Parias. Die ersteren sind noch genügsamer und mäßiger, als diese, indem sie gar kein, oder fast kein Fleisch essen, was den Parias nicht verboten ist. Auch die Wohnung, Kleidung und Beschäfftigungen der einen und der anderen sind gleich, oder wenig verschieden. Wenn die Hindus der unteren Casten mehr mit der Hand arbeiten, als die der höheren; so mußten diese mäßigen Arbeiten eher zu Gunsten der ersteren, als zu ihrem Nachtheil wirken. Wären die Menschen überhaupt, und also auch die Hindus, wie weicher Thon, der von dem Klima und anderen äußeren Ursachen gebildet worden, und beständig ungebildet würde; so

müßten seit Jahrtausenden entweder die Hindus der höheren Casten denen der untersten, oder die letztern den ersteren verähnlicht, oder gleich gemacht worden seyn. Auch die seit Jahrtausenden bestehenden Unterschiede der Hindus lehren unwidersprechlich, daß diese Unterschiede keine Wirkungen des Klima und anderer äußeren Ursachen seyen.

Die öden Küsten von Persien und Arabien waren seit undenklichen Zeiten mit negerartigen Ichthyophagen besetzt, deren einzige Nahrung in rohen oder gedörrten Fischen und anderen Meerthieren bestand. An denselbigen Küsten haben sich seit undenklichen Zeiten Araber und Perser allenthalben angesiedelt, wo entweder kleine Bäche oder Flüsse sich in's Meer ergossen, oder bequeme Häfen und Ankerplätze vorhanden waren. Diese Küstenbewohner von Arabischer und Persischer Abkunft nähren sich gleich den thierartigen Ichthyophagen allein, oder vorzüglich mit frischen, oder gedörrten und gesalzenen Fischen. Die Arabischen und Persischen Küstenbewohner konnten sich dem fürchterlichen Sonnenbrande an den öden Gestaden des Meers eben so wenig entziehen, als die Ichthyophagen; und dennoch wurden die einen nirgend den andern gleich, oder ähnlich: welches nothwendig hätte geschehen müssen, wenn Klima und Boden so viel über den Menschen vermöchten, als manche Schriftsteller sich einbildeten.

Seit vielen Jahrhunderten hausen auf dem Libanon zwey Völker, die Drusen und Maroniten. Die Gräten, Abhänge und Thäler des Libanon, welche beyde Völker bewohnen, sind einander eben so ähnlich, als die Producte derselben, oder als die Beschäfftigungen und Verfassungen dieser Bergvölker selbst. Und doch unterscheiden sich nach Jahrhunder-

ten die Druſen und Maroniten durch manche äußere und innere Merkmahle, von welchen man keinen andern Grund angeben kann, als die Verſchiedenheit der Abſtammung, oder des Bluts, und die daher entſtehende Verſchiedenheit der Organiſation dieſer Völker, welche die Gleichförmigkeit des Klima und Bodens, der Nahrung, Beſchäfftigung u. ſ. w. nicht aufheben konnte.

Das nördliche Armenien und die ſüdlichen Kaukaſiſchen Länder ſind entweder durch gar keine natürlichen Gränzen, oder höchſtens durch kleine Bergwaſſer und enge Bergthäler getrennt. Auf eine ähnliche Art flieſſen die Gränzen der Lesghier, Georgianer, Tataren und Tſcherkaſſen, die der Tſcherkaſſen, Nogaier und Georgianer zuſammen. Die Armeniſchen und Kaukaſiſchen Gebürge, beſonders aber die verſchiedenen Ketten des Kaukaſus ſelbſt ſind in Anſehung des Klima, des Bodens und der Erzeugniſſe des Bodens wenig, oder gar nicht von einander verſchieden. Wie zahlreich und groß hingegen ſind die Unterſchiede der Georgianer und Armenier, der Lesghis und Tataren, der Tſcherkaſſen und Nogaier, ja ſelbſt der drey Kaukaſiſchen Hauptvölker, der Georgianer, Lesghier und Tſcherkaſſen! Auch die größte Unwiſſenheit und der blindeſte Hypotheſen-Eifer können es nicht läugnen, daß die Kaukaſiſchen Völker und ihre Sprachen unendlich mehr von einander verſchieden ſind, als das Klima und der Boden, in welchem und auf welchem ſie leben, und daß man alſo auch möglicher Weiſe die Verſchiedenheiten der erſteren nicht aus den Wirkungen der letzteren erklären kann.

Ein anderer unwiderleglicher Beweis des Satzes, daß die Unterſchiede von Völkern nicht ganz allein aus den Einwirkungen äußerer Urſachen entſtanden, oder

noch entstehen, liegt in den Erfahrungen, welche man in allen Jahrhunderten und Erdtheilen, also auch in Asien gemacht hat: daß eingewanderte Colonien nie den Eingebohrnen gleich wurden, und Ausgewanderte nie die Eigenthümlichkeiten ihres Stammes ganz einbüßten, so lange sie sich von der Vermischung mit fremdem Blute rein erhielten. Unläugbar müßte beydes geschehen seyn, wenn die Formen der menschlichen Natur ganz allein von den Einflüssen äußerer Ursachen abhiengen, oder wenn Klima, Boden, Nahrung, Wohnung u. s. w. vorhandene Formen auslöschen und ganz neue Formen geben könnten.

Von undenklichen Zeiten her wanderten Bucharen in die nördlichen Provinzen von China ein, und Chinesen liessen sich in den Philippinen, auf Java und anderen Ostindischen Inseln nieder. Selbst in einer unbestimmlichen Reihe von Jahrhunderten wurden die Bucharen in China eben so wenig in Chinesen, als die Chinesen auf den Ostindischen Inseln in Malayen, Javaner u. s. w. umgewandelt. Die Hindus besetzten seit wenigstens fünfzehn Jahrhunderten Ceylon, Sumatra, Java und andere Ostindische Eylande mit mehr oder weniger zahlreichen Colonien. Andere Hindus verbreiteten sich in die Afganischen, Persischen und Arabischen Städte, so wie Afganen, Perser und Tataren in zahllosen Haufen nach Hindostan hinzogen. Die Nachkommen der Hindus sind bis auf den heutigen Tag auf Java und anderen Ostindischen Inseln kenntlich. Die Hindus in Afganistan, Persien und Arabien werden eben so wenig Afganen, Perser und Araber, als die aus dem westlichen Asien nach Hindostan übergegangenen Fremdlinge Hindus wurden. Die verschiedenen Provinzen von Hindostan weichen in Rücksicht auf Klima und Producte eben so sehr

von einander ab, als die verschiedensten Länder von Asien. Nichts destoweniger sind die Hindus überhaupt, besonders die Brahminen einander allenthalben bis zum Verwundern ähnlich. Unter den Völkern des westlichen Asiens wurden zuerst die Juden, dann die Araber und zuletzt die Armenier über die verschiedensten Länder zerstreut. Ein jedes dieser verpflanzten Völker behielt allenthalben, wo es sich nicht mit den Eingebohrnen vermischte, seine angestammte Art unverändert, oder doch nicht merklich verändert bey. Die Juden wurden in keinem Europäischen Lande, wo sie seit vielen Jahrhunderten mit den Eingebohrnen Klima, Boden, Nahrung, Wohnung, Kleidung u. s. w. gemein hatten, europäisirt. Die Arabischen Hirten in Persien, selbst in der kleinen Bucharey blieben den Beduinen in Arabien vollkommen ähnlich. Die Armenier, welche nach Georgien, Persien, Hindostan, Decan u. s. w. ausgewandert, oder verpflanzt worden sind, unterscheiden sich von ihren Brüdern im Mutterlande wenig, oder gar nicht. In die Kaukasischen Gebirge flüchteten sich seit undenklichen Jahren viele abgerissene Völkerhaufen, oder gar Reste von untergegangenen, jetzt unbekannten Völkern. Keiner dieser Völkerhaufen oder Völkerreste ward der Nation, neben welcher, oder unter welcher er sich niedergelassen hatte, ähnlich. Jeder Völkerhaufe oder Völkerrest unterscheidet sich von den übrigen nicht weniger, als von den ursprünglichen Bewohnern des Kaukasus. Unter Anderen haben zwar die Kubeschaner die Sprache und Religion der Lesghis angenommen. Allein ihre Art zu wohnen und zu speisen, ihre Gewerbe, Künste und Tugenden verrathen bis auf den gegenwärtigen Augenblick ihren Europäischen Ursprung. Da nun die gleichförmigsten äußeren Ursa-

chen selbst in dem Laufe von vielen Jahrhunderten, oder von mehreren Jahrtausenden verschiedene Menschen-Naturen nicht gleichmachen, und die verschiedensten, ja selbst entgegengesetzte äußere Ursachen die angestammten Eigenthümlichkeiten von Völkern in einem eben so langen Zeitraum nicht vertilgen können; so folgt aus diesen beyden entscheidenden Erfahrungen unwidersprechlich, daß äußere Ursachen nicht so viel über den Menschen vermögen, als viele Schriftsteller, und unter diesen vormahls auch ich glaubte [1]). Die berühmtesten Naturforscher stimmen darin überein, daß die größte Verschiedenheit, ja selbst ein völliger Gegensatz von Klima und Boden das Wesen keiner einzigen von Menschen cultivirten und verbreiteten Pflanzen-, so wie keiner von Menschen gezähmten und verbreiteten Thierart verändert: daß vielmehr alle diese Pflanzen- und Thierarten in den verschiedensten Klimaten und auf dem verschiedensten Boden ihre ursprüngliche Structur und charakteristischen Merkmahle erhalten haben [2]). Dieselbigen Beobach-

1) Man s. meine Abhandlungen über die Einflüsse des Klima auf die Gesundheit des Menschen im Göttingischen histor. Magazin. IV. 1—3. bes. VIII. 265. 66.

2) Herr von Humbold bemerkt dieses in seinem Essai p. 27. von den durch die Cultur des Menschen verbreiteten nährenden Pflanzenarten, und früher Pallas nicht bloß von den cultivirten Pflanzen-, sondern auch von den gezähmten ursprünglichen Thierarten. Observ. sur la variation des animaux in den Actis Acad. Scient. Petropolit. vom Jahr 1780. P. II. p. 75. 82—86. Ceux d'entre ces animaux domestiques, dont l'espèce étoit unique dans le climat, ou elle fut subjuguée, et dont la progéniture s'est conservée pure, n'ont presque pas subi la moindre altération de forme dans les climats divers, ou ils ont été successivement obligés de vivre et de multiplier.

ter lehrten, daß die Natur von Pflanzen und Thieren am allermeisten von den zeugenden Kräften oder von den Kräften des Saamens, aus welchem sie entsprossen, abhänge: daß die Kräfte des Saamens von Pflanzen und Thieren alle von außen wirkende Ursachen überwiegen, und daß dieses nicht bloß durch die Erscheinungen aller Zwitterarten, sondern auch selbst durch die Unvertilgbarkeit der eigenthümlichen Gesichts- und Körperbildung ganzer Völker und Geschlechter dargethan werde [1]). Wenn äußere Ursachen nicht einmahl

1) Pallas l. c. p. 96. etc. Et généralement parlant dans toutes les espèces domestiques on voit clairement, tant par les métis, que par l'annoblissement des races, que l'influence des forces génératives surpasse, et balance toutes les autres causes, qui peuvent changer l'extérieur des animaux. C'est ainsi, que l'introductions de Beliers de bonne race corrige de la prémière génération la toison des plus mauvais troupeaux . . . . . Ces mêmes forces génératives, surtout subsistantes dans toute leur pureté . . maintiennent dans les animaux sauvages et dans quelques espèces domestiques les formes primitives, en opposition à toutes les influences de climat et de nourriture . . . . De ces seules forces génératives depend cet air de famille, qu'on rencontre dans les visages, et dans les contours des têtes des nations entières, qui ne sont pas mesaillées, par le voisinage, les migrations, ou les conquêtes, comme les Calmoucs, et les autres peuplades Mongoles en sont un exemple frappant au milieu du continent de l'Asie, et entourés de nations d'un caractère de physionomie tout différent. Je suis très persuadé, que la couleur et la laine des Nègres tient plus à cette cause qu'au climat: puisque l'on voit des peuples basanés et à chevelure sous le même climat avec les Nègres, et des Nègres dans toute la force du mot habiter des isles temperées de la mer du sud.

mahl die Natur von Pflanzen und Thieren gänzlich umändern können, so können sie diese Wirkung noch viel weniger im Menschen hervorbringen, indem, wie wir gleich zeigen werden, Klima und Boden über den Menschen viel weniger Gewalt ausüben, als über Pflanzen und Thiere.

Man kann zugeben, was nach den von mir angeführten Thatsachen und Gründen schwerlich Jemand verkennen wird, daß Klima und Boden nicht die ersten und einzigen Ursachen der Eigenthümlichkeiten von Pflanzen und Thieren, geschweige denn von Völkern sey, und doch nicht läugnen, daß Klima und Boden mächtig sowohl auf Menschen, als auf Pflanzen und Thiere wirken; auch zugleich zu wissen wünschen, in welchen Graden beyde auf die einen und die anderen einfließen. Es ist hier nicht der Ort, die Einflüsse der äußeren Ursachen auf Pflanzen, Thiere und Menschen vollständig aus einander zu setzen, indem diese Untersuchung Stoff genug zu einem besondern weitläufigen Werke darbieten würde. Es ist aber meiner Absicht vollkommen angemessen, über die Wirkungen derjenigen äußeren Ursachen, die auf Pflanzen und Thiere nicht weniger, als auf den Menschen wirken, einige leitende Winke zu geben, damit man diesen Ursachen in der Zukunft nicht mehr zuschreibe, als man denselben zuzuschreiben berechtigt ist.

III.

Einige Winke über die Wirkungen von physischen Ursachen, besonders von Klima und Boden auf Pflanzen, Thiere und Menschen.

Auf den Menschen wirken zweyerley Arten von äußeren Ursachen, physische und moralische. Die vor-

nehmsten moralischen Ursachen, durch welche der Mensch gebildet oder verbildet wird, sind Erziehung und Unterricht: Religion, Cultur und Denkart des Zeitalters und Volkes, in welchem und unter welchem man lebt: gute oder böse Sitten, Beyspiele und Gewohnheiten: Verfassung und Verwaltung des Staats: endlich öffentliche und häusliche Glückseligkeit oder Elend. Diese moralischen Ursachen wirken auf die Pflanzen gar nicht, und selbst auf die vollkommensten Thiere ohne Vergleichung weniger, als auf den Menschen. Hierin liegt der Grund, warum ich über die Wirksamkeit der moralischen Ursachen in der gegenwärtigen Untersuchung nichts sage: das einzige ausgenommen, daß ich weit entfernt bin, den Schriftstellern beyzutreten, welche alle Unterschiede einzelner Menschen und ganzer Völker aus bloßen moralischen Ursachen erklären zu können glaubten. Ich gebe zu, daß diese oder jene moralischen Ursachen, besonders Religion und Staatsverfassung nicht selten sowohl bey einzelnen Menschen, als bey ganzen Nationen die Einflüsse der physischen Ursachen vernichten oder überwiegen. Allein diese Ueberspannungen moralischer Kräfte sind nur vorübergehende Phänomene. Auf die Länge weichen die moralischen Ursachen den physischen, wenn sie mit diesen in Gegensatz kommen; und je tiefer man die auf den Menschen wirkende Kräfte erforscht, desto mehr überzeugt man sich, daß die moralischen Ursachen selbst nur Wirkungen theils der physischen Ursachen, theils der angestammten Naturen von einzelnen Menschen und ganzen Völkern sind.

Zu den physischen Ursachen gehören, außer den Einflüssen der himmlischen Körper und allgemeiner Naturkräfte, Klima und Boden, Nahrungsmittel

und Getränk, Wohnung, Kleidung und Lebensart oder Beschäfftigungen.

Die verborgensten unter diesen physischen Ursachen sind die Einflüsse der himmlischen Körper und der allgemeinen Naturkräfte. Die magnetische und elektrische Materie, der Licht- und Feuerstoff sind nicht allenthalben in gleichem Maaße vorhanden, und wirken nicht allenthalben gleichförmig auf Pflanzen, Thiere und Menschen. Welcher Naturforscher hat es gewagt, das Maaß und die Wirkungen dieser Naturkräfte in allen Zonen, Erdtheilen und Ländern zu bestimmen. Unter den himmlischen Körpern wirkt die Sonne nicht nur unmittelbar, sondern auch am sichtbarsten auf die organischen Körper der sublunarischen Welt. Es wäre aber unverzeihliche Anmaßung, wenn wir behaupten wollten, daß wir alle mittelbaren und unmittelbarn Einflüsse des Sonnenlichtes und der Sonnenwärme erforscht hätten. Nach der Sonne bringt der Mond die größten Veränderungen in Pflanzen, Thieren und Menschen, besonders innerhalb der Wendekreise hervor [1]): am meisten, wie es scheint, durch die Art, wie er den unsere Erde umgebenden Dunstkreis modificirt. Allein wer mag entscheiden, ob der Mond nicht auch unmittelbare Einflüsse ausübt? ob, und wie andere himmlische Körper ihre Kräfte über die organischen Wesen unsers Erdballs ausbreiten?

Unter Klima im eigentlichen Sinn versteht man alle Beschaffenheiten und Veränderungen der Atmosphäre, in welcher organische Wesen athmen, aus wel-

1) Ueber die Wirkungen des Mondes s. man Balfour p. 10. 15. 31. Menzel II. 426. Schenk p. 88. 97. Boerhaave de morbis nervorum II. 828. Miscell. Nat. Curios. Dec. II. et 3. p. 241.

cher sie gewisse Theile einsaugen und in welche sie sich anderer Theile entladen. Die gebildeten Sprachen enthalten eine große Menge von Beywörtern zur Bezeichnung der verschiedenen Beschaffenheiten und Veränderungen der unsere Erde umgebenden Luft. Man nennt sie bald kalt, oder kühl, bald gemäßigt, warm, oder heiß: bald trocken, dünn und leicht: bald feucht, dick und schwer: bald rein und gesund, bald verdorben und ungesund: bald mehr oder weniger heftig bewegt, bald still, oder stillestehend. Naturforscher und Aerzte, Seefahrer und Landleute haben seit Jahrtausenden die Wirkungen der verschiedenen Beschaffenheiten und Veränderungen der Luft auf Pflanzen, Menschen und Thiere beobachtet, und aus diesen Beobachtungen mancherley Regeln abgezogen. Allein aller dieser Beobachtungen und Regeln ungeachtet ist es unläugbar, daß die Luft in vielen Gegenden der Erde entweder verborgene Eigenschaften besitzt, oder daß die bekannten Eigenschaften der Luft, Wärme und Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit, Leichtigkeit und Schwere, Reinheit und Verdorbenheit, sehr oft ganz andere Wirkungen hervorbringen, als anderswo damit verbunden sind. Alle Erdtheile und Länder bieten Beyspiele genug von diesen räthselhaften Beschaffenheiten oder Wirkungen der Luft dar: vorzüglich die hohen Gebirggegenden im südlichen America [1]). Es ist gut, sich die verborgenen Einflüsse physischer Kräfte gegenwärtig zu erhalten, um desto weniger in den Fehler der Uebereilung zu fallen, vermöge deren man einzelnen bekannten Ursachen etwas zuschreibt, was vielleicht eine Wirkung verborgener oder noch nicht genug erforschter Kräfte ist.

1) Man s. Gött. hist. Mag. IV. 34—45 S.

Wenn es auch gar keine verborgenen Kräfte gäbe, so müßte man schon allein deßwegen in seinen Urtheilen über die Wirkungen physischer Ursachen sehr vorsichtig seyn, weil auf die Menschen unaufhörlich so viele nicht bloß physische, sondern auch moralische Ursachen zusammenwirken. In manchen Fällen ist es unmöglich, in mehreren außerordentlich schwer, mit Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit zu bestimmen, welchen Antheil die physischen oder die moralischen Ursachen überhaupt, und noch mehr, welchen Antheil diese oder jene einzelne physische oder moralische Ursache in einer gewissen Erscheinung habe. Vor allen Dingen muß man sich hüten, alles aus physischen oder aus moralischen Ursachen allein ableiten zu wollen, der einen oder der andern Ursache zu viel zuzuschreiben, und endlich sich auf Eine Ursache allein zu beschränken, wo aller Wahrscheinlichkeit nach mehrere Ursachen im Spiele sind. Viele berühmte Naturforscher leiteten die Verschiedenheit der Farben von Völkern einzig und allein aus den abweichenden Graden der Kälte und Wärme des Klima ab. Genauere Untersuchungen haben gezeigt, daß die Kälte und Wärme des Klima nur einen sehr geringen Antheil an der Farbe von Völkern haben. Die Nachkommen der Europäer oder die sogenannten Creolen arten sowohl in Westindien, als in Ostindien aus. Nichts schien natürlicher, als die Ursachen dieser Ausartung in dem Klima und Boden, den Nahrungsmitteln und Getränken derjenigen Gegenden zu suchen, in welche Europäer verpflanzt worden. Und doch übersahen die Schriftsteller, die dieses thaten, eine sehr wichtige Ursache, die allem Ansehen nach bey der Ausartung der Creolen mitwirkt: nämlich die unglückliche Gewohnheit der Pflanzer in allen fremden Erd-

theilen, ihre Kinder entweder von Negerinnen oder den Weibern der Eingebohrnen säugen zu lassen [1]). Genaue Beobachter nämlich vermutheten, daß die jungen Creolen und Creolinnen mit der Milch der Negerinnen die Anlagen zu vielen Unarten und Lastern einsaugen.

Klima und Boden wirken auf Pflanzen viel stärker, als auf Thiere; auf Thiere stärker, als auf Menschen: unter den Menschen stärker auf die weniger edlen, als auf die edleren Völker.

Ich führe nicht einmahl an, daß Bergpflanzen selten in den nächsten Thälern, Wasserpflanzen nicht auf dem angrenzenden trockenen Boden gedeihen, oder wenn sie auch nicht untergehen, daß sie durch eine solche Versetzung sich selbst sehr unähnlich werden [2]). Eben so bekannt ist es, daß Pflanzen, deren Heimath oder Element man nicht verändert, und welche man ohne Veränderung ihrer Heimath, bloß aus dem ihnen am meisten angemessenen Erdreich in ein anderes, aus einem fruchtbaren in ein mageres, aus einem magern in ein fruchtbares, aus Wiesen und Feldern in Gärten überträgt, durch diese geringe Versetzung die größten Veränderungen leiden, indem im letztern Falle rauhe Pflanzen glatt, geruchlose wohlriechend werden, kriechende sich aufrichten, dornige ihre Stacheln ver-

1) Labat Voyage en Espagne I. 31. Robin. III. 296. Hacquet fragte voll Verwunderung, woher es komme, daß sechs Bojarenkinder, deren Eltern schön gebildet, auch weiß und blühend von Farbe waren, dunkelgelb seyen? Die Mutter antwortete: von der Milch der Säugamme, die eine Zigeunerinn sey; die dunkle Farbe verliere sich zwar etwas gegen das zwanzigste Jahr der Kindet, aber doch nie ganz. I. 124.

2) Lamarck Recherch. sur les corps vivans. p. 145.

lieren, und alle, oder doch mehrere Theile solcher Pflanzen sich mächtig ausdehnen. Da Pflanzen in demselbigen Klima durch die bloße Veränderung des Bodens so merkwürdige Verwandlungen erfahren; so kann man leicht denken, daß durch die Veränderung sowohl des Klima, als des Bodens noch größere Verwandlungen erfolgen müssen, wenn gleich das eine und der andere von dem ursprünglichen Klima und Boden von Pflanzen nicht sehr verschieden sind. Versetzungen von Pflanzen in andere, selbst ähnliche Klimate und Erdreiche haben meistens die Folge, daß die verpflanzten Gewächse entweder gar keine Früchte, oder wenn auch Früchte, doch keinen fruchtbaren Saamen hervorbringen. Salat und Kohl setzen in Kamtschatka, wie um Archangel und Irkutzk niemahls Köpfe an, sondern schießen in große Stengel und Blätter aus, und Erbsen wachsen bis in den spätesten Herbst viele Faden hoch, grünen und blühen beständig, tragen aber gar keine, oder sehr kleine Schoten [1]). Die Gartengewächse, welche man aus Europa in das Vorgebirge der guten Hoffnung bringt, kommen zwar in dem neuen Klima und Boden fort, allein sie werden entweder, wie die meisten Obstsorten, nicht so zart und schmackhaft, als in unserm Erdtheile, oder geben, den Blumenkohl ausgenommen, keinen fruchtbaren Saamen: weßwegen der Saame von Gartengewächsen jährlich erneuert werden muß [2]). Da die meisten Europäischen Gewächse schon am Cap das Vermögen verlieren, sich fortzupflanzen, so ist es gar nicht zu verwundern, daß dieselbigen Gewächse an der Küste von Angola

1) Des ältern Gmelins Reis. III. 64. Steller 51 — 54 S.
2) Thunberg I. 99.

zwar ungleich größer und üppiger, als in ihrer Heimath, aber zugleich gänzlich unfruchtbar werden [1]).

Die von den Menschen gezähmten Thierarten haben allerdings durch den Zustand der Knechtschaft einige Veränderungen gelitten; allein diese Veränderungen sind durchaus unbedeutend in Vergleichung mit den Verwandlungen, welche die Cultur in den Pflanzen hervorgebracht hat, und noch immer hervorbringt [2]). Auch lehrt die Erfahrung, daß die Versetzung von häuslichen Thieren nach Kamtschatka, dem Vorgebirge der guten Hoffnung und der Küste von Angola die versetzten Thiere bey weitem nicht so verwandelt und entkräftet, als die Pflanzen verwandelt und entkräftet werden. Pferde und Rindvieh, welche aus Irkutzk nach Kamtschatka kommen, veredeln sich so sichtbar, daß man glauben sollte, sie seyen von einer viel bessern Art, als von welcher sie wirklich abstammen [3]). Holländische Kühe, welche man nach dem Cap verpflanzte, verlieren wenig oder nichts von ihren angestammten Vorzügen, besonders von ihrer Ergiebigkeit; allein schon ihre ersten Abkömmlinge arten aus, und werden den einheimischen Kühen ähnlich [4]). Wenn endlich auch Pferde, Rindvieh und andere Hausthiere bald nach ihrer Ankunft in Angola und anderen Gegenden der Afrikanischen Küste viele von ihren Vorzügen einbüßen; so werden sie

1) Degrandpré I. 14. . . étrangers à ce sol, ils ne peuvent s'y perpetuer. La richesse du terrein, jointe à la grande chaleur, les développe avec une telle force, qu'ils excédent de beaucoup en grosseur ceux, qui croissent en Europe.

2) Pallas sur la variation des animaux. p. 82.

3) Steller l. c.

4) Thunberg I. 242.

wenigstens nicht unfruchtbar, wie die Pflanzen, sondern zeugen, empfangen und gebähren, wie in ihrem ursprünglichen Vaterlande.

Ohngefähr in eben dem Verhältniß, in welchem die Gewächse der Erde von den Einflüssen des Klima und Bodens mehr leiden, als die Thiere, in eben dem Verhältniß leiden von denselbigen Ursachen die Thiere, mehr als der Mensch, besonders als der Europäer. Europäische Hunde, die nach Afrika [1]), America [2]), und in die Indische Halbinsel gebracht werden [3]), verlieren nicht bloß die Stimme, oder die Fähigkeit zu bellen, sondern auch den Geruch, und werden deßwegen zur Jagd untauglich [4]). Das seidenartige Vließ der edelsten Spanischen oder Englischen Schaafe erfährt in allen Gegenden des heissen Erdgürtels, selbst am Vorgebirge der guten Hoffnung, sehr bald die nachtheiligsten Veränderungen. Die feine und dichte Wolle nämlich wird allmählig dünner und gröber, bis sie zuletzt in wirkliches Haar ausartet. Wenn diese Verwandlung auch nicht in den verpflanzten Thieren selbst vollendet wird; so geht sie unfehlbar in den Jungen vor, welche sie in der neuen Heimath zur Welt bringen [5]).

1) Bosmann S. 282. Degrandpré Afrique I. 134.

2) Dobrizhofer II. 123. Anderswo Herr von Humboldt in seinen Ansichten. I. 87 S.

3) Briefe S. 67. Makentosh II. 67.

4) Man behauptet, daß selbst die Englischen Jagdhunde einen Theil ihrer Vorzüge verlieren, wenn sie anderswohin gebracht werden. Nemnich S. 14. 2c. Die Hunde erhalten den Geruch und die Stimme wieder, sobald sie nach Europa zurückkommen. Degrandpré l. c.

5) Hunter's Account of Pegu p. 66. Scheep car-

Das Klima und der Boden der meisten Länder des heissen Erdgürtels sind dem Rindvieh und den Pferden nicht weniger feind, als den Hunden und Schaafen. Da sogar am Cap die einheimischen Kühe nur ein Drittel so viel Milch geben, als holländische [1]); so ist es nicht befremdend, daß man auf Java von dreyßig bis vierzig Kühen kaum so viel Milch erhält, als Eine deutsche Kuh liefert [2]). Auf eine ähnliche Art verhält es sich in der Gegend von Elmina an der Küste von Guinea [3]). Auch hier gewinnt man von zwanzig bis dreyßig Kühen kaum so viel Milch, als die Tafel des ersten Befehlshabers erfordert. Die größte und schwerste Kuh in der Nachbarschaft von Elmina hält nie mehr, als höchstens 250 Pfund. Das Fleisch dieser Kühe ist nicht bloß zähe und dürr, sondern hat auch einen widerlichen Ge-

ried from a cold te a warmer climate, soon undergo a remarkable change in the appearance of theis fluce; from being very fine, and thick id gradually becomes thin and coarse, till at length it degenerates into hair. Das Klima und der Boden von Neu-Süd-Wales sind den Schaafen nicht bloß günstiger, als das Klima und der Boden des Vorgebirges der guten Hoffnung, sondern, wie es scheint, als selbst das Klima und der Boden von Spanien und England. Die Wolle der Schaafe von Spanischer Art, welche man aus Neu-Süd-Wales nach England schickte, ward hier theurer, als die beste Spanische Wolle bezahlt. Man hat sogar die haarigen Schaafe vom Cap und aus Bengalen durch Vermischung mit Spanischen und Englischen Widdern so veredelt, daß sie treffliche Wolle liefern. Péron I. 402. 403.

1) Thunberg I. 242.

2) Wurmb und Wollzogen S. 124. 181. 420.

3) Bosmann S. 278.

schmack. Ein trauriger Beweis der Geringhaltigkeit oder der nicht-kernhaften Natur der Kühe um Elmina ist dieser, daß sie gleich allen übrigen Thierarten, und selbst den Negern, im Verhältniß ihrer Größe außerordentlich leicht sind, und immer um die Hälfte leichter befunden werden, als man sie nach ihrer Größe geschätzt hat [1]).

Pferde arten im heissen Erdgürtel viel mehr und viel allgemeiner, als Rindvieh aus. Es ist bekannt, daß das Rindvieh in den großen Antillen [2]), und in manchen Gegenden des Spanischen America [3]) zu einer solchen Größe, Schönheit und Fettheit gelangt ist, daß die größten, schönsten und fettesten Ochsen unsers Erdtheils nicht damit wetteifern können. Das Pferd hingegen ist in ganz America um vieles kleiner und häßlicher, und wenn auch nicht merklich kleiner und häßlicher, dennoch ungleich kraftloser geworden, als die Spanischen und Englischen Pferde, von welchen die in America abstammen [4]). Die Abkömmlinge der edelsten Pferde aus der Barbarey und aus Persien verlieren an der Küste von Guinea und in Siam gleich in der ersten Generation die Schönheit,

1) Bosmann l. c.

2) Dorvo-Soulastre sagt z. B. von St. Domingo p. 8. L'espèce des bêtes à cornes s'y est élevée à un degré de force et de perfection, qu'on a peine à se figurer. Les gras pâturages de la Suisse et de la Normandie ne fournissent point d'aussi belles bêtes rouges. Les vaches surtout sont d'une hauteur, et d'une ampleur énormes, et rendent un lait aussi abondant, que savoureux et agréable au goût. Ueber Jamaica, Long I. 418.

3) Gily IV. 119.

4) Burtram p. 215. Dobrizhofer I. 253. 257.

Größe, Stärke und Gutartigkeit ihrer Väter, und sehen Eseln oder Mauleseln ähnlicher, als Pferden [1]) In der Gegend von Elmina sinken sie nicht bloß unter die gewöhnliche Höhe von Eseln hinab, sondern werden auch so störrig, daß man sie den größeren und lenkbareren Eseln sehr weit nachsetzt [2]). Das Klima und der Boden der Länder des heissen Erdgürtels berauben allerdings auch die dahin verpflanzten Europäer vieler ihrer angebohrnen Vorzüge; allein die Wirkungen dieser physischen Ursachen auf den Menschen sind doch bey weitem nicht so schnell und auffallend, als diejenigen, welche sie in Hunden und Schaafen, im Hornvieh und in Pferden hervorbringen.

Daß die Menschen von äußeren physischen Ursachen weniger leiden, als die größeren Thiere, erhellt auch aus den Erscheinungen, welche man in den, der thierischen Schöpfung überhaupt am meisten feindseligen Gegenden wahrgenommen hat. Eine dieser, gleichsam von der Natur selbst verfluchten Gegenden [3]) ist das Königreich Sennaar, so weit es vom Nil überflossen wird, und mit dem vom Nil niedergesetzten fetten Schlamm bedeckt ist. In diesem Lande wüthet unaufhörlich ein ganzes Heer der schrecklichsten Krankheiten, und besonders werden Kinder haufenweise weggerafft [4]). Ungeachtet die Uebrig-

1) Projart S. 35. Snellgrave p. 31. Bosmann S. 280. Loubere I. 118.

2) Bosmann l. c.

3) Bruce VI. 387. Was and treason reem to be the only employement of this horrid people, whom Heaven has separeched .. from the rest of mankind: confining them to a accoursed spot ...

4) l. c. p. 380. 387.

bleibenden nie ein hohes Alter erreichen; so sind doch die Sennaar-Neger groß und stark, so stark, daß sie sich allen Ausbrüchen der gröbsten Sinnlichkeit überlassen können [1]). Hingegen kann in den Strecken, wo die Neger eben so üppig und schwelgerisch, als der Boden sind, kein Thier, weder zahmes, noch wildes nur Ein Jahr durch bestehen. Büffel, Kühe und Schaafe, Pferde, Esel und Mauleſel, Hunde und Katzen, Hühner und anderes zahmes Geflügel, selbst Löwen sterben unfehlbar gleich in dem ersten Abschnitt der Regenzeit, wenn man sie nicht in die benachbarten Wüsten rettet [2]). Mehrere Hunde und Mauleſel, welche Bruce aus Atbara mitgebracht hatte, kamen in den ersten vierzehn Tagen nach seiner Ankunft in Sennaar um. Weder zahme, noch wilde Thiere pflanzen ihr Geschlecht in Sennaar fort [3]). Bruce vermuthete mit Recht, daß die schrecklichen Wirkungen, denen die Thiere noch mehr, als die Menschen in Sennaar und den umliegenden Gegenden ausgesetzt sind, von irgend einer verborgenen giftigen Eigenschaft des fetten Bodens herrühren, weil alle diese Wirkungen aufhören, so bald die Thiere den Streifen des fetten Erdreichs verlassen, und den Sandboden der Wüste erreicht haben. Brucens Vermuthung

1) p. 380.

2) l. c. p. 381. No horse, mule, ass, or any beast of border, will bred, or even live at Sennaar, or many miles around it. Paultry does not live there. Neither dog, nor cat, sheep, nor bullock, can be preserved a season there. They must go all, every halfyear, to the sands. Though all possible care he taken of them, they fie in every place, where the fat earth is about the down during the first season of the rains.

3) beſ. 383. p.

erhält dadurch ein neues Gewicht, daß Menschen und Thiere ähnliche Veränderungen in Egypten finden: einem Lande, das von ältern und neueren Reisenden wegen der Trockenheit und Gesundheit seiner Luft gepriesen wird [1]). Alle Völker, welche Aegypten eroberten, arteten in wenigen Zeugungen aus, und unter den sogenannten Mammelucken, welche Aegypten beherrschen, war in mehreren Jahrhunderten auch nicht Einer, der eine dauernde Nachkommenschaft hinterlassen hätte [2]). Der Aegyptische Boden richtet die darauf versetzten Thiere noch mehr, als die eingewanderten Fremdlinge zu Grunde. Arabische Pferde werden runder und fleischiger, verlieren aber zugleich die ihnen eigenthümliche Kraft und Lebhaftigkeit [3]).

1) Man s. die von mir angeführten Schriftsteller im Götting. histor. Magaz. V. 730—33. VIII. 255. 256. und dann Browne p. 51. Olivier II. 141—145.

2) Die Mammelucken haben selten Kinder, und zu Brownens Zeiten fanden sich unter achtzehn Beys nur zwey, welche Väter von lebenden Kindern waren.

3) Nach Brucens Urtheile erreicht das Pferd seine höchste Vollkommenheit in Dongala und Nubien. VI. 429—32. Man behauptet, daß die Pferde in beyden Ländern von edlen Arabischen Pferden abstammen. Mir ist es wahrscheinlicher, daß die Dongalischen und Nubischen Pferde eine besondere Art ausmachen, wenn sie anders, etwa die Schnelligkeit und Ausdauer im Laufen ausgenommen, alle Vorzüge der Arabischen Pferde besitzen, und überdem noch viele Vorzüge vor diesen voraushaben. What figure the Nubian breed of horses would make in point of fleetness is very doubtful, their make being so entirely different from that of the Arabian; but it beautiful and symmetrical parts, great size and strength, the most agile, nervous, and elastic movements, great endurance of fatigue, docility of temper, and seeming attachment to man bey ond

Löwen büssen ihren Muth, Hunde ihre Geschwindigkeit ein, und selbst Adler und andere Raubvögel behalten in Aegypten nicht die Stärke und Kühnheit, welche sie in anderen heissen Ländern besitzen. Wenn es auf der ganzen Erde noch einzelne Flecken gibt, die dem Lande Sennaar in Rücksicht der schrecklichen Wirkungen auf die thierische Natur gleich oder nahe kommen, so sind es die Städte und Gegenden von Carthagena, besonders von Portobello im Spanischen America [1]). Vor dem J. 1740 wagte es keine schwangere Frau, in der Stadt Portobello niederzukommen; und wenn daher schwangere Weiber sich ihrer Entbindung näherten, so gingen sie nach Panama an der Südsee. Nach dem einstimmigen Urtheile der Einwohner von Portobello selbst verlieren Hausthiere, die dahin gebracht werden, ihre Fruchtbarkeit oder Zeugungskraft gänzlich. Die Ebenen und Berge um Portobello tragen dem Anschein nach ein reiches Futter; und doch bleiben die Ochsen so mager, daß man ihr Fleisch fast nicht genießen kann.

any other domestic animal, can promise any thing for a stallion, the Nubian is, above all comparison, the most eligible of the world. Weder der Boden und das Klima in Nubien sind von dem Boden und Klima in Arabien, noch die Nahrung der Pferde in den ersteren Ländern von dem Futter der Arabischen Pferde so sehr verschieden, daß man daraus allein den Abstand der Arabischen und Nubischen Pferde begreifen könnte. Anstatt daß man die Arabischen Pferde mit Gerste futtert, giebt man den Nubischen Durra. Die Arabischen Pferde erhalten bisweilen Stroh, und gehen im Frühling eine Zeitlang auf der Weide. Statt des frischen Grases wirft man den Nubischen Pferden gelblichte Graswurzeln vor. Bruce l. c.

1) Ulloa Voyag. I. 38 et sq. p. 82 et sq. p.

So wie nicht alle Hausthiere die Versetzung in ein anderes Klima und einen andern Boden gleich gut ertragen; so auch nicht alle Völker. Die ursprünglichen Bewohner Europens unterscheiden sich auch dadurch von den übrigen Nationen der Erde, daß sie durch moralische Ursachen viel stärker, durch physische hingegen weniger stark modificirt werden, als andere Menschenkinder: daß sie sich daher auch in alle Erdtheile und Zonen mit geringeren Gefahren verpflanzen lassen, und sich an das verschiedenste Klima und Boden eher gewöhnen, als andere Völker. Je beschränkter oder thierartiger Wilde sind, desto weniger konnten und können sie außer ihrer Heimath fortleben. Die Grönländer und andere ihnen ähnliche Wilde, welche man aus ihrem Vaterlande wegführte, starben in den ersten Wochen, oder Monathen, oder Jahren, wenn man sie auch auf das gütigste behandelte, und ihuen dieselbige Nahrung reichte, an welche sie von Kindheit an gewöhnt waren [1]). In allen Missionen des südlichen America entstand eine schreckliche Sterblichkeit unter den Wilden, welche man aus den Wäldern an die Ufer der nächsten Ströme versetzte [2]). Europäer, welche nach Westindien kommen, sind allerdings auch manchen Gefahren unterworfen, und leiden durch die Verpflanzung in ein anderes Klima und auf einen andern Boden viele und nachtheilige Veränderungen [3]). Allein sie gewöhnen sich doch viel leichter an das neue Klima und den neuen Boden, als die Neger, welche man aus Afrika nach Westindien bringt. Man läßt die

1) Cranz S. 355.
2) Piso p. 5. 12.
3) Historisches Magaz. VIII. 221. u. f. S.

neuangekommenen Neger meistens zwey bis drey Jahre nach ihrem Willen leben, oder braucht sie zu den leichtesten Arbeiten, um sie allmählich an die neue Heimath und ihre künftige Lebensart zu gewöhnen. Man pflegt der Neulinge während des Zeitraums des sogenannten Segsoning mit der größten Sorgfalt, und doch stirbt gewöhnlich ein nicht geringer Theil derselben entweder am Kinnbackenzwange, oder an anderen Krankheiten, deren Keim sie aus Afrika mitgebracht haben [1]). Man hat in allen Zuckerinseln wahrgenommen, daß Neger, die einmahl an die Luft und den Boden gewisser Pflanzungen gewöhnt waren, plötzlich erkrankten und häufig starben, wenn sie auf andere, nicht sehr entfernte Pflanzungen versetzt, und zu anderen, als den gewöhnten Arbeiten angehalten wurden.

Klima und Boden wirken nicht bloß auf Pflanzen stärker, als auf Thiere: auf Thiere stärker, als auf den Menschen: auf unedlere Völker stärker, als auf edlere: sondern sie wirken auch auf die einen ganz anders, als auf die übrigen: ja sie üben nicht einmahl auf alle Pflanzen oder alle Thiere gleichförmige Einflüsse aus: man kann sogar hinzusetzen, daß Klima und Boden dieselbigen Menschen und Völker auf eine widersprechende Art modificiren, indem sie einzelne Theile ihrer Natur verbessern, und andere hingegen verschlechtern. Alle diese Erscheinungen lehren, daß man von den Wirkungen physischer Ursachen auf Pflanzen nicht auf ähnliche Wirkungen in den Thieren, von den Wirkungen auf Thiere nicht auf ähnliche Wirkungen im Menschen, von den Wirkungen auf gewisse Pflanzen, Thiere und Völker nicht auf alle

1) Long VI. 432—437.

übrige Pflanzen, Thiere und Völker, endlich von einzelnen Wirkungen in denselbigen Menschen und Thieren nicht auf allgemeine gleichförmige Wirkungen zurückschließen dürfe.

Unter allen Gegenden der Erde sind anerkannter Maaßen die Länder des heissen Erdgürtels diejenigen, welche den fruchtbarsten Boden haben, und die größte Menge sowohl, als Mannigfaltigkeit von Nahrungsmitteln, Früchten, Gewürzen und Heilmitteln hervorbringen. Dieselbigen Länder enthalten auch eine viel größere Menge und Mannigfaltigkeit von Thiergattungen, als die Gegenden der gemäßigten und kalten Zone. Die Kräfte der belebenden und animalisirenden Natur sind in den Ländern des heissen Erdgürtels so mächtig und unaufhörlich wirksam, daß fast alle Reisende einstimmig bezeugen: es scheine, als wenn zwischen den Wendekreisen alles, selbst die Erde und die Luft lebten, oder sich regten. Wenn man aber Acht gibt, von welcher Beschaffenheit der außerordentliche Reichthum der thierischen Schöpfung in der heissen Zone ist; so findet man, daß er dem bey weitem größten Theile nach in reissenden, oder verheerenden, oder giftigen und menschenplagenden Geschöpfen besteht: daß die schädlichen Thiere, welche die heisse Zone mit den übrigen Erdgürteln gemein hat, ohne Vergleichung größer und scheußlicher in der erstern, als in den letzteren sind: daß endlich die Gattungen der nützlichen Thiere in der heissen Zone nicht bloß seltener sind, sondern auch einen viel geringern Werth haben, als anderswo [1]). Die Wälder der heissen Zone wimmeln von Löwen, Tiegern, Leoparden, Elephanten, Rhinocerossen, Büffeln und Hyänen: die Flüsse und

1) Proyart 35. u. f. S. Pitou I. 264. 65. 311. 12. II. 51. Stedman II. 94. 95.

Sümpfe von ungeheuren Kaimans, Krokodillen, Krö-
ten und Fröschen: die Felder, Gärten und menschli-
chen Wohnungen von monströsen Schlangen, Fleder-
mäusen, Ratten, Spinnen, Bremsen und Amei-
sen, oder von giftigen Mücken, Fliegen und Wür-
mern, welche letztere selbst in lebende Körper eindrin-
gen, oder in kurzer Zeit sich in jeder auch noch so klei-
nen äußern Wunde erzeugen [1]). Der Mensch hin-
gegen und die zahmen Thiere sind nicht bloß dem pe-
stilenzialischen Hauche des Klima und Bodens, son-
dern auch den beständigen Angriffen zahlloser Feinde
ausgesetzt, womit die Natur den Himmel, die Erde
und die Gewässer bevölkert hat.

Dasselbige Klima und derselbige Boden wirken nicht bloß auf Gewächse anders, als auf Thiere, auf wilde Thiere und schädliche Thiere anders, als auf zahme und nützliche, sondern auch auf verschiedene Gewächse, verschiedene zahme Thiere und verschiedene Völker auf eine ganz verschiedene Art. Anstatt daß alle übrige Europäische Pflanzen am Cap ausarten, veredeln sich der Weinstock, der Weizen, und beson-
ders der Blumenkohl so sehr, daß man den Saamen des letztern nach Holland schickt, wo er aber bald eben so sehr verliert, als die Saamen aller übrigen Ge-
wächse, welche man aus Holland nach dem Vorgebir-
ge der guten Hoffnung bringt [2]). Esel ertragen das

1) So sagt Pitou von den ungeheuren Fledermäusen, deren sich das Rindvieh nicht erwehren kann: Elles s'acharnent à son dos, l'ulcèrent; les monches sucent les plaies, y deposent les oeufs; des vers surviennent; car ici toutes les plaies, qui restent à l'air, sont pleines de vers dans les vingt-quatre heures.

2) I. 99. 244. Thunberg.

heisse Klima besser, als Rindvieh und Pferde; und Ziegen besser, als Schaafe [1]). Unter allen Hausthieren gedeiht keins in den Ländern des heissen Erdgürtels besser, als das Schwein. Wenn die Schweine der heissen Zone auch nicht grösser, oder nicht einmahl so groß sind, als in Europa; so ist ihr Fleisch ohne Vergleichung kernhafter, wohlschmeckender und gesunder, so gesund, daß man es selbst Kranken und Genesenden reicht [2]). Auch das zahme Geflügel, Tauben, Hühner und welsche Hahnen, Enten und Gänse sind in den meisten Gegenden des heissen Erdgürtels größer, fetter und schmackhafter, als in der gemäßigten Zone [3]).

Dasselbige Klima und derselbige Boden machen auf verschiedene Völker eben so entgegengesetzte Eindrücke, als auf verschiedene Pflanzen und Thiere. Die Neger klagen über Kälte, wann die Europäer vor Hitze verschmachten wollen [4]). Bruce sah die Neger bey einer Hitze von 116°, ja sogar 150° Fahrenheit schwere Arbeiten verrichten, während er selbst in einem durch reichliche Wassergüsse abgekühlten Zimmer ganz entkräftet und zu den geringsten Bewegungen unfähig auf einem Teppich ausgestreckt lag [5]). Die Neger befinden sich am besten in der nassen, die Europäer in der trockenen Jahrszeit [6]) Die eigenthüm-

1) Bosmann S. 279. 280.
2) Stedmann I. 122. Bosmann S. 281.
3) Bosmann und Stedmann ll. cc. Ausnahme sind bloß einige Strecken von der Westküste von Afrika. Bosmann l. c. und Degrandpré I. 15. und dann die Halbinsel Decan, wo besonders die welschen Hahnen schwer aufzuziehen sind.
4) Mungo Park p. 37.
5) VI. 394. VII. 99.
6) Des Marchais IV. 9.

liche Organisation der Neger, welche ihnen die nasse Jahrszeit am zuträglichsten macht, ist wahrscheinlich auch die Ursache, daß sie auf der Insel St. Thomas, einem für die Europäer höchst gefährlichen Aufenthalt, ein Alter von hundert, bis hundert und zwanzig Jahren erreichen [1]), und daß ihre Gesundheit auf den pestilenzialischen Reispflanzungen in den südlichen Provinzen des freyen Amerika nichts leidet, wo Europäer entweder aufgerieben, oder bis auf den Tod entkräftet werden [2]). Das niedere Mingrelien hat sehr viele Aehnlichkeit mit den Gegenden des freyen Amerika, wo Reis gebaut wird, und bringt daher auch in Fremdlingen fast dieselbigen Wirkungen hervor. Europäer werden in dem niederen Mingrelien innerhalb eines einzigen Jahrs bis zur Scheußlichkeit entfleischt und verhäßlicht. Die Eingebohrnen hingegen behaupten dem ungesunden Boden und Klima zum Troß ihre angestammte Schönheit unverändert; nur erreichen sie selten ein Alter von sechszig Jahren, leben wenigstens nie über das sechszigste Jahr hinaus [3]). Fast noch merkwürdiger als die verschiedenen Wirkungen desselbigen Klima und Bodens auf Mingrelier und Europäer, sind die Wirkungen desselbigen Grades von hoher Hitze auf dieselbigen Europäer in verschiedenen Gegenden und Zonen. Auf der Insel Sumatra steigt das Thermometer im Schatten nie über 86°. Wenn es aber bey Sonnen-Aufgang auf 70° herabfällt, so empfinden die Europäer einen peinlichen Frost, der bis zum Zähnklappern geht [4]).

1) l. c. p. 5.
2) Ruchef. IV. 104.
3) Chardin I. 56. Voyag. au Nord VII. 109. 176.
4) Marsden p. 12.

Schon ältere Reisende bemerkten, daß man die äusserste Hitze nicht in den Gegenden unter der Aequinoctial-Linie, oder innerhalb der Wendekreise, sondern vielmehr in den Ländern empfinde, die zwischen dem 23—30—35° der Breite liegen: also im nördlichen Hindostan [1]), in Karamanien [2]), an den nackten Küsten von Arabien [3]), endlich in den Ebenen von Mesopotanien und der Arabischen Wüste [4]). Man suchte den Grund davon theils in der grösseren Länge des Tages, theils in der grösseren Trockenheit der Luft, wodurch die zuletzt genannten Länder sich von den tropischen Gegenden unterscheiden [5]). Allein keiner setzte es so genau auseinander, als Bruce, daß man die Wirkung der Hitze auf den menschlichen Körper gar nicht nach den Graden des Thermometers bestimmen könne, und daß derselbige Grad der Hitze, welchen das Thermometer anzeige, in feuchten und trockenen Gegenden die verschiedensten, ja fast entgegengesetzte Wirkungen hervorbringe [6]). Wenn das Thermometer zu Loheia an der Arabischen Küste auf 90° steht, so empfindet man eine außerordentliche Hitze, das heißt, eine solche Hitze, wo ein gesunder Mann, der bloß mit einem Hemde bekleidet, und in vollkommener Ruhe ist, unmäßig schwitzt, wo jede Bewegung peinlich, und die Kniee so schwach sind, wie nach einem heftigen Fieber. In dem schwülen und feuchten Sommer hingegen fand Bruce die Luft,

1) Bernier II. 257—262.
2) Chardin II. 219.
3) Niebuhrs Beschr. S. 7. Bruce VI. 392.
4) Hevenot II. 99. de Pages I. 303.
5) Parry p. 24. 25.
6) VI. 285. 392—344.

wenn Fahrenheits Thermometer zwischen 70—78° schwebte, kühl; wenn zwischen 79—92° gemäßigt, und erst wenn es über 92° stieg, warm [1]). Die Wirkungen der äußersten Hitze fühlt man bloß in Karamanien, in der Arabischen und den großen Afrikanischen Wüsten, auch in solchen Gegenden, die von brennenden dem Samiel ähnlichen Winden heimgesucht werden [2]). Die Wirkungen der äußersten Hitze [3]) bestehen in einem gänzlichen Hinschwinden aller Kräfte, in einer beständigen Geneigtheit zu Ohnmachten, und in einer Zusammenziehung der Haut, wodurch alle Ausdünstung gehemmt und die Stimme verändert wird: die zugleich ein Gefühl erregt, als wenn eine Schnur um die Schläfe gezogen, und der Kopf größer und leichter wäre, als gewöhnlich.

Die beyden letzten Punkte, welche ich in Beziehung auf die äußeren physischen Ursachen zu berühren gedenke, sind diese: daß unter allen Zonen die heisse der Natur der Europäer am feindseligsten ist, und daß diese in den Afrikanischen und Asiatischen Ländern innerhalb der Wendekreise nicht weniger, als in den Amerikanischen leiden: zweytens, daß verpflanzte Europäer außerhalb der Wendekreise, am meisten in Amerika und Afrika, weniger in Asien, am wenig-

1) In Amerika ist der nämliche Grad der Hitze erträglicher bey trockener als bey feuchter Luft. Wald S. 118.

2) Von dieser Art Winden sind die Ost- und Südostwinde in Aleppo. Russell I. 66. Die Nordostwinde in Cairo und Philadelphia, Volney Tableau p. 182. Die Landwinde von der Coromandelküste. Sonmer I. 22. Der Hermattan von der Westküste von Afrika. Winterbotton I. 40. Mathews p. 32—34.

3) Extreme hot, Bruce VI. 393.

sten in den Südländern und auf den Inseln der Südsee ausarten.

Allen Vermuthungen nach ist die Ostküste von Afrika innerhalb der Wendekreise noch feuchter, heisser und verderblicher, als die Westküste. Weil wir aber von jener weniger genaue und zuverläßige Nachrichten haben, als von dieser, so beschränke ich mich auf die leztere, besonders auf die Strecken, die von dem Sierra Leona bis nach Congo und Benguela hinab liegen [1]).

An der ganzen Westküste von Afrika ist die Luft so feucht, daß man Zucker und Salz nur mit genauer Noth in einem festen Zustande erhält. Metalle werden so schnell und so stark vom Roste angegriffen, daß man eine dicke Stange Eisen, die mehrere Jahre auf der Erde gelegen hat, ohne Mühe in kleine Stücke zerbrechen kann [2]). Aus diesen Wirkungen der Luft und des Bodens auf harte leblose Körper kann man schon vermuthen, welche Einflüsse beyde auf die zarten Leiber von Europäischen Fremdlingen ausüben müssen. Die meisten Europäer werden nicht lange nach ihrer Ankunft an der Küste, besonders dem Theile, welchen die Engländer Leeward Coast nennen [3]), von tödtlichen Krankheiten hingerafft [4]). Diejenigen, welche die Krankheiten der Westküste überstehen, werden dadurch so geschwächt, daß sie eher Sterbenden als Ge-

1) Bosmann 134. u. f. S. Winterbotton I. 1—31. Amural p. 280. Römer S. 226. 227. 286. des Marchais II. 121. III. 5. Proyart S. 9. 105. 185. Mathews p. 32—37.

2) Winterbotton I. 31.

3) Winterbotton I. 1. 2. p.

4) Bosmann, Römer u. s. w. ll. cc. des Marchais III. 5.

funden gleichen, und zu allen nur einigermaßen anstrengenden Arbeiten des Körpers und Geistes durchaus unfähig sind. Das Klima und der Boden der Westküste von Afrika richten den Geist und das Gemüth von Europäischen Ankömmlingen nicht weniger als ihre Leiber zu Grunde. Amural [2]) und Biares [3]) bemerkten es an sich und ihren Begleitern, daß selbst ein nicht langer Aufenthalt an der Afrikanischen Küste die Geisteskräfte überhaupt, besonders Gedächtniß und Einbildungskraft auslösche: daß die pünktlichsten Menschen alle Befehle und Aufträge, welche man ihnen mit großem Ernst, und zu widerhohltenmalen gab, in wenigen Augenblicken gänzlich vergessen; und daß in dieser Auslöschung des Gedächtnisses und der Phantasie der Grund liege, warum man so schwache und dunkle Bilder aller Gegenstände zurückbringe, welche man in Afrika gesehen und bewundert habe. Die Heiterkeit und Humanität der Europäer gehen an der Afrikanischen Küste eben so unwiederbringlich verlohren, als ihre Gesundheit und Geistesstärke. Fast alle Europäer werden in dem ersten, oder doch in den ersten Jahren ihrer Ankunft ungesellig, mürrisch, hart, und selbst grausam. Manche nehmen sich selbst das Leben. Noch mehrere sterben vor Gram. Weil die Engländer diese Wirkungen des Afrikanischen Klima kennen, so verbieten sie, so bald sie sich der Küste nähern, alles Schelten und Fluchen, oder was sonst Anlaß zum Verdruß geben kann. Sie setzen sogar, Strafen von großen Ver-

2) p. 280. .. mais malheureusement nos facultés physiques et morales sont tellement altérées, que l'on ne rapporte, qu'une faible teinte de tout ce, qu'on y a vû et admiré.

3) p. 221. 258.

brechen ausgenommen, die gewöhnlichen Züchtigungen von Matrosen aus, um diese nicht zur Verzweiflung zu treiben.

Die Asiatischen Länder und Inseln, welche im heissen Erdgürtel liegen, sind eben so wenig, als die Afrikanischen, der Gesundheit und dem Leben der Europäer gefährlich [1]). Von einigen, nahmentlich von Hindostan und manchen Gegenden in Decan kann man sogar rühmen, daß sie Europäische Fremdlinge manchen Krankheiten entnehmen, denen sie in ihrem Vaterlande unterworfen sind [2]). Dagegen werden die nach Hindostan und in andere Ostindische Länder verpflanzten Europäer von einem beständigen Uebel verfolgt, nämlich von einer unnennbaren Mattigkeit, gegen welche man gar kein Mittel finden kann. Europäische Abkömmlinge büßen selbst an der Malabarischen und Coromandelischen Küste nach einem Aufenthalt von wenigen Monaten ihre blühenden Farben, ihr Europäisches Blut, und mit diesem die Europäische Kraft und Thätigkeit ein [3]). Die stärksten Europäer können in Hindostan, auf den Philippinen u. s. w. nicht nach gewohnter Art arbeiten, wenn sie auch noch so gern wollen, und diejenigen, die dieses zu erzwingen suchen, werden dafür mit Verrücktheit, oder tödtlichen Krankheiten gestraft [4]). Die Kinder von Europäern, die in Indien gebohren werden, sind kraftloser und träger als ihre Väter, und diese Aus-

1) Die gefährlichste Gegend in Ostindien ist die Stadt Batavia. S. das Gött. histor. Magazin V. 24. u. f. S.

2) Bernier II. 31.

3) Munro Narrat. p. 94. 96.

4) Loubere I. 195. Gentil II. 94.

artung nimmt mit jeder Zeugung zu: weßwegen es allenthalben als ein untrüglicher Erfahrungssatz anerkannt ist, daß Creolen um desto verächtlicher sind, je länger ihre Vorfahren sich in Indien angesiedelt haben [1]). In eben dem Grade, in welchem sich der Gaumen der Europäer an die hochgewürzten, oder brennenden Gerichte von Indien gewöhnt, verhärtet sich auch ihr Herz; und mit der Kraft des Körpers und Geistes schwinden zugleich die angestammten Tugenden der Menschlichkeit, der Vaterlandsliebe, der Großmuth u. s. w. dahin [2]). Die Britten vergessen in Indien ihre Ordnung und Pünktlichkeit: die Holländer ihre Reinlichkeit, Sparsamkeit nnd Arbeitsamkeit [3]). Unter den Ersteren wird es an der Coromandelküste für schimpflich gehalten, auf seine häuslichen Angelegenheiten Acht zu geben, und unter den Andern die geringsten Handarbeiten selbst zu verrichten: weßwegen selbst mäßige Häuser 20. 30. 50. 60. 120. Sclaven und Sclavinnen nöthig haben [4]). Das Leben, was die nicht ganz gemeinen Europäer in Indien führen, ist im Durchschnitt ein thierisches Leben [5]). Befehlen und Aufsicht führen sind fast die einzigen Arbeiten der herrschenden Europäer. Sonst werden Tage und Nächte entweder in weichlicher Ruhe, oder in wilder Ueppigkeit und Schwelgerei hingebracht.

Die Wirkungen des Klima und Bodens in den Westindischen Inseln und in den heissen, niedrigen

1) Loubere I. 273. Dampier 198.
2) Munro l. c.
3) Munro p. 20. &c. Valentyn II. 342. 343. Barrows Cochinchina p. 208—215.
4) ll. cc. u. von Wurmb S. 125.
5) Munro, Gentil u. Barrow ll. cc.

und feuchten Provinzen des Amerikanischen Continents, die innerhalb der Wendekreise liegen, sind viel genauer beobachtet und beschrieben worden, als die der tropischen Länder in Asien und Afrika, mit welchen sie im Ganzen übereinstimmen. Manche Gegenden am Mexikanischen Meerbusen und an der Südsee, auch Guiana tödteten und tödten noch bis auf den heutigen Tag eben so viele Europäer, als die wegen ihrer Ungesundheit am meisten berüchtigten Strecken in Asia und Afrika. Selbst auf den am besten angebauten Westindischen Inseln kommen wenige Europäer an, die nicht in den ersten Wochen oder Monaten den sogenannten Tribut bezahlen, und irgend eine heftige Krankheit ausstehen müssen [1]). Die Natur braucht solche Krankheiten als Krisen, wodurch der Körper von Fremdlingen dem Klima assimilirt oder gleichgestimmt wird. Die Wenigen, welche mit schweren Krankheiten verschont bleiben, erfahren nichts destoweniger in den ersten Monaten eine gänzliche Verwandlung der Natur. Die Rosen der Wangen verbleichen. Das süße und heisse Europäische Blut verdünstet, und erst dann, wann dieses verflogen ist, werden Ankömmlinge weniger von den Moskiten geplagt. Die Einflüsse des Klima der tropischen Gegenden von Amerika auf die Farbe der dahin verpflanzten Europäer, und der von diesen abstammenden Creolen sind viel weniger gleichförmig, als man erwarten sollte. Die meisten acclimatisirten Europäer werden, und die meisten Creolen sind bleichgelb, oder erd- und bleifarbig: eine Veränderung, welche man, wie schon Marsden richtig bemerkte, viel weniger den unmittelbaren Einwirkungen der Sonne und Luft auf

1) Oldendorp I. 232. u. f. S. West 13. u. f. S.

die äußere Haut, als der durch gallichte Beschwerden verdorbenen Blutmasse zuschreiben muß [1]). Manche Creolen in Jamaika erhalten eine charakterische Röthe: welche Röthe sich wieder verliert, wenn Creolen-Kinder früh nach Europa geschickt werden, und sich lange daselbst aufhalten [2]). Bräunliche Personen, oder solche, die von Natur eine dickere Haut haben, werden je älter, desto dunkler gefärbt [3]). Schwerer zu erklären ist es, warum viele Europäer und deren Nachkömmlinge auf der Insel Martinik eben so weiß bleiben, als sie oder ihre Vorfahren in Europa waren: noch mehr, wann die Creolen nicht bloß in dem schönen und gesunden Quito und Chili, sondern sogar in der Stadt Quajaquil weisser und blonder werden, als die Spanier in Europa sind [4]). In der Stadt Quajaquil, die unter 2° 11′ S. B. liegt, ist die Hitze nicht minder groß, als in Panama und Portobello, d. h. das ganze Jahr durch eben so groß, als in Paris, wenn sie im Sommer den höchsten Grad erreicht hat. Spuren dieser räthselhaften Erhellung zeigen sich auch in anderen tropischen oder wenigsteus sehr heissen Gegenden. Sowohl in Sumatra [5]) als

1) p. 40. .. but shall only remark, that the sallow and adust countenances, so commonly acquired by Europeans, who have long resided in hot climates, are more ascribable to the effect of bilions distempers, which almost all are subject to in a greates as lesser degree, than of their expositure to the iufluence of the weather, which few but scofaring people are liable to, and of which the impression is seldom permanent.

2) Long II. 262. 274. Ramsay p. 212.

3) Long l. c. p. 261.

4) Ulloa Voy. I. 145. 228. II. 34. 49.

5) Marsden p. 46.

in Batavia [1]) sind die Kinder von Europäern eben so weiß oder noch weisser als in Europa; und in Neuholland haben die Creolen-Kinder fast ohne Ausnahme weisses Haar und schwarze Augen [2]). Meine Leser erinnern sich, daß die Hindus in der grösten Hitze beständig kalte Hände haben, und daß die Araber sowohl als die Türken in der heissen Jahrszeit Negerinnen wegen ihrer kalten Haut allen übrigen Weibern vorziehen. Marsden berichtet, daß die Hände der Eingebohrnen von Sumatra, und selbst der Blendlinge, welche Europäer mit den eingebohrnen Weibern zeugen, beständig kalt sind [3]). Auch das Westindische Klima verähnlicht die Creolen in diesem, wie in anderen Stücken, den ursprünglichen Bewohnern des heissen Erdgürtels, indem die Haut der Erstern viel kälter als die von Europäern ist [4]).

Die Creolen in Westindien gewinnen eher an Größe als sie verlieren [5]); desto mehr aber büßen sie an Kraft oder ausdauernder Stärke ein. Die stärksten Europäer fühlen eine unaussprechliche Ermattung, wenn sie nur eine halbe Stunde in der Sonne gehen;

1) Verhandl. der Batav. Genotsc. II. 218.

2) I. 47. Turnbull.

3) p. the hands of the natives, and even of the half .. breed, are always cold to the toush, which J cannot account for otherwise than by a supposition, that from the lefs degree of elasticity in the solids, occasioned by the heat of the climate, the internal action of the body, by which the fluids are put in motion, is lefs vigorous, the circulation is proportionably languid, and of course the diminished effect is most perceptible in the extremities, and a coldneſs there is the natural consequeuce.

4) Edwards II. 110.

5) Edwards II. 10.

und wer in Westindien wie in Europa arbeiten wollte, würde in kurzer Zeit ein Raub des Grabes werden [1]). Am Oronoko erschlaffen und verlängern sich die Muskeln so sehr, daß man die Arme und andere Theile des Körpers fest mit Binden umwickeln muß, wenn man verhüten will, daß die Muskeln ihren Ton ganz verlieren [2]). Die Creolen sind zu anstrengenden Arbeiten und Unternehmungen viel weniger fähig, als die nach Westindien versetzten Europäer [3]). Wegen ihrer Schwäche und Schlaffheit entwickeln sich die Körper der Creolen und Creolinnen früher, welken aber und sterben auch früher dahin, als die Eingebohrnen unsers Erdtheils [4]). Es ist in Jamaika gar nichts seltenes, zwölfjährige Mütter zu sehen [5]). Dagegen sind die Creolinnen sehr oft schon im zwanzigsten Jahre verblüht, und im dreyßigsten haben sie ein Ansehen von Verfall, welches man in Europäerinnen oft nicht im fünfzigsten wahrnimmt [6]).

Natürliche Folgen der Schwäche und Schlaffheit der Creolen und Creolinnen sind eine außerordentliche Beweglichkeit ihrer Gliedmaßen und eine auffallende Indolenz. Wegen der Beweglichkeit ihrer Gliedmaßen übertreffen die Creolen und Creolinnen in Westindien und dem südlichen Amerika bey gleicher Uebung die Bewohner und Bewohnerinnen unsers

1) I. 238. Oldendorp.
2) Gily II. 26.
3) Long II. 307.
4) Long und West ll. cc. Perrin du Lac p. 105—107. Edwards II. 12. Biblioth. Americaine Livrais. VII—IX. 252.
5) Long II. 285.
6) Long, Biblioth. Americ., Perrin, Edwards, ll. cc.

Erdtheils ohne Vergleichung im Tanzen, Fechten und andern Leibesübungen [1]). Dagegen scheuen sie jede anstrengende Arbeit auf das äußerste, und selbst alsdann, wenn sie arbeiten, leisten sie nicht halb so viel, als Europäer [2]). Das heisse Amerikanische Klima schadet sonst dem schwächern Geschlecht weniger als dem stärkern, denn Creolinnen erkranken seltener, leben länger [3]), und besitzen mehr Lebhaftigkeit, als die Creolen; fast aber scheint es doch, als wenn es die ersteren noch indolenter mache, als diese. Die Creolen im Spanischen Amerika sitzen ganze Tage auf ihren Sophas, ohne sich zu bewegen. Sie erheben sich nicht einmahl, um zu Tische zu gehen, sondern lassen sich kleine Tafeln mit Speisen vor ihre Sophas bringen [4]). Der schleppende Gang, die schwache Stimme, und die matte ziehende Aussprache der Creolinnen in Westindien verrathen eben so sehr Entkräftung als Trägheit [5]).

Selbst

1) Long II. 261. Edwards II. 10.
2) Frezier p. 440.
3) Stedmann I. 28. 29.
4) Frezier l. c.
5) Edwards II. 11. To a stranger newly arrived, the ladies appear as pist risen from the bed of sickneſs. Their voice is soft and spiritleſs, and evry step betrays lanquor and lassitude. Robin VII. 213. Ces indolentes Dames Créoles, entourées de leurs esclaves, ne sauroient se baisser pour ramasser un chiffon échappé de leurs indolentes mains; elles ne marchent pas, elles se trainent. A la Louisiane une esclave les suit pour porter le réticule; leur languissante prosodie n'enonce, que des accens traînans, chaque syllabe s'allonge, comme si la voix expirante articulait ses derniers sons. Auch Perrin du Lac p. 35.

Selbst in der Bildung mehrerer Theile des Körpers zeigen sich unverkennbare Spuren eines der Natur von Europäern nicht günstigen Klima. Die Creolen haben nemlich stärker hervorragende Backenknochen, tiefer hervorgehende Augenlieder, höhere und weniger ausgefüllte Waden, als die Europäer [1]). Auch diese Eigenthümlichkeiten der Creolenbildung verlieren sich großentheils, wenn Kinder früh nach Europa geschickt werden [2]). Aus diesem Umstande kann man mit Recht folgern, daß die angeführten Merkmahle wenigstens eben so sehr Wirkungen des Westindischen Klima, als der Milch von Negerinnen seyen. Die Creolinnen in Peru und Chili sitzen nicht bloß mit untergeschlagenen Beinen, wie die Morgenländerinnen, sondern halten auch sehr kleine Füße für eine große Schönheit, und umwickeln deßwegen die Füße ihrer Töchter fest mit Binden, um das Wachsthum derselben zurückzuhalten [3]). Die Creolen und Creolinnen in Brasilien ahmen den Chinesinnen noch in einem andern Stücke, nämlich darin nach, daß sie die Nägel des Daumens, oder des Vorderfingers, oder beyder lang wachsen und in eine Spitze sich endigen lassen [4]).

Die Einflüsse des Klima und Bodens in den heissen Gegenden der neuen Welt auf die geistige und sittliche Natur der dahin verpflanzten Europäer sind noch auffallender, als die Veränderungen, welche die-

1) Ramsay p. 212. 217. Long II. 261. Edwards II. 10.

2) Long u. Ramsay ll. cc.

3) Bayer S. 221. 232. Vidaure S. 154. Ulloa Voy. I. 31. Frezier p. 249.

4) Lindley p. 213.

selbigen Ursachen in dem Körper hervorbringen. Die Sinne der Creolen, sowohl in Westindien, als im Spanischen Amerika schärfen sich um viele Grade [1]). Wegen ihres scharfen Gesichts sind die Creolen in Westindien die vortrefflichsten Jäger oder Scharfschützen und die Spanischen Creolen entdecken mit der Scharfsichtigkeit Amerikanischer Wilden sowohl die Fußtritte von Menschen, als die Fußtritte ihres Viehs, wenn es sich auch zwanzig Stunden weit verlaufen hat. — Dieselbigen Creolen aber verlieren viel mehr an Geist, als sie an Sinnen-Schärfe gewinnen. Alle Europäische Reisende erstaunten darüber, daß die Geisteskräfte der Creolen sich noch schneller entwickeln, aber auch schneller sinken, als die Kräfte des Körpers [2]). Zwey- oder dreyjährige Kinder reden in Peru, u. s. w. mit mehr Geist, als Europäische Kinder von einem doppelten Alter. Junge Creolen beweisen viele Lernbegierde bis zum zwanzigsten, höchstens bis zum dreyßigsten Jahre. Allein alsdann lassen sie auf einmahl nach, und vergessen in kurzer Zeit wieder, was sie in manchen Jahren eingesammelt haben: weßwegen man sprichwortsweise von den Creolen sagt, daß ihr Geist schon wieder abnehme, wann der Geist der Europäer sich seiner größten Stärke nähere. Weder die Westindischen Inseln, noch die Spanischen und Portugiesischen Provinzen im südlichen Amerika haben jemahls einen ausgezeichneten Künstler oder Schriftsteller hervorgebracht [3]). Die Geistesschwäche und Trägheit der Creolen waren nicht weniger, als die gleich zu erwähnenden Gebrechen des Gemüths die Ursache, daß im Spanischen Amerika

1) Long II. 261. Pages I. 87.
2) Bes. Ulloa Voy. I. 31. 32.
3) L. c. u. Biblioth. Americ. Livrais. VII — IX. 263.

die Creolen der Regel nach von allen angesehenen weltlichen und geistlichen Würden ausgeschlossen wurden, und daß man sie nicht einmahl in die Kapitel und Klöster aufnahm [1]). Die Creolinnen im südlichen Amerika geben, wie die in den Afrikanischen und Ostindischen Colonien gebohrenen, Europäern einen entschiedenen Vorzug vor den Creolen [2]).

Eben das Klima und eben der Boden, welche die Gesundheit der verpflanzten Europäer schwächen, und ihre Körperkräfte, selbst ihre Empfindlichkeit vermindern, entzünden zugleich eine solche Sinnlichkeit, oder erregen eine solche Gefräßigkeit, und einen solchen Hang zur Völlerey, besonders zur sinnlichen Liebe, die den Einwohnern der Mutterländer gänzlich unbekannt sind. Die Portugiesen und Spanier übertreffen alle Völker unsers Erdtheils durch ihre Mäßigkeit im Essen, und im Genuß von geistigen Getränken. Diese Mäßigkeit nimmt schon merklich in den Spaniern und Portugiesen bald nach ihrer Ankunft in der neuen Welt ab, und verliehrt sich gänzlich in den Kindern, welche sie in ihrer neuen Heimath zeugen [3]). Die Spanischen Creolinnen essen beynahe den ganzen Tag, halten wenigstens drey Frühstücke vor dem Mittagsessen und eben so viele Gouters vor dem Abendessen [4]). Die Speisen sind insgesammt so stark gewürzt, daß Männer und Weiber wegen des dadurch verursachten heftigen Reitzes während der ganzen

1) Gage I. p. 6. 7. Labat Voy. d'Espagne I. 31. 32.
2) Stedman I. 28. 29.
3) Ueber Unmäßigkeit der Creolen und Creolinnen in Brasilien, Barrow's Cochinch. p. 89—92. Lindley p. 273. im Spanischen Amerika, Biblioth. Americ. l. c. p. 252. 259. in Jamaica, II. 265. Long.
4) Biblioth. Americ.

Mahlzeit Thränen vergießen [1]). Die Lieblingsgewürze der Creolen sowohl in Westindien, als im südlichen Amerika sind Piment und Knoblauch; und das Lieblingsgericht der Spanischen Creolen das sogenannte Bohnengericht, das durch Piment und Knoblauch die Farbe von Dinte erhält [2]). Die Spanischen Creolen berauschen sich häufig in Rum und andern geistigen Getränken [3]); so wie die Englischen Creolen und Creolinnen auf Jamaica in Laudanum, welches sie als das wohlfeilste und schnellste Mittel preisen, wodurch man sich eine süße Trunkenheit oder Vergessenheit seiner selbst zuziehen könne [4]). Beyde Geschlechter im Spanischen und Portugiesischen Amerika schweifen in dem Genuß der sinnlichen Liebe noch mehr aus, als in dem Genuß von hitzigen Speisen und berauschenden Getränken [5]). Wenn die Englischen Creolinnen auch zurückhaltender sind, als ihre Portugiesischen und Spanischen Schwestern, so geben doch die Englischen Creolen auf Jamaica in Rücksicht auf Ueppigkeit den Portugiesischen und Spanischen wenig oder nichts nach [6]). Die Englischen Creolen gestehen, daß sie durch den übermäßigen Genuß sinnlicher Vergnügungen ihrer Gesundheit schaden, und ihr Leben vor der Zeit abkürzen. Allein

1) L. I.

2) Gage II. 118.

3) Frezier p. 441.

4) II. 265. 545. Long. Bey diesem Zeugnisse von Long begreife ich nicht die Lobsprüche, welche Atwood p. 211. 212. und Edwards II. 11. sowohl der Nüchternheit und Mäßigkeit, als der Keuschheit der Englischen Creolinnen ertheilen.

5) Frezier, Lindley und Barrow II. cc.

6) Long II. 261. et sq. p.

sie trösten sich damit, daß sie in wenigen Stunden ihr Daseyn mehr genossen, als die Bewohner kälterer Zonen in ganzen Tagen und Wochen.

Dieselbigen physischen Ursachen, welche die Sinnlichkeit der in das heisse Amerika verpflanzten Europäer so sehr vermehren, erregen oder verstärken auch andere selbstsüchtige Leidenschaften. Manche Reisende beschuldigten die Britten eines unleidlichen Stolzes, einer zu starken Begierde zu gewinnen und eines unbiegsamen Starrsinns in der Verfolgung ihrer Entwürfe. Allein selbst ihre Feinde warfen ihnen nie Eitelkeit, Vernachläßigung ihrer häuslichen Angelegenheiten, unüberlegte Verschwendung und schwache Unbeständigkeit in ihren Unternehmungen vor. Um desto sonderbarer ist es, daß die Creolen in Jamaica alle diese unbrittischen Gebrechen an sich haben. Eine unverzeihliche Fahrläßigkeit in Ansehung ihrer Pflanzungen, und des Ertrags sowohl, als des Aufwandes der Pflanzungen ist nur zu oft die Ursache, daß die Pflanzer aus Englischem Blut in Schulden- und selbst in einen gänzlichen Untergang gestürzt werden. Sehr viele Pflanzer halten eine kostbare Tafel nicht sowohl aus Leckerhaftigkeit, als aus Eitelkeit und Prunksucht; und diese kostbare Tafel ist eine der gewöhnlichsten Arten der Verschwendung, wodurch der Wohlstand mancher Familien in Jamaica untergraben wird [1]). Ein noch gemeinerer Fehler der Englischen Creolen ist eine schimpfliche Unbeständigkeit in ihren Unternehmungen, indem sie sehr oft etwas mit der größten Hitze anfangen, und dann in kurzer Zeit das angefangene Geschäfft so liegen lassen, als wenn sie nie daran gedacht hätten. Die Eitel-

1) Long II. 265.

keit, die Prunksucht und der Stolz der Spanischen Creolen gehen bis zur höchsten Lächerlichkeit, oder bis zu einem gänzlichen Vergessen alles dessen, was sie sich selbst, oder ihrer Würde und ihrem Stande schuldig sind. Zu Gage's und Freziers Zeiten putzten und kleideten sich die Ordensgeistlichen von beyderley Geschlecht eben so kostbar, als die eitelsten Kinder der Welt [1]). Vorsteher von Klöstern rühmten sich öffentlich der Gunst mehrerer Damen, und gaben sich alle Mühe für die galantesten Männer ihrer Stadt und Gegend gehalten zu werden. Zu den widersinnigsten Aeußerungen der Creolischen Eitelkeit gehörte diese, daß die Doms, wenn sie ihren Hunger auch bloß mit dem widerlichen Bohnengericht der Indianer gestillt hatten, sich dennoch nach der Mahlzeit eine halbe Stunde vor ihren Häusern sehen ließen, und mit großem Geräusch ihre Kleider, ihre Wäsche, ihre Zähne, und ihren Bart säuberten, um dadurch zu erkennen zu geben, daß von den vielen Speisen ihrer reichbesezten Tafel sehr leicht etwas hätte zurückbleiben können. Kam alsdann Jemand von ohngefähr zu ihnen, so wußten sie immer noch ein Bröckchen irgendwo zu entdecken, und indem sie dieses wegnahmen, riefen sie aus: welch' ein herrliches Rebhuhn habe ich diesen Mittag gegessen [2])!

Die Creolen im heissen Amerika verlieren mit dem Geiste ihrer Stammvölker zugleich einen Theil der hohen Empfindlichkeit gegen die Freuden und Leiden Anderer und aller aus dieser Empfindlichkeit entstehenden sittlichen Gefühle und Triebe, die den besseren Bewohnern unsers Erdtheils eigen sind. Die geringere Menschlichkeit der Creolen offenbart sich zuerst

1) Gage I. 58. 70. Frezier p. 430.
2) Gage II. 219.

in dem Betragen gegen ihre Hausthiere und Sklaven. Die Katzen und Hunde der französischen Creolen sind sowohl auf Martinique als in Louisiana, diesem Lande des Ueberflusses scheußlich mager. Wenn neuangekommene Europäer die armen ausgehungerten Thiere bedauern, so erstaunen dieselben darüber, daß man solche elende Geschöpfe nur eines Blickes würdigen könne [1]). Die Creolen behandeln ihre Pferde nicht besser, als ihre Hunde und Katzen. Sie richten die Pferde durch übermäßiges Jagen zu Grunde. Nach dem stärksten Ritt oder der stärksten Fahrt binden sie die erschöpften Thiere an, wo es ihnen einfällt, und lassen sie einen ganzen Tag in der Sonne oder im Regen stehen, ohne sich um sie zu bekümmern [2]). Sehr viele Herren reichen nicht einmahl ihren Sklaven die nothdürftige Nahrung und Kleidung, und lassen sie nichts desto weniger über ihre Kräfte arbeiten [3]). Noch größer ist die Zahl derer, welche ihre Neger wegen des geringsten Versehens auf das grausamste vor ihren Augen zerfleischen lassen, oder gar mit ihrer eigenen Hand zerfleischen [4]). Die Herzen gebohrner Europäer werden durch den Anblick der tiefen blutenden Wunden, und durch das Geschrey der Gepeitschten zerrissen. Die Creolen sehen die einen, und hören das andere, wenn auch nicht mit

1) Robin III. 214—216. La preuve en est dans les animaux qui les entourent. La maigreur de leurs chiens et de leurs chats fait peur; je l'ai remarqué à la Martinique, comme à la Louisiane, ce pays de la profusion; et ils s'étonnent, que le sensible Européen arrête ses regards sur des objets si vils à leurs yeux.

2) L. c.

3) ib. p. 176—178. Stedman II. 56.

4) II. cc.

Wohlgefallen, wenigstens ohne Rührung an, oder werden dadurch gar bis zu einer tigerartigen Wuth entflammt, in welcher sie die Opfer ihrer Grausamkeit mit ihren eigenen Nägeln zerkratzen, oder mit ihren eigenen Zähnen zerbeissen. Man hat auf allen Zuckerinseln die Erfahrung gemacht, daß die Creolinnen härter und unerbittlicher in der Bestrafung von Sklaven und Sklavinnen sind, als die Creolen [1]).

Der Mangel, oder die Schwäche sympathetischer und sittlicher Gefühle und Triebe erhellt ferner nicht bloß aus dem Benehmen der Creolen gegen Feinde und Beleidiger, sondern selbst aus dem Benehmen von Eltern und Kindern gegen einander. Wenn Creolen auch ihre Kinder in einem gewißen Alter zärtlich lieben, so ist diese Liebe doch nicht so vernünftig, als in Europa, und wird deßwegen häufig mit der Liebe von Affen gegen ihre Jungen verglichen [2]). In Westindien und im südlichen Amerika überlassen

1) L. c. Ce qu'il y a de remarquable, c'est que les femmes blanches-créoles sont ordinairement plus inexorables, que les hommes. . . L'esclave ne devine-t-il pas leurs gestes, leur regard, à l'instant elles sont armées d'un redoutable fouet; ce n'est plus ce bras, qui ne pouvait supporter le poids d'un shawl ou d'un réticule, ce n'est plus ce corps, qui se soutient débilement. Ordonnent-elles la punition d'un de ces malheureux — elles comptent les coups, et elles élèvent une voix menaçante, si le bras de celui, qui frappe, mollit . . . . Leur sensibilité changée en fureur a besoin de se repaître par intervalle de ce hideux spectacle; il leur faut, comme pour les raviver, entendre des cris aigus, voir couler de nouveau le sang: il y en a, qui dans leur rage frénétique, pincent et mordent ces infortunés. Ces exemples d'inhumanités ne se retrouvent guère, que parmi des créoles.

2) Long II. 265.

die Creolinnen ihre Säuglinge fast ohne Ausnahme der Brust und Pflege von Negerinnen oder Mulatinnen. Auch bekümmern sich die Eltern um die Erziehung der heranwachsenden Kinder im Durchschnitt nicht viel mehr, als die Morgenländer [1]). Sehr häufig brauchen Pflanzer ihre eigenen mit Negerinnen erzeugten Kinder als Sklaven, oder verkaufen sie gar als solche [2]). Die Kinder belohnen ihre Eltern mit einer ähnlichen Lieblosigkeit, und im Spanischen Amerika behauptet man sogar, daß Kinder ihre Eltern hassen, wenn diese ihnen nicht gleichbürtig, sondern aus Europa abstammend sind [3]). Die Britten gehören gewiß zu den großmüthigsten und versöhnlichsten Völkern unsers Erdtheils. Von einer ganz andern Gemüthsart sind die Brittischen Creolen sowohl in Jamaica, als in Virginien. Selbst Long gesteht, daß die Ersteren schwere Beleidigungen weder vergessen noch verzeihen können [4]). Wenn die Virginischen Pflanzer auch angethane Beleidigungen verziehen und sich mit ihren Feinden ausgesöhnt haben; so erwacht doch die unterdrückte Rachgier wieder, sobald sie betrunken sind, und alsdann ahnden sie erlittenes Unrecht auf das härteste, gesezt auch, daß es vor vielen Jahren zugefügt worden. In ihren Faustkämpfen trachten die Virginier nicht bloß darnach, ihre Gegner niederzuwerfen, sondern ihnen die Augen auszubohren, und die Mannheit zu vernichten. Berühmte Boxer lassen deßwegen absichtlich ihre Nägel wachsen, und härten sie sogar am Feuer ab. Wenn diese Wüteriche

1) Long p. 279.
2) Schöpf II. 145. Travels through the interior parts of America II. 386.
3) Labat Voy. d'Espagne I. 32.
4) II. 265.

Jemanden ein Auge ausgestossen haben, so sind sie grausam genug, das auf dem Backen hangende Auge wegzureissen [1]).

Mit den sympathetischen und den daraus entspringenden sittlichen Gefühlen werden auch die Empfindungen der Schaam, des Wohlstandes und der Schicklichkeit unterdrückt. Im Spanischen und Portugiesischen Amerika empören die unzüchtigsten und schamlosesten Anträge auch die vornehmsten und ehrbarsten Frauen nicht. Diese sehen vielmehr beyde als Zeichen der Achtung und Liebe an, und danken dafür, wie für andere Merkmahle einer ehrenvollen Zuneigung. Die Lustseuche ist im Spanischen Amerika so allgemein, daß beyde Geschlechter sich selbst bey Staats-Besuchen gegenseitig nach dem Zustande der Fuentos, oder der durch Kauterien verursachten Wunden erkundigen, wodurch man die abscheuliche Krankheit zu heilen oder zu erleichtern glaubt [2]). In Brasilien sind die Mütter gewöhnlich die ersten Rathgeberinnen in den Liebes-Angelegenheiten ihrer Töchter, und die angesehensten Frauen tragen kein Bedenken mit den Gaben ihrer Negerinnen öffentlich Wucher zu treiben [3]). Selbst die Englischen und Französischen Creolinnen finden keinen Anstoß darin, sich von stinkenden und halbnakten Negerinnen und Negern bedienen zu lassen [4]). In Surinam wohnte Stedmann einem Gastmahl bey, wo ganz nackte Neger-Mädchen aufwarteten. Dieß geschehe, sagte die Hausfrau, um zu verhüten, daß die jüngern Negerinnen sich nicht zu früh Männern überließen, und dadurch ihrer Gesund-

1) Travels etc. II. 348. 417.
2) Frezier p. 446—454.
3) ib. p. 531. 32. Baternais I. 145.
4) Schöpf I. 549.

heit schadeten [1]). In Virginien sind Beyspiele von Blutschande gar nicht selten [2]). Noch allgemeiner ist in Virginien die Gewohnheit, daß Jünglinge ihre Mädchen, und erklärte Bräutigame ihre Bräute bey nächtlicher Zeit mit Vorwissen der Eltern besuchen, um gegenseitig ihre Gaben kennen zu lernen [3]). Auch sieht man es als etwas ganz unverfängliches an, wenn Töchter mit Fremdlingen in Einem Bette schlafen. Die Väter selbst machen Reisenden, die bey ihnen einkehren, solche Anträge, und die Töchter nehmen die Anträge der Väter mit der größten Unbefangenheit an [4]). Gefühle von Wohlstand und Schicklichkeit sind den Creolen des heissen Amerika eben so fremd, als seine Empfindungen von Schaam. Man kann sich kaum etwas unanständigeres und unschicklicheres denken, als das Betragen der Mitglieder des gesetzgebenden Korps in Virginien, oder als das Benehmen der gemeinsten Amerikaner gegen die vornehmsten Staatsbeamten, welches Schöpf beobachtete und beschrieb [5]). Die Creolen sowohl im Spanischen und Portugiesischen, als in den südlichen Provinzen des freyen Amerika essen entweder nach der Weise der Morgenländer aus einer Schüssel oder nagen Einer nach dem Andern an den Resten desselbigen Knochens, oder trinken vermittelst derselbigen Röhren, und spielen den Mund mit dem Wasser aus, in welchem sie vorher ihre Hände gemeinschaftlich gewaschen haben [6]).

1) II. 62.
2) Von Riedesel S. 132.
3) Schöpf I. 147.
4) I. 41. 42. Travels.
5) II. 67. 85.
6) Frezier p. 44. von Riedesel S. 213.

So gewiß die heisse Zone den besseren Völkern, und den nützlichsten Thierarten am meisten schadet, eben so gewiß ist Amerika unter allen Erdtheilen derjenige, wo Klima und Boden allenthalben Pflanzen, Thieren und Menschen am wenigsten günstig sind: wiewohl man nicht in Abrede seyn kann, daß mehrere Länder in Amerika durch die Fruchtbarkeit des Bodens, und durch die Gesundheit, Lieblichkeit und Gleichförmigkeit der Luft die glücklichsten Gegenden der alten Welt ohne Vergleichung übertreffen [1]). Der erste große Nachtheil des Amerikanischen Klima ist dieser, daß die Gegenden des gemäßigten Erdgürtels eine eben so große Kälte erfahren, als die Länder in Europa, die dem Pol um zehn oder fünfzehn Grade näher sind.

In Canada zum Beyspiel, das zwischen dem 43° und 47° der Breite liegt, haben die Bäume sehr oft gegen das Ende May's noch kein Laub, wenn gleich einzelne Tage dieses Monats so heiß sind, als es zu Paris im Julius ist [2]). In Canada dauert vom Oktober bis zum May der Winter so ununterbrochen fort, daß man alles Geflügel und größeres Vieh,

1) Dieß gilt von Chili, Peru und besonders dem feenhaften Königreich Quito. Man s. Götting. histor. Magaz. V. 735—46. Zu den kältesten, aber zugleich gesundesten Abschnitten der neuen Welt kann man die Gegenden an der Hudsonsbay rechnen. Ungeachtet die Luft an der Hudsonsbay das ganze Jahr durch mit Dünsten angefüllt ist, so ist sie doch zugleich so rein und gesund, daß Eisen und Stahl gar nicht rosten, und Europäer, die eine Zeitlang dort gelebt haben, und nach England zurück kommen, sich sehr bald mit der größten Ungeduld in die mit ewigem Schnee oder Nebeln bedeckte Heimath der Eskimos zurücksehnen. Ellis p. 181. 200.

2) Charleroix Journ. p. 164—175. 207.

was man wegen des langen Winters, und des Mangels an Futter bey der ersten eintretenden Kälte abschlachten muß, sechs Monate lang gefroren erhalten kann, ohne daß man im geringsten Fäulniß zu fürchten hat. Der fortschreitende Anbau des Bodens hat im nördlichen Amerika das Klima etwas gemildert, aber doch bey weitem nicht in dem Grade, in welchem das Klima von Frankreich und Deutschland seit Cäsars Zeiten gemildert worden ist. Hin und wieder sind die Sommer länger, und die Winter kürzer geworden, ohne daß der Grad der Kälte abgenommen hätte [1]). Anderswo fangen die Winter früher an und dauern länger, als sonst, allein die Kälte wird nicht so stark und es fällt nicht halb so viel Schnee mehr, als in vorigen Zeiten [2]). Ein anderer Nachtheil des Amerikanischen Klima ist eine den Europäern beynahe unglaubliche Ungleichheit in der Temperatur der Luft, und eine ähnliche Unbeständigkeit der Witterung nicht nur in verschiedenen Jahrszeiten, sondern selbst in wenigen Stunden oder Tagen [3]). Der Stand des Thermometers in der größten Hitze ist von dem Stande desselben in der größten Kälte an manchen Orten um 159 Grade verschieden; einen beträchtlichen Theil des Jahres durch wechseln beschwerliche Hitze und empfindliche Kälte an denselbigen, oder kurz auf einander folgenden Tagen ab [4]). Weil

1) Volney Tableau p. 290.
2) Biblioth. Americ. I. Livrais. V. 76. 81.
3) Schöpf in der Vorrede zum zweyten Bande S. 15. 29. — 31. Parkinson I. 320. 21. Volney Tahleau p. 248. 85. Davis p. 94 — 95.
4) Savannah und Charlestown gehören zu den heissesten Oertern auf der ganzen Erde, wo zugleich die Abwechslungen am heftigsten und schnellsten sind. Das Thermometer steht zum Beyspiel an einem Tage

im Sommer die Hitze, im Winter die Kälte viel heftiger, und die Abwechslungen von beyden stärker, schneller, als in Europa sind; so haben die Bewohner der neuen Welt, die im gemäßigten Erdgürtel leben, die Beschwerden sowohl der heissen, als der kalten Zone, ohne die Vortheile einer einzigen zu geniessen. Das Uebermaaß und der plötzliche Wechsel von Hitze und Kälte schaden den Gewächsen der Erde nicht weniger, als den Thieren und Menschen. Der bald verschlossene und bald versengte Boden im nördlichen Amerika bringt viele nützliche Pflanzen entweder gar nicht, oder in viel geringerer Menge und Güte hervor, als der Boden unsers Erdtheils. Solche Waiden und Wiesen, einen solchen Graswuchs, und solche Futterkräuter, als woran das Europäische Auge gewohnt ist, sieht man in den dießeits der Alleghanis liegenden Freystaaten selten, oder niemahls, und eben daher rührt es, daß man in Amerika weniger Vieh, weniger Milch, weniger Käse und Butter hat, und daß Milch und Butter viel weniger schmackhaft und nährend sind, als in Europa [1]). So wie die Milch nicht halb so fett ist, so ist das Amerikanische Brod nicht halb so nahrhaft, und das beste Mehl aus Boston hält sich nicht halb so lange, als das Europäische [2]). Die Baumfrüchte sind im Durchschnitt

auf 85°, und an dem folgenden auf 39. Davis l. c. Der Julius ist der einzige Monat, in welchem die Provinzen des nördlichen Amerika gegen Nachtfröste sicher sind. Rochefoucault VIII. 120. Weld 117. 118.

1) Gage I. 120 u. f. S. Die Nachrichten eines Ungenannten in Schlözers Briefwechsel III. 150. S. Parkinson l. c.

2) Schlözers Briefwechsel l. c. Voy. interess. dans les isles françaises. p. 234.

saurer, und man hat sogar gefunden, daß das Amerikanische Schiffsbauholz viel weniger dauerhaft ist, als das Europäische [1]). Das Klima und der Boden in Amerika wirken nicht blos unmittelbar auf die Thiere, wie auf die Pflanzen, sondern auch mittelbar durch das geringhaltige Futter, womit sie sich nähren. Die zahmen Thiere, selbst kleines Wild und wildes Geflügel sind im Durchschnitt kleiner in Amerika, als in Europa. Wenn sie nicht kleiner sind, so haben sie schlechteres Fleisch, oder wenn das Fleisch auch eben so saftig und schmackhaft scheint, so ist es viel weniger nahrhaft, als in unserm Erdtheile; und in diesem schlechten Gehalt aller Fleischspeisen suchte man schon lange Eine der Ursachen, warum selbst Europäer im Spanischen Amerika sowohl, als in der nördlichen Hälfte der neuen Welt öfter und stärker, nämlich zwey, drey, viermahl so viel essen müssen, als in ihrem Vaterlande [2]). Nicht blos das hohe oder große Wildprett, sondern sogar das Fleisch von reissenden Thieren, das anderswo für Europäer ungenießbar ist, hat den Geschmack des Fleisches von zahmen Thieren. Das Bärenfleisch ist eben so zart und schmackhaft, als das beste Europäische Schweinefleisch. Man räuchert daher Bärenschinken, und braucht das Fett von Bären, wie Schweineschmalz [3]). Das Fleisch des wilden Büffels ist so verdaulich, daß selbst Europäer es roh genießen, ohne die geringste Unbequemlichkeit davon zu empfinden [4]). Das Fleisch der so-

1) Voy. interess. l. c. Biblioth. Americ. I. Livrais. V. p. 120. Volney l. c. 284. 85.

2) Gage l. c. Dobrizhofer I. 250. Rochefoucault VIII. 123. 124.

3) Ulloa's Nachr. I. 129.

4) Lettr. Edif. VI. 180. N. 5.

genannten Löwen kann man von Kalbfleisch nicht unterscheiden [1]); und beyde Arten von Tigern in Guiana geben ein so saftiges Fleisch, wie die besten Ochsen in der Hauptstadt Frankreichs [2]). Einer der neusten Reisenden sah einen Koch im Spanischen Westindien große Stücke von einem Caiman mit anderen Nahrungsmitteln und Gewürzen in einen Kessel werfen. Er nahm sich fest vor, von diesem seltsamen Ragout nicht zu kosten. Als aber nachher die eine Zeitlang gekochten Caimans-Stücke auf einen Rost gelegt wurden; so zogen sie den Reisenden nicht blos durch die Weisse und Durchsichtigkeit ihres Fleisches, sondern auch durch ihren trefflichen Geruch an. Er machte einen Versuch und fand das Caimans-Fleisch so wohlschmeckend, daß er seinen Appetit fast ganz allein damit stillte [3]).

Die Eigenthümlichkeiten des Amerikanischen Klima und Bodens afficiren die Menschen auf eine ähnliche Art, wie die Pflanzen und Thiere: theils unmittelbar, theils vermittelst der unkräftigen vegetabilischen und animalischen Nahrungsmittel, welche die neue Welt darbietet. Mehrere Provinzen des freyen Amerika, besonders die sogenannten westlichen Länder lehren, oder bestätigen zwey wichtige Erfahrungssätze: erstlich, daß die physischen Ursachen der menschlichen Natur sehr ungünstig seyn können, wenn gleich der Boden fruchtbar, und die Luft eben so gesund, als milde ist: zweytens, daß, wenn solche der menschlichen Natur feindselige Beschaffenheiten der Luft und des Bodens vorhanden sind, wie in Amerika, alle

scheinbar

1) I. 293. Dobrizhofer.
2) II. 44. Pitou.
3) Dorro-Soulastre p. 112.

scheinbar günstige physische und moralische Ursachen zusammen kommen können, nicht nur, ohne eine Veredelung zu bewirken, sondern selbst ohne eine auffallende Verschlechterung der menschlichen Natur zurück zu halten. Manche Provinzen des freyen Amerika, besonders am Ohio, und an den in den Ohio fallenden Flüssen haben einen ergiebigeren Boden, ein sanfteres und gesunderes Klima, als die meisten Gegenden unsers Erdtheils. Im ganzen freyen Amerika, vorzüglich in den Gegenden jenseits der Alleghanis, kann man sich mit mäßiger Arbeit nicht blos das Nothdürftige, sondern das Ueberflüssige erwerben. Auch die geringsten Einwohner nähren sich ohne Vergleichung besser, als Personen gleichen Standes in Europa. Man leidet nirgend den geringsten Zwang, vielweniger Druck. Im Gegentheil genießt man die unbeschränkteste Freyheit in Gewerben und Handel, wie in der Religion und Verfassung. In keinem andern gut geordneten Staate endlich kostet die Verwaltung weniger, und nirgend sind daher die öffentlichen Abgaben so geringe, als im freyen Amerika. Wenn man alle diese Vortheile zusammenrechnet, so sollt' man glauben, daß die Eingebohrnen unsers Erdtheils im freyen Amerika größer, stärker und schöner, geistreicher und edelmüthiger werden müßen, als sie in ihrem ursprünglichen Vaterlande waren. Dieß ist so wenig der Fall, daß schon die Nachkommen der Europäer in der ersten Zeugung aller scheinbar günstigen, physischen und moralischen Ursachen ungeachtet, die meisten Vorzüge ihrer Väter verlieren, und manche Gebrechen erhalten, von welchen die Väter frey waren. Unter den äußeren Vollkommenheiten ist die körperliche Größe die einzige, die durch die Verpflanzung in das nördliche Amerika keine merk-

liche Abnahme leidet [1]). Alle Reisende machten die Beobachtung, daß die Creolen sowohl im freyen Amerika, als in Canada weder zu so anstrengenden Arbeiten, noch zu solchen schwierigen Unternehmungen tüchtig seyen, als gebohrne Europäer [2]). Die geringere Kraft und Dauerhaftigkeit der Creolen im nördlichen Amerika verräth sich durch viele untrügliche Merkmahle: durch die bleiche Farbe ihres Gesichts und selbst ihres Zahnfleisches [3]): durch ihre schlaffen und musculösen Körper, weßwegen man die Amerikanischen Soldaten in Louisiana Papier-Soldaten nannte [4]): durch ihre geringere Fähigkeit, Versetzungen in andere Klimate zu ertragen: durch ihr früheres Alter und ihre kürzere Lebenszeit. Die Nordamerikanischen Creolen, welche in die Westindischen Inseln kommen, sterben in viel größerer Zahl, als die Europäer; und man rieth daher schon lange vor dem Amerikanischen Kriege, keine Truppen aus den Nordamerikanischen Provinzen in die Zuckerinseln zu schicken,

1) Robin III. 128. 134. Charleroix wollte bemerkt haben, daß die nach Canada verpflanzten Franzosen heller und schöner geworden wären, als ihre Vorfahren gewesen seyen. p. 172—175. Journal. Der Verfasser hingegen der Travels through the interior parts of Amér. I. 70. 71. nennt die französischen Creolen in Canada braun, klein und mager.

2) Charleroix l. c. Schöpf I. 315. 316. Vorrede des zweyten Theils S. 30. 31. Kalm II. 252. III. 296.

3) Robin III. 128. De grands hommes, mais pâles, peu robustes, peu actifs, et surtout peu accoutumés à de pénibles travaux . . décelant un sang appauvri jusque dans la pâleur de leurs gencives.

4) ib. p. 134. . . que les Français appellaient soldats de papier.

weil solche Krieger meistens aufgerieben wurden [1]). Auch bey der letzten Besitznehmung von Louisiana kamen von sechshundert Soldaten, welche der Congreß hingesandt hatte, vierhundert in dem ersten Jahre um [2]). Die Creolen erreichen selbst in den gesundesten Gegenden des nördlichen Amerika nur ein Alter von fünfzig, höchstens sechszig Jahren; und siebenzigjährige Personen werden beynahe für Wunder gehalten [3]). Die Gebrechlichkeiten des Alters stellen sich im nördlichen Amerika früher, als in Europa ein. Fast scheint es, als wenn die in ihrer Jugend so reizend blühenden Amerikanerinnen noch schneller verwelkten, als die Männer alt werden. Nicht selten sind schon vor dem zwanzigsten Jahre die Rosen der Wangen, und die übrigen Reitze der Jugend auf ewig verschwunden [4]). Im Durchschnitt haben die Schönen des nördlichen Amerika in 20 — 25 Jahren das Ansehen von vierzigjährigen Europäerinnen [5]); und im vierzigsten Jahre besitzen auch die einst wegen ih-

1) Long II. 307. Kalm ll. cc.
2) Robin l. c. D'ailleurs ces Américains . : seraient-ils-en état de supporter les fatigues de la guerre? sur six cents, qui sont arrivés à la Louisiane, que les Français appelloient soldats de papier, tant leurs figures étoient lividement pâles, deux cents seulement ont survécu dans l'espace d'un an.
3) Kalm II. 252. Schöpf II. 342. Rochefaucoult VIII. 120. Weld S. 12.
4) Perrin du Lac p. 107. A un air de langueur et d'abandon, les Américaines blanches, fraiches et gaies, joignent une assez agréable tournure; mais elles ne conservent, que peu de temps ces beaux dons de la nature. Souvent avant vingt ans, les roses de leur teint sont entièrement fanées, et ces charmes, qui les faisoient admirer, sont évanouis pour jamais.
5) Rochefaucoult l. c.

rer Schönheit am meisten berühmten Weiber keine Spur ihrer ehemaligen Reitze mehr [1]). Das erste Zeichen des Verfalls ist, die Verdorbenheit oder der Verlust der Zähne. Die einen oder der andere ereignet sich bey Personen des andern Geschlechts gewöhnlich schon vor dem achtzehnten Jahre [2]). Die Creolen selbst und ihre Beobachter hegen über die Ursachen des Verderbens oder des Verlusts von Zähnen allerley Vermuthungen. Diese Ursachen mögen seyn, welche sie wollen, so ist gewiß, daß sie nur auf die Creolen und Creolinnen im nördlichen und Spanischen Amerika [3]), nicht aber auf die Neger und ursprünglichen Amerikaner, auch nicht auf die Westindischen Creolinnen wirken. Man zählt vielmehr schöne und weisse Zähne unter den Reitzen der letzteren auf [4]).

Die grössere Schlaffheit der Körper macht die Gliedmaßen der nordamerikanischen Creolen viel beweglicher, als die der Europäer; und eben deßwegen sind die Nachkommen der Franzosen und Engländer im nördlichen Amerika ausgezeichnete Fußgänger, Scharfschützen und Führer von Canoes durch die gefährlichsten Brandungen und Wasserfälle [5]). Die

1) L. c. Weld.

2) Perrin du Lac, Weld und Rochefaucoult ll. cc.

3) Auch die Spanischen Creolinnen verlieren die Zähne sehr früh. Bibl. Américic. Livrais. VII. IX. 252.

4) Edwards II. 12. Tho creoles ladies are noted for very fine teeth, which they preserre, and keep beautifully white by a constant use of the juice of a whithe called the Chews ick; a speries of rhamnus. It is cut in very small pieces, and used as a tooth-brush she juice is a strong beker, and a powerfall detergent.

5) Journal de Charleroix p. 173.

nordamerikanischen Creolen besitzen überdem eine außerordentliche Fähigkeit für die Verfertigung von allerley gemeinen Werkzeugen, von Beilen, Aexten, Sensen u. s. w. [1]). Desto seltener sind in ihnen Gefühle und Anlagen für schöne Künste und Kunstwerke. Mehrere unbefangene Beobachter werfen ihnen eine völlige Gleichgültigkeit gegen die Schönheiten der Natur, und sogar einen Widerwillen gegen prächtige oder anmuthige Wälder und Bäume vor [2]).

Man hat es lange wahrgenommen, daß die Creolen im nördlichen Amerika mehr neugierig, als wißbegierig sind [3]), und daß sie im Ganzen eben so wenig Lust als Geschick zu allen den Wissenschaften haben, die eine große Anstrengung des Geistes erfor-

1) Charleroix p. 174. Kalm II. 352. Biblioth. Américc. Livrais. V. p. 141.

2) Weld S. 20. „Die Amerikaner können nicht begreifen, daß man sich an einer solchen Gegend ergötzen kann. Der Anblick eines Weizenfeldes oder Kohlgartens ist ihnen weit erfreulicher, als die romantischteste Gegend. Ueberhaupt haben sie einen unüberwindlichen Widerwillen gegen Bäume. Wo sich Jemand anbaut, werden sie alle weggehauen, und auch nicht einer wird übrig gelassen, der in der brennenden Sonnenhitze Schatten und Kühlung geben könnte.“ Perrin du Lac p. 99. Vont-ils à la campagne, pour se reposer de leurs fatigues? c'est pour y boire sans distraction, s'inquiétant peu des beautés de la nature, ou des charmes des forêts et des champs. Un ruisseau, fût-il digne de la muse de Virgile ou de Delille, n'est à leurs yeux, que de l'eau claire, et ne mérite aucune attention.

3) Ueber die unglaubliche Neugierde der Anglo-Amerikaner, Weld S. 88. und Travels through the inter parts etc. II. 69. 70.

dern [1]). Die Neugierde der Anglo-Amerikaner ist so groß, daß sie einen jeden Reisenden nöthigen, ihnen Rede zu stehen und zu erzählen, wie er heisse, wer er sey, woher er komme, wohin er gehe, und welche Geschäffte er habe [2]). Um dieser lästigen Neugier zu entgehen, hielt ein Virginischer Officier allemahl, wenn er vor einem Wirthshause abgestiegen war, und alle Genossen oder Besucher des Hauses sich um ihn versammelt hatten, folgende Rede: meine lieben Freunde! Ich bin .... aus Virginien meinem Gewerbe nach ein Tabackspflanzer, und noch unverheirathet. Ich habe einige Freunde in Boston, oder in dieser und jener Stadt, welche ich besuchen will. Mein Aufenthalt wird nur kurz seyn, wie es einem verständigen Mann gebührt, der seine Geschäffte gehörig in Acht nimmt. Diß ist alles, was ich von mir selbst weiß, und auch möglicher Weise mittheilen kann. Ich habe keine Neuigkeiten, und da ich auch alles gesagt habe, so habt Mitleiden mit mir und meinem Pferde, und gebt uns einige Erfrischung [3]). Die unersättliche Neugier der Anglo-Amerikaner enthält den Grund, warum man selbst in England die Zeitungen nicht mit der Theilnehmung, und so allgemein liest, als im freyen Amerika. Der Schmid geht nicht eher an seinen Amboß, der Schuster nicht eher an seinen Leisten, als bis er das neuste Zeitungsblatt gelesen hat [4]).

1) Ein solches Urtheil hörte schon Charlevoix in Canada, Journ. 174. und Kalm im Englischen Amerika. II. 252 u. f. S.

2) Weld sagt l. c. ausdrücklich, daß die Creolen deutscher Abkunft diese Art von Neugier nicht haben.

3) Travels l. c.

4) Biblioth. Américc. Livrais. VII. p. 10—12. Perrin du Lac p. 110. La lecture des papiers publics, dont l'inutile abondance est difficile à concevoir,

Mit einer solchen Neugier dergleichen die Anglo-Amerikaner besitzen, ist schwerlich eine ächte Wißbegierde vereinbar. Auch solche Reisende, welche glaubten, daß wahres Genie in Amerika eben so gut, als in Europa einheimisch sey [1]), konnten doch nicht umhin sich darüber zu wundern, daß die neue Welt bey der glücklichen Muße und Wohlhabenheit der meisten Pflanzer so wenige berühmte Künstler und Gelehrte hervorgebracht, und so wenig zur Erweiterung der Wissenschaften beygetragen habe. Die Beyspiele von Franklin, Washington, und einigen anderen zeigen, daß, wenn auch das Europäische Genie durch die Verpflanzung nach Amerika im Ganzen sehr geschwächt wird, die Natur doch auch in jenen ungeistigen Gegenden von Zeit zu Zeit Männer erweckt, die mit den größten unsers Erdtheils wetteifern können.

Die Creolen in Westindien und dem übrigen mittägigen Amerika sind vielleicht nicht minder selbstsüchtig, als die Nordamerikanischen; allein sie sind es auf eine ganz andere Art. Die Westindischen Creolen wollen unaufhörlich genießen, und stürzen sich daher durch ihre Sinnlichkeit, ihre Prunksucht, ihre Verschwendung, und durch die Vernachläßigung ihres Hauswesens nur zu oft in Schulden und Bankerotte, oder in ein frühzeitiges Grab. Die Anglo-Amerikaner hingegen scheinen für das schöne Geschlecht nicht einmahl so viel Neigung zu haben, als die Europäer: wenigstens beweisen sie den Damen bey weitem nicht

emploie une grande partie de la journée des Américains. Cette occupation presque continuelle leur persuade, avant l'age de vingt ans, qu'ils sont plus politiques, que les diplomates les plus consommés de l'Europe.

1) Schöpf II. 334—346.

so viele Achtung und Aufmerksamkeit, als denselben in Europa widerfährt [1]). Auch sind allem Ansehen nach die Eßlust und Leckerhaftigkeit der Anglo-Amerikaner lange nicht so groß, als die der Westindischen Pflanzer, ungeachtet alle, auch die neusten Reisenden versichern, daß die Tafel eine der vornehmsten Angelegenheiten der Creolen im freyen Amerika sey. Nur in der Völlerey scheinen die letzteren ihre Brüder in Westindien und dem südlichen Amerika zu übertreffen [2]). Selbst aber in der Völlerey der Anglo-Amerikaner ist etwas eigenthümliches, wodurch sie sich von den Westindischen Pflanzern und den französischen Creolen unterscheiden. Die letzteren ziehen dem Wein den Brantewein und feine abgezogene Wasser den gemeinen vor. Die Anglo-Amerikaner berauschen sich täglich oder häufig im Whiski, Taffia und Rum, so wie sie geräuchertes oder eingesalzenes Fleisch und Fische, oder grobe Mehlspeisen den frischen Gemüsen und dem frischen Fleische vorziehen [3]). Allein we-

1) Perrin du Lac p. 105.
2) Perrin du Lac p. 99. Robin III. 128. 145—147.
3) Robin III. 147. L'état d'ivresse, où ne rougissent par d'être habituellement les gens en place chez les Anglo-Américains, est une des principales causes de l'opposition de leurs moeurs avec celle des Français; ils chérissent pour leur boisson ordinaire le Wiski, le Tafia, le Rhum; et les Français préfèrent surtout le vin. Des viandes saléés, d'informes pâtisseries sont la base de la nourriture des Américains, et les Français ne veulent, que des viandes fraiches etc. Sehr viele Amerikaner, die beständig einsam in den entferntesten und dichtesten Wäldern leben, nähren sich blos mit Fleisch. Eben diese Waldbewohner ziehen das Fett den nicht fetten Theilen von Thieren vor, und essen diese zu Jenem als Brod, weßwegen sie das eigentliche Fleisch viande-pain nennen. Volney Tableau p. 573.

der Weiber noch die Tafel und Bouteille haben für die Anglo-Amerikaner so allgemeine und unwiderstehliche Reitze, als das Geld; und eben deßwegen ist die erste oder mächtigste ihrer Leidenschaften eine stets rege Habsucht, der alle Mittel des Gewinns gleichgültig sind, wenn sie nur ihren Zweck erreicht. Auch bezeugen daher alle Reisenden, und selbst die Anglo-Amerikaner können nicht in Abrede seyn, daß unter keinem weithandelnden Volk Treu' und Glauben, oder Redlichkeit im Handel und Wandel seltener seyen, als in den Amerikanischen Freystaaten: daß Ausländer, die sich den Nordamerikanischen Kaufleuten anvertrauen, fast ohne Ausnahme betrogen wurden: daß der offenbarste Betrug den Betrüger nicht schände, sondern den Betrogenen lächerlich mache: daß in allen Handelsstädten des freyen Amerika auch nicht ein Haus gefunden werde, auf dessen Redlichkeit man sich fest verlassen könne: daß die vielen Betrüger und Betrogenen im freyen Amerika die Processe so häufig und die Anwälde so mächtig machen: daß endlich die Anglo-Amerikaner sich gar nicht scheuen, offenbaren Raub zu üben, wenn sie die Gelegenheit und Gewalt dazu in Händen haben [1]). Es ist unmöglich, die

1) Man s. Perrin du Lac p. 97. 98. Robin III. 245—247. Rochefaucoult VIII. 130. Parkinson p. 464. 570. St. John p. 216. Ich will nur die Stellen von Perrin du Lac und St. John abschreiben. Jener sagt: Assurés, que le plus adroit trompera l'autre, ils disputent de finesse, et ne traitent ensemble, qu'avec crainte et méfiance. Un étranger a-t-il quelques rélations d'affaires avec eux, s'il est droit et franc, il sera presque toujours dupe, et l'Américain rira de sa bonne foi lorsqu'il devroit l'admirer. Il seroit difficile, de calculer les sommes, que cette bonne foi a coutées aux malheureux habitans de St. Domingue pendant les pre-

allgemeine nicht blos mit dem Charakter des Stammvolks, sondern auch mit der Verfassung, mit der ganzen äußeren Lage, besonders der Leichtigkeit eines redlichen Erwerbs, und mit der bisherigen Einfalt der Sitten streitende Unredlichkeit der Anglo-Amerikaner anders zu erklären, als aus einer Verschlechterung der Natur, die durch physische, der nördlichen Hälfte der neuen Welt eigenthümliche Ursachen bewirkt worden.

Aus der heftigen Habsucht der Anglo-Amerikaner, und dann aus ihrer Unfähigkeit sowohl, als Abgeneigtheit gegen schwere und anhaltende Arbeiten wird es begreiflich, warum der Ackerbau im nördlichen Amerika viel unvollkommner ist, als die Fischereyen, die Schiffahrt und der Großhandel: auch warum die freyen Amerikaner die letzteren dem erstern so weit vorziehen. Die Anglo-Amerikaner sind zu wenig arbeitsam und sorgfältig, als daß sie die Feldwirthschaft gehörig betreiben sollten. Sie bestellen den Acker, wie sie die Wälder benutzen: das heißt, sie bauen die Erde auf Raub, und saugen sie aus,

mières années de la guerre. Les uns, pour mettre à l'abri leurs denrées, les ont adressées à des négocians, qui les en ont entièrement dépouillés. D'autres pour sauver leur argent, et leurs bijoux les plus précieux, en ont fait des donations aux capitaines de leurs navires, qui se les ont appropriés. D'autres enfin ont été conduits directement à des corsaires, qui partageoint leurs dépouilles avec le capitaine et l'équipage. Dire, que les dix-neuf vingtièmes des habitans en suite ont été trompés, ou volés par les Américains, ce n'est malheureusement pas exagérer. St. John l. c. The law will possess in the Nord, what now the church possesses in Peru and Mexico.

anstatt sie zu befruchten [1]). Der Fischfang hingegen, die Schiffahrt und der Handel verlangen mehr Geschäftigkeit als Arbeitsamkeit, und legen mehr Beschwerden, als starke und anhaltende Anstrengungen auf. Wenn gleich die Vortheile des Ackerbaus sicherer sind, so sind sie doch weniger groß und verführerisch, als die der Schiffahrt, des Fischfangs und des Großhandels; und auch dieser größere, wiewohl unsichere Gewinn macht die Anglo-Amerikaner den lezteren Gewerben geneigter, als dem Ackerbau. In der That gehören die freyen Amerikaner zu den kühnsten, unternehmendsten und thätigsten Fischern, Seefahrern und Kaufleuten der neuern Zeit; und man kann sie mit Recht die ersten Frachtführer aller Erdtheile neunen [2]).

Aus eben den Quellen, aus welchen die Unvollkommenheit des Ackerbaus der Anglo-Amerikaner, und ihr entschiedener Hang zur Handlung und Schiffahrt, entspringt auch die charakteristische Unstetigkeit, wodurch sie sich von den Stammvölkern in Europa unterscheiden. Anstatt daß die Eigenthümer in Deutsch-

1) Ueber den schlechten oder mittelmäßigen Ackerbau im freyen Amerika sehe man Parkinson's interessante Reise. Auch Robin sagt von den Nord-Amerikanern III. 128. Dans leur agriculture dévastant en général plutôt la terre, que la fécondant pour l'avenir, obligés bientôt de la délaisser stérilisée pour en aller stériliser d'autres. Man s. besonders Weld S. 54. 64.

2) Perrin du Lac p. 97. . . actif, industrieux, entreprenant, audacieux même, l'habitant de ces contrées n'est retenu par aucun empêchement ni arrêté pas aucun obstacle. D'un coup d'oeil il parcourt sur la carte du monde les pays, où il peut porter son industrie . . Colporteurs de l'univers, tout leur convient.

land, England u. s. w. an ihre von den Vätern ererbten, und von ihnen selbst lange bearbeiteten Grundstücke gefesselt sind, und sie nicht leicht weggeben, wenn man ihnen auch einen den Werth derselben beträchtlich übersteigenden Preis anbietet, verlassen die Amerikaner sehr häufig die von ihnen selbst erbauten und eingerichteten Wohnungen, um sich in ganz wilden und abgelegenen Gegenden von neuem anzusiedeln; und die Beyspiele sind daher gar nicht selten, wo Familien um kleiner oder mäßiger, oft sehr ungewißer Vortheile willen drey bis vier Mahl die von ihnen selbst angebauten Güter verkauft, und sich anderswo niedergelassen haben [1]). Die Hoffnung, durch Veränderung der Wohnplätze zu gewinnen, und die daher entstehende Unstetigkeit unterhält im freyen Amerika beständige und häufige Auswanderungen aus den östlichen Provinzen in die westlichen, und in den westlichen so wohl gegen Norden und Westen, als nach Süden hin.

Die allgemeine und starke Habsucht der Anglo-Amerikaner ist die Ursache, daß die sympathetischen und sittlichen Gefühle und Triebe in ihnen seltener und schwächer sind, als in den Europäern: und daß deßwegen Eltern und Kinder, Geschwister und andere Blutsverwandte, Eheleute, Herrschaften und Gesinde sich ganz anders gegen einander betragen: auch daß man sich gegen fremde Wohlthäter und Ueberwundene nicht so benimmt, als unter den Stammvölkern in Europa.

Es fällt beynahe allen Europäern nach ihrer Ankunft im freyen Amerika auf, daß die Creolen nur wenige Zärtlichkeit gegen ihre Kinder beweisen: daß

1) Weld S. 58. 59.

ihre Zärtlichkeit sich höchstens auf das jüngste Kind beschränkt: daß selbst die Zärtlichkeit gegen dieses verschwindet, wenn es die Schule verlassen hat: daß die Kinder die Gleichgültigkeit der Eltern durch eine ähnliche Kälte erwiedern: daß reiche Brüder sehr oft ihre armen Brüder in der größten Dürftigkeit schmachten lassen: und daß Verwandte ohne Rührung Abschied von einander nehmen, wenn sie gleich wissen, daß sie sich einander nie wieder sehen werden [1]).

In Europa sehnen sich Jünglinge und Mädchen, die sich einander zärtlich lieben, nach einer baldigen innigen Vereinigung. Im freyen Amerika schieben Bräute den Tag der Hochzeit so weit, als möglich, hinaus, weil sie im ledigen Stande alle Arten von Vergnügungen ungehindert genießen können und voraussehen, daß sie als Frauen diesen Vergnügungen fast ganz entsagen, die Sorgen der Haushaltung nebst der Pflege der Kinder übernehmen, und sich den Launen ungebildeter und unfreundlicher Gatten unterwerfen müssen [2]). Leider ist die Häuslichkeit, weßwegen noch Perrin du Lac die Amerikanerinnen als die besten Hausmütter und Hausfrauen auf der ganzen Erde pries, seit 10—15 Jahren blos in Neu-York übrig. In den übrigen Städten des freyen

1) Weld S. 58. 59. Perrin du Lac p. 101. Der letztere Schriftsteller glaubt, daß die Gleichgültigkeit der Eltern gegen die Kinder daher rühre, daß die Gesetze Jenen alle Gewalt über diese nehmen, wenn Töchter das fünfzehnte, und Söhne das zwanzigste Jahr erreicht haben. Selbst wenn die Gesetze die Wirkung hätten, welche der französische Reisende denselben zuschreibt, so wären die Anglo-Amerikaner doch nicht von einer lieblosen Kälte frey zu sprechen. Denn wer gab diese Gesetze? und warum verbesserte man sie nicht schon lange?

2) Perrin du Lac p. 104. 105.

Amerika sind die Weiber der Reichen und Wohlhabenden eben so zerstreut, eben so putz- und ergötzungssüchtig, als in den Hauptstädten von Frankreich und England. Diese nachtheilige Sitten-Veränderung geschah seit dem J. 1792, wo viele Flüchtlinge aus den französischen, holländischen und Spanischen Inseln nach dem freyen Amerika kamen, und mit ihren Kapitalien auch Westindische Laster hinbrachten [1]). Durch die plötzliche Vermehrung des Luxus und seiner Begleiter hat die wahre Geselligkeit im freyen Amerika wenig, oder nichts gewonnen. In den größten gemischten Gesellschaften entsteht nie ein allgemeines und interessantes oder frohes Gespräch. Man schweigt, oder redet höchstens leise mit seinen Nachbarn. Jünglinge und Männer bekümmern sich um Mädchen und Frauen wenig oder gar nicht. Selbst Bräutigame und Stutzer entsagen ihren Cigarros nicht einmahl so lange, als sie ihre Schönen spatzieren führen. Ein Cigarro von Havanna, eine Gazette, ein Roßbeef, und eine Bouteille Madera oder Rum machen die einzigen oder doch vornehmsten Lebensfreuden der Anglo-Amerikaner aus [2]).

Alle neuere, selbst französische Reisende, nahmen mit Verwunderung wahr, daß in Amerika zwischen Herrschaften und Gesinde nicht eine solche gegenseitige Anhänglichkeit Statt finde, wie in unserm Erdtheile [3]). Herren entlassen ihre männlichen und weiblichen Bedienten eben so oft, als diese ihren Herrschaften entsagen: weßwegen die Mitglieder der dienenden Klasse in einem beständigen Umlauf sind. Im

1) Biblioth. Américc. Livrais. VII. 2. et sq. p. bes. 167—127.
2) ib. und Perrin du Lac p. 99.
3) Biblioth. Américc. l. c.

Ganzen ist das Gesinde eben so untreu als nachläßig und anmaßend. Nichts ist häufiger, als daß Bediente von beyderley Geschlecht ihre Herren oder Frauen bestehlen, und dann in benachbarten Provinzen von neuem ihr Glück suchen. — Die Pferde werden im freyen Amerika eben so grausam, als in Louisiana, und anderen tropischen Gegenden der neuen Welt behandelt [1]).

Die Reichen und Wohlhabenden im freyen Amerika sind gegen Europäische Reisende, wenn auch nicht unhöflich, wenigstens kalt; welche Unhöflichkeit oder Kälte die liebenswürdigen Creolinnen durch ihre entgegenkommende Gefälligkeit vergessen zu machen suchen [2]). Der gemeine Mann ist unerhört grob gegen Fremdlinge, und zwar um desto gröber, je mehr diese rechtlichen Menschen ähnlich sehen [3]). In Europa gehören die Wirthe ihres eigenen Vortheils wegen zu den höflichsten Menschen der niederen oder mittleren Klassen. In Amerika sind die Wirthe gerade am gröbsten: welche Erscheinung die Schutzredner der Anglo-Amerikaner daher erklären, daß die Wirthe gemeiniglich die Angesehensten und Wohlhabensten ihres Orts oder ihrer Gegend sind, und sich daher über ihre Kunden weit erhaben fühlen [4]). Die

1) Weld S. 54. 55.

2) Perrin du Lac p. 105. elles supportent patiemment les contrariétés et les dégoûts, qu'un mari bourru et souvent ivrogne leur fait éprouver chaque jour, excusent ses défauts, et sa grossièreté, et dedommagent par leur bon ton, et leur aimable politesse les étrangers des brusqueries, qu'ils ont à essuyer d'hommes sans éducation.

3) Weld S. 15. 16. Höflichkeit, sagt dieser Reisende, ist das einzige, was man von den habsüchtigen Amerikanern nicht mit Gelde erkaufen kann. S. 54.

4) Biblioth. Américc. l. c.

Grobheit der freyen Amerikaner ist um desto empörender, da sie zugleich die lächerlichste Eitelkeit und Anreizung besitzen, und ihre Verdienste eben so sehr überschätzen, als die Verdienste anderer Nationen verkennen oder herabsetzen [1]). Sie sind nicht blos stolz auf den Ausgang ihrer Revolution, oder auf ihre Verfassung, oder auf ihre Schiffahrt und Handel, oder auf den Umfang ihres Gebiets, sondern vorzüglich auf die beyspiellose Größe, welche sie in einem der nächsten Menschenalter erreichen werden [2]). Selbst die Verständigsten und am meisten Unterrichteten unter den nordamerikanischen Creolen halten sich fest überzeugt, daß sie in einer nicht weit entfernten Zukunft den größten Theil von Amerika beherrschen, und sich in jeder Rücksicht zur ersten Nation der Erde erheben werden. Auch Europäische Gelehrte stimmten in diese thörichten Hoffnungen ein. Nach dem, was ich gesagt habe, wird schwerlich irgend einer meiner

1) Perrin du Lac p. 99. Enorgueillis du succès de leur révolution, ils ont dès long-temps oublié, que sans les sécours puissans de la France, ils seroient encore sujets, et tributaires de sa Majesté Britannique. Ils se croient les premiers guerriers du monde, parcequ'ils ont forcé quelques nations sauvages à leur demander la paix, ou parcequ'ils ont dans la Méditerranée une flotte, (c'est ainsi, qu'ils appellent leur misérable escadre), qui en impose aux Deys de Tunis et d'Alger. Entendez un Américain parler des exploits, des armées Françaises, des brillantes retraites ou des valeureuses actions des Autrichiens. Il ajoutera aux foibles éloges, qu'il donnera, qu'une poignée de leurs soldats en auroit fait d'avantage, et qu'aucuue puissance ne pourroit résister à leur milice.

2) Biblioth. Américc. l. c. p. 12.

ner Leser noch glauben, daß die Creolen des nördlichen Amerika jemals den am meisten gebildeten Völkern unsers Erdtheils gleich kommen, oder daß die amerikanischen Freystaaten jemals ein Zufluchtsort und Hauptsitz europäischer Künste, Wissenschaften und Tugenden werden werden. Sollte die Vorsehung es zulassen, daß die europäischen Künste, Wissenschaften und Tugenden noch einmal aussterben, so können die einen und die anderen nirgendwo, als auf europäischem Grund und Boden wieder aufblühen.

Wenn man bedenkt, wie unverantwortlich die Anglo-Amerikaner den unglücklichen Flüchtlingen aus St. Domingo mitspielten, so kann man mit Recht annehmen, daß es nicht sowohl Wirkung von wahrer Menschlichkeit, als ein Rest brittischer Sitte ist, daß die Reichen und Wohlhabenden im freyen Amerika an festlichen Tagen, wo sie sich selbst gütlich thun [1]), Fleisch, Brod und Wein in die Hospitäler, Gefängnisse und Häuser der Armen schicken. Man ist zu diesem Schlusse um desto mehr berechtigt, da man in dem Revolutionskriege den deutschen und brittischen Gefangenen allenthalben, und zwar die Weiber, wie die Männer, mit einer in Europa unerhörten Härte und Insolenz begegnete [2]). Wahrhaft menschliche Herzen können nie einer ungroßmüthigen Verspottung oder thätlichen Beleidigung überwundener und wehrloser Feinde schuldig werden.

Die Bewohner der nördlichen Provinzen haben eben so wenig, als die der südlichen, Gefühle und Begriffe von europäischer Schicklichkeit und Delikatesse. Jünglinge machen in Neu-England eben so-

1) Publ. Américic. Livrais. VII. 4. 5.
2) Schöpf II. 91. und f. S. von Riedesel S. 201—203. 217. 18.

wohl, als in Virginien, nächtliche Besuche bey ihren Mädchen mit Vorwissen der Eltern der leztern [1]). Es fällt Niemanden auf, daß man dieselbigen Tücher bald als Halstücher und bald als Servietten braucht, und daß mehrere Personen hinter einander an demselbigen Knochen nagen [2]). Die Amerikanerinnen lassen ihre Häuser und Zimmer so oft waschen, daß dieß beständige Waschen selbst eine Art von Unreinlichkeit erzeugt. An ihren Personen hingegen sind sie lange nicht so sauber, als die Mädchen und Frauen in Europa [3]). Bey einem solchen Charakter und solchen Sitten, als alle zuverläßige Beobachter den Anglo-Amerikanern zuschrieben, ist es sehr natürlich, daß diese den europäischen Reisenden nicht gefallen [4]).

Die Europäer arten nicht blos in den gemäßigten Gegenden von Amerika, sondern auch von allen, oder fast allen übrigen Erdtheilen aus. Wenn man die Anglo-Amerikaner mit den holländischen Creolen am Cap vergleicht, so sollte man glauben, daß Klima und Boden an der südlichen Spitze von Afrika die Natur von Europäern noch viel mehr verderben, als im nördlichen Amerika. Allein dieser Schluß wäre deßwegen übereilt, weil man gar nicht zweifeln kann, daß die willkührliche Regierung und die eisernen Monopolien der holländisch-ostindischen Com-

1) Schöpf I. 147.

2) Brissot VI. 215. Von Riedesel 213. 217. 18. 231 S.

3) Perrin du Lac p. 108. On réproche généralement aux Américaines leur peu de propreté.

4) Perrin du Lac p. 102. Tel est le caractère général des habitans des côtes des états-unis, qui leur fait peu d'amis parmi les étrangers, qui les fréquentent, ou ceux, qui commercentavec eux.

pagnie und ihrer Bedienten sehr viel zu den physischen und moralischen Gebrechen der Creolen am Cap beygetragen haben. Unterdessen ist es höchst wahrscheinlich, daß Klima und Boden an der südlichen Spitze von Afrika sowohl auf den Menschen, als auf Thiere und Gewächse viel nachtheiliger wirken, als an der nördlichen Küste desselbigen Erdtheils. Die Tyrer, die Griechen und Römer, die sich an der Nordküste von Afrika ansiedelten, litten keinen merklichen Abbruch an den Vorzügen ihrer Stammvölker, und sanken nicht merklich früher oder tiefer, als die Nationen, von welchen sie entsprungen waren. Auch arteten alle Hausthiere, Bäume und Gewächse, welche man nach dem nördlichen Afrika hinüber brachte, nicht merklich aus, oder veredelten sich sogar. Am Vorgebirge der guten Hoffnung hingegen verlieren die in Europa gebornen Holländer u. s. w. und noch mehr ihre Kinder, den größten Theil der Vorzüge, welche sie selbst oder ihre Brüder in Europa besaßen oder besitzen [1]). Eben dieses wiederfährt allen Hausthieren, allen Fruchtbäumen, Getraidearten und Gartengewächsen, den Weinstock, den Waizen und Blumenkohl ausgenommen [2]).

Ohne die Belehrungen mehrerer Jahrhunderte

1) Barrow's Afr. II. 29. Il is very remarkable, that the same people, who are celebrated in Europe for their industry, and frugality, should become in all their colonies, the most indolent and prodigal of all other nations. In the fine climate of the cape they engage in little or no manual labour etc. Auch de Long II. 130. 131.

2) Selbst das Fleisch von alten Büffelstieren ist im südlichen Afrika nicht blos zart, sondern hat einen angenehmen Wildprettgeschmack. Thunb. I. B. II. Th. S. 75.

würde es Niemand glauben, daß Menschen, die aus dem feuchten, kalten und in manchen Gegenden ungesunden Holland auf den trockenen Boden und in das milde Klima des Vorgebürges der guten Hoffnung versetzt werden, so schnell und in einem solchen Grade ausarteten, als sie wirklich ausarten. Die holländischen Creolen vom Cap werden freylich ungleich größer und beleibter, als ihre Stammeltern waren: so groß und beleibt, daß beyde Eigenschaften sehr oft bis zur Monstrosität gehen, und Barrow zweifelte, ob auf der ganzen übrigen Erde solche riesenmäßige und ausgefüllte Menschenkörper gefunden würden, als unter den Pflanzern am Cap [1]). Allein sie büßen in gleichem Verhältnisse an Schönheit, Lebenskraft, Stärke und Thätigkeit ein. Die Körper der cap'schen Bauern haben etwas widerlich-unförmliches, schlaffes und hangendes, so wie ihre Gesichter eine ausdruckloſe Stierheit [2]). Wenn die Creolinnen am Cap auch eben so schön blühen, als

1) Man s. Barrow I. 78. 81. 100. II. 103. 113. Ich schreibe blos folgende Worte ab: II. 103. I believe, there is no country in the world, that affarts so large a proportion of unwieldy and bulky people.

2) I. 81. Barrow the men are in general much above the middle size, very tall, and stout, but ill made, loosely put together aukward and inactive. Very few have those open countenances, that among the peasantry of many parts of Europe Speak their simplicity, and innocence. Wahrscheinlich verhält es sich mit den französischen Creolen auf Bourbon, wie mit den Creolen vom Cap, daß sie zwar größer und beleibter, aber nicht schöner und stärker sind, als die Franzosen in Europa. Orme I. 95. sagt, daß die Creolen auf der Insel Bourbon auch schöner und stärker seyen, als die Franzosen im Mutterlande.

geborne Holländerinnen [1]), so verwelken sie doch viel früher, als diese; und beyde Geschlechter werden am Cap nicht so alt, als im Mutterlande [2]). Die entfernteren Pflanzer und deren Weiber bringen das ganze Jahr in der trägsten Unthätigkeit zu [3]): ausgenommen, wenn sie auf die Jagd von Caffern, Elephanten und anderer wilden Thiere ausgehen [4]). An diesen Jagden nehmen auch die Weiber Theil, und beyde Geschlechter beweisen während derselben einen Eifer und eine Unverdrossenheit, deren man sie gar nicht fähig glauben sollte. Die Bürger der Capstadt arbeiten eben so wenig, als die Bauren; die Creolinnen treiben wenigstens sehr oft einen kleinen Handel, der Aufmerksamkeit und Geschäftigkeit, wenn auch nicht anhaltenden Fleiß erfordert [5]). Die cap'schen Bürger wissen zwar nichts von geistigen Unterhaltungen; allein sie haben doch ein gewisses Bedürfniß von Zerstreuung, und in dieser Absicht besuchen sie Abends und Morgens entweder Nachbaren und Freunde, oder Trinkhäuser, oder sie veranstalten Schmäuse und Bälle. Die Indolenz der entfernteren Landleute hingegen geht so weit, daß sie gar keine frohe Zusammenkünfte und gemeinschaftliche Ergötzungen, also weder Jahrmärkte, noch Tanz, Musik u. s. w. kennen und brauchen [6]). Es half und hilft den Creolen am Cap gar nichts, weder zur Stärke, noch zu einer ernstlichen Betriebsamkeit, daß sie täglich drey ungeheure Mahlzeiten halten, und

1) Menzel II. 419. 20.
2) I. 129. de Long, Barrow ll. cc.
3) Barrow I. 80. II. 103. 4.
4) Vaillant I. 159.
5) Barrow l. c. Menzel I. 488. II. 186.
6) I. 81. Barrow.

daß diese Mahlzeiten in den entfernteren Gegenden ganz aus Fleisch, und zwar meistens aus Schaaffleisch bestehen, das in dem aus den Fettschwänzen gewonnenen Schmalze schwimmen muß [1]), Barrow bemerkt sehr richtig, daß auch die Holländer am Cap ein Beweis seyen, daß der Genuß von Fleisch nicht immer stark und arbeitsam mache, indem die fleischfressenden Creolen im südlichen Afrika in Rücksicht auf Stärke selbst hinter ihren fruchtessenden Nachbaren, den Caffern, sehr weit zurück blieben [2]). An einer andern Stelle macht derselbige Reisende die gleichfalls gegründete Beobachtung, daß die Lebensweise der cap'schen Bauern den Geschlechtstrieb mehr als körperliche Stärke befördere, und zu der ausserordentlichen Fruchtbarkeit der Ehen beytrage. Sechs bis sieben Kinder in Einer Familie werden für wenig gehalten. Es ist gar nicht selten, daß man in den Häusern der cap'schen Bauern zwölf bis zwanzig von Einer Mutter geborne Kinder findet [3]).

1) Barrow I. 77. Three limes aday his table is loaded with masses of mutton, swimming in the grease of the sheeps tail. II. 103. I am certain, there is no country in the world, where the animal appetites are indulged with less restraint, the most predominant of which are eating and drinking, or where the powers of body or mind are capable of less exertion. ib. p. 113. the dutch boors, who gorge themselves with animal food floatiug in fat, from morning till night.

2) II. 103.

3) I. 81. To the cold phlegmatic temper, and inactive way of life may perhaps be owing the prolific tendency of all the African peasantry. Six or seven children in a family are considered as very few; from a dozen to twenty are not uncommun. Die Worte the cold phlegmatic temper

In den Coloniſten am Cap iſt die Kraft des Geiſtes eben ſo ſehr, als die Stärke des Körpers vermindert worden. Selbſt in der Capſtadt iſt es äuſſerſt ſelten, daß Creolen einiges Intereſſe für Künſte und Wiſſenſchaften zeigen, oder daß ſie bedeutende Fortſchritte in den einen und den anderen machen. Ihre Kenntniſſe beſchränken ſich auf Leſen, Schreiben und Rechnen. Nur die Reichſten der von der Capſtadt nicht ſehr entfernten Bauern halten einen Schulmeiſter, und laſſen ihre Kinder im Leſen, Schreiben und den Anfangsgründen der Religion unterrichten [1]). Die Söhne und Töchter der entfernteren Pflanzer wachſen auf, ohne leſen und ſchreiben zu lernen; und ihre ganze Erziehung beſteht darin, daß ſie ſich früh üben, richtig zu ſchieſſen, eine ungeheuer lange Peitſche und einen mit Büffeln beſpannten Wagen gut zu führen. Wegen ihrer Beſchränktheit, Indolenz und Unwiſſenheit werden die Creolen am Cap zu keinen angeſehenen öffentlichen Aemtern, nicht einmal zu den Stellen von Predigern und Schullehrern befördert. Wegen derſelbigen Gebrechen ſtehen die Creolinnen, die auch am Cap geiſtvoller und aufgeweckter, als die Männer ſind, die lezteren den in Europa Gebornen ſehr weit nach [2]). Ich halte es für merkwürdige Erſcheinungen, daß ſelbſt die erſten Abkömmlinge von franzöſiſchen, nach dem Cap verſetzten, Eltern ſogleich der Sprache des Mutterlandes entſagen, und daß daher unter den vie-

finde ich nicht paſſend. Die cap'ſchen Pflanzer ſind indolent, allein ſie ſind in Rückſicht des Genuſſes der phyſiſchen Liebe nicht von einem kalten, phlegmatiſchen Temperament.

1) I. 82. 83. Barrow.

2) Meuzel I. 567. I. 488. II. 186.

len Pflanzern von französischer Abkunft weder irgendwo Französisch gesprochen, noch ein französisches Buch gefunden wird [1]).

Das Gemüth der Creolen am Cap verschlechtert sich fast noch mehr, als ihr Körper und Geist. Ich habe nicht nöthig, über die Gefräßigkeit und Indolenz der holländischen Creolen weiter etwas hinzuzusetzen. Der Indolenz derselben entspricht ihre Genügsamkeit. In einem Lande, wo man sich nicht blos die Nothwendigkeiten, sondern auch die Annehmlichkeiten des Lebens durch Industrie erwerben könnte, genießt der cap'sche Bauer die lezteren gar nicht, und hat auch nicht die mindeste Vorstellung von dem, was die wohlhabenden Landleute in England unter Canfort verstehen [2]). Er hat großes und kleines Vieh im Ueberfluß, und braucht Milch und Butter wenig, oder gar nicht. Er lebt auf einem Boden und in einem Klima, die dem Weinstock sowohl, als einzelnen Gartengewächsen günstig sind; und doch trinkt er weder Wein, noch ißt er Gemüse. Sein Haus ist entweder bis an das Dach offen, oder hat höchstens Einen Boden aus rohen Brettern und Rasen, in welchem Skorpionen und Spinnen vorzüglich gedeihen. Der Fußboden des Hauses besteht aus der bloßen Erde, die bald in Staub, bald in flüssigen Schwamm aufgelöst wird. Oft ist nur Ein,

1) I. 81. Barrow.

2) I. 76. 77. Barrow. But a true Dutch peasant, or boor, as he styles himself, has not the smallest idea of what an English farmer means by the word comfort. Placed in a country, where not only the necessaries, but almost every luxury of Life might by industry be procured, he has the enjoyment of none of them.

oder höchstens zwey abgesonderte Gemächer vorhanden. Diese Gemächer enthalten fast keinen anderen Hausrath, als Eine große und zwey kleinere Kasten, welche Kleider und allerley Geschirr einschließen. Die Sitze der Stühle sind aus Streifen von ungegerbten Büffelhäuten verfertigt. Die Fenster haben kein Glas, oder wenn man hin und wieder Bruchstücke von Glas wahrnimmt, so sind diese so beschmutzt, daß sie dem Lichte fast eben so wenig den Durchgang gestatten, als ganz undurchsichtige Körper.

Die ursprünglichen Holländer gehören zu den häuslichsten, das heißt, zu denjenigen Völkern, die in dem liebevollen Umgange mit ihren Weibern, Kindern und anderen Blutsverwandten den größten Theil ihrer Glückseligkeit suchen. Diese liebevollen Gesinnungen, dieß vertrauliche Zusammenleben und gegenseitige Beglücken der Mitglieder von Familien verschwinden am Cap gänzlich. Man findet unter den Creolen auf der Südspitze von Afrika kaum zwey Brüder, die brüderlich mit einander umgehen, oder reden [1]). Der Mann nimmt sein Frühstück allein, wie die Frau das ihrige nimmt. Eben so einsam raucht er seine Pfeife, oder schlendert im Hause umher, oder macht Besuche außer dem Hause, während die Frau ihre häuslichen Angelegenheiten besorgt. Das Mittag- und Abendessen sind die einzigen Gelegenheiten, wo Eheleute und deren Kinder sich vereinigen. Sonst sind die Kinder beständig unter den Sklaven oder Sklavinnen, deren Aufsicht man sie anvertraut hat, und welche sie daher mehr als Väter

1) Barrow II. 103—105. There is a great mant of affection among near relations. It has been observed, indeed, that there are scarcely two brothers in the Cape, who will speak to each other.

und Mütter lieben. Bey gemeinschaftlichen Besuchen von Eheleuten bleiben die Männer der Regel nach von den Weibern abgesondert.

Da nicht einmal Eheleute, Eltern und Kinder unter einander einig sind; so wird es um desto weniger befremden, daß fast alle Nachbaren, besonders auf dem Lande und dann solche Personen, welche wegen ihrer Aemter zu gemeinschaftlichen Zwecken wirken sollten, in einem ewigen Streite leben [1]). Die ersteren gerathen meistens über die ungewissen Gränzen oder Rechte ihrer Besitzungen, die anderen über den Vortritt oder Vorsitz in der Kirche und bey anderen feierlichen Gelegenheiten an einander [2]); und kostbare Processe sind daher eben so häufig, als lächerliche Rangstreitigkeiten. Wer seinen Nachbarn hintergeht, wird als ein schlauer oder schlimmer Mensch um desto mehr geachtet. Selbst Lügen und Stehlen thun dem guten Namen der Creolen keinen merklichen Abbruch [3]), noch weniger die entsetzlichsten Mißhandlungen ihres Hausviehs oder ihrer

1) I. 78. II. 105. Barrow.

2) II. cc. . . It is yet a singular fact, that scarcely any two neighboors are found to be on good terms with each other, but are embroiled perpetually in quarrels and disputes . . . Little as character is regarded, they are extremely tenucious of their rank.

3) II. 103. Barrow. They are active only in mischief; and crimes against morality meet with applause, if the end be successful. A man, who in his dealings can cheat his neightour, is considered as a slim mensch, a clever fellow. Even stealing is not regarded as criminal, nor does it materially affect the character of the thief. Truth is not held as a moral virtue, and lying passes for ingenuity.

Sklaven [1]) und die unmenschlichen Grausamkeiten gegen feindliche Caffern und deren Leichname [2]).

Nach der ersten Eroberung des Vorgebirges der guten Hoffnung erließ die brittische Regierung den Bewohnern der entfernteren Distrikte eine große Schuld und zugleich die Strafe von schweren Vergehungen. Die Pflanzer, weit entfernt gegen diese Gnadenbezeugungen die geringste Dankbarkeit zu äussern, empörten sich gleich von neuem wieder, weil sie, wie alle unedelmüthige Menschen, glaubten, daß man blos deßwegen nicht züchtige, weil man dazu zu schwach sey. Die brittischen Befehlshaber erkannten nach mehreren vergeblichen Versuchen gelinderer Mittel, daß solche gegen Wohlthaten durchaus gefühllose Menschen nur mit einer eisernen Ruthe regiert und gebändigt werden könnten [3]).

Die holländischen Creolen am Cap sind eben so schmutzig in ihren Reden und Handlungen, als Frauen und Jungfrauen schamlos oder indelikat sind [4]). Man sollte kaum denken, daß solche Männer und Weiber gegen Bekannte und Unbekannte eine herzliche Gastfreundschaft üben könnten, dergleichen sie wirklich üben [5]).

Da die Europäer nicht blos in Westindien und an der Küste von Guinea, sondern auch in solchen Gegenden von Afrika und Amerika, die ihrem Va-

1) Hierüber sehe man besonders Barrow II. 96. et sq. p. Die Bauern am Cap nennen die Hottentotten die Zworte natie, gewöhnlicher das Zworte na, und glauben ein Recht zu haben, sie gleich ihren Büffelochsen zerfleischen und umbringen zu können.
2) II. 134. 135.
3) II. 136. Barrow.
4) I. 80. II. 102. Barrow.
5) I. 83. l. c.

terlande am ähnlichsten sind, so viele sichtbare und unsichtbare Vorzüge verlieren; so ist es allerdings ein auffallendes Phänomen, daß die afrikanischen Neger durch die Verpflanzung in dieselbigen Gegenden gewinnen, und zwar um desto mehr gewinnen, je länger ihre Vorfahren sich in Westindien oder in den südlichen Provinzen des freyen Amerika oder am Cap aufgehalten haben [1]). Die Creol-Neger verachten ihre in Afrika gebornen Landsleute so sehr, daß sie nie mit denselben reden, und sie mit allerley Schimpfnamen belegen. Die Europäer erkennen in allen ihren auswärtigen Colonien den höhern Werth der Creol-Neger an, und bezahlen die lezteren wenigstens zweymal so theuer, als die in Afrika Gebornen. Die Creol-Neger werden nicht blos mit jeder Zeugung größer, stärker, gesunder und besser gebildet, sondern auch verständiger, brauchbarer und weniger übel geartet. Die meisten Schriftsteller leiten die Verbesserung des Neger-Stammes in den Colonien der Europäer daher ab, daß die Luft in den neuen Wohnsitzen weniger heiß und feucht sey: daß sie also die Fibern der in Afrika gebornen Neger mehr anziehe, und ihnen eine Schnellkraft gebe, welche sie in ihrem ursprünglichen Vaterlande nicht erhalten könnten. Ich trage Bedenken, dieser Vermu-

1) Die Schriftsteller über die Veredelung der Neger in Westindien und auf dem festen Lande von Amerika habe ich im götting. hist. Mag. VI. 636. 638. angezeigt. Die vornehmsten sind: Long H. 403. 404. 410. Ludewig S. 124. Moseley p. 66. 67. Der leztere sagt: The reverse of what is supposed to happen to the European, attends the African race. Every generation here is an improvement on the former. Ueber die Creol-Neger am Cap, Barrington p. 32.

thung beyzustimmen, weil die Neger durch die Versetzung nach Westindien oder an das Cap und in das südliche Amerika mehr leiden, oder häufiger erkranken und sterben, als Europäer, auch sich viel schwerer und langsamer, als diese, an das neue Klima und den neuen Boden gewöhnen. Mir ist es wahrscheinlicher, daß die Zucht, unter welcher die Neger-Sklaven gehalten werden, die Nothwendigkeit zu arbeiten und die Entwöhnung von vielen Lastern und Verbrechen, denen sie sich in Afrika ungestraft überließen, es allein oder doch vorzüglich bewirken, daß die Kinder der aus Afrika verpflanzten Neger mit immer besseren oder doch weniger schlimmen Anlagen geboren werden, als ihre Väter u. s. w.

Die meisten Gegenden der asiatischen Halbinsel, so wie die meisten fruchtbaren Abschnitte des übrigen westlichen Asiens übertreffen die glücklichsten Länder unsers Erdtheils sehr weit durch die Ergiebigkeit des Bodens, durch die Schönheit und Milde des Himmels, endlich durch die Mannichfaltigkeit und Vollkommenheit ihrer Erzeugnisse. Nichts destoweniger arteten die Europäer von jeher selbst in diesen wegen ihres Bodens, ihres Klima und ihrer Erzeugnisse gepriesenen Gegenden und zwar mehr aus, als in dem kalten und öden Sibirien: wiewohl nicht so sehr, als in Amerika oder als im südlichen Asien und Afrika. Meine Leser erinnern sich, daß der größte Theil der asiatischen Halbinsel lange vor den ältesten Geschichtschreibern der Griechen von europäischen Pflanzvölkern, vorzüglich thracischen und griechischen Ursprungs, besetzt wurde. Alle diese eingewanderten Stämme arteten in wenigen Jahrhunderten in einem solchen Grade aus, daß die Ausgearteten selbst ihre Verschlechterung nicht abläugnen konnten, son-

dern sich vielmehr unter einander ihren Sklavensinn und übrigen Sklavenlaster in allgemein bekannten sprichwörtlichen Redensarten vorwarfen [1]). Ein gleiches Schikſal hatten in der Folge die Griechen, die sich unter dem Alexander und dessen Nachfolgern im ganzen westlichen Asien niederließen, die Gallier, die sich in Phrygien ansiedelten, endlich die Römer und Franken, wovon die Einen sich des Syrischen, die Andern des Reiches von Jerusalem bemächtigten [2]). Man kann freylich sagen, daß alle

1) Cicer. pro Flacco c. 27. Quamobrem quæso a vobis, Asiatici testes, cum vere recordari voletis, quantum auctoritatis in judicium afferatis, vosmetipsi describatis Asiam: nec quid alienigenæ de vobis loqui soleant, sed qui vosmetipsi de genere vestro statuatis, memineritis. Namque ut opinor, Asia vestra constat ex Phrygia, Mysia, Caria, Lydia. Utrum igitur nostrum est, an vestrum hoc vetus proverbium, Phrygem plagis fieri solere meliorem? Quid de tota Caria? nonne hoc vestra voce vulgatum est, si quid cum periculo experiri velis, in Care id potissimum faciendum? Quid porro in Græco sermone tam tritum, atque celebratum est, quam si quis despicatui ducitur, ut Mysorum ultimus esse dicatur? Nam quid ego dicam de Lydia? quis unquam Græcus Comœdiam scripsit, in qua servus primarum partium Lydus non esset?

2) Manlius apud Livium XXXVIII. c. VI. Macedones, qui Alexandriam in Aegypto, qui Seleuciam ac Babyloniam, quique alias sparsas per orbem terrarum colonias habent, in Syros, Parthos, Aegyptios degenerarunt. Hi (Galli) jam degeneres sunt; misti et Gallogræci vere, quod appellantur. Phrygas igitur Gallicis oneratos armis . . victores victos cædetis. . . Duratos eos tot malis, exasperatosque accepit terra, quæ copia rerum omnium saginaret. Uberrimo agro, mitissimo cœ-

diese Haufen von Europäern, welche nach Asien auswanderten, vorzüglich deßwegen ausarteten, weil sie ihren Stamm nicht rein erhielten, sondern sich mit eingebornen Weibern vermischten.

Diese Bemerkung ist allerdings richtig. Allein eben so wahr ist die Beobachtung der Begleiter Alexanders, vorzüglich aber der römischen Geschichtschreiber, daß selbst die Krieger, welche man nur auf kurze Zeiten nach Asien führte, merklich verdorben worden, und daß namentlich die Legionen des Manlius, welche die Galater, und die des Scipio, welche den Antiochus überwanden, nicht blos selbst die Laster der Asiaten annahmen, sondern auch in Rom und dem übrigen Italien verbreiteten [1]).

Unter allen Continenten hat keiner so fürchterlich öde Gestade, so nackte, zerrissene und unzugängliche Gebirge, so wenige und kleine Ströme und Bäche, so wenige kühlende und nährende Pflanzen und Früchte, so wenige brauchbare Holzarten, so wenige genießbare oder sonst nützliche Thiere, so viele Monstra, sowohl in der vegetabilischen, als animalischen Welt, endlich so wenige, so elende und thierartige Menschen, als Neuholland dem bey weitem größten

lo, clementibus accolarum ingeniis, omnis illa, cum qua venerant, mansuefacta est feritas. Vobis, Martis viris cavenda et fugienda quam primum amœnitas est Asiæ. Ueber die Ausartung der Franken im gelobten Lande, Wilhelm. Tyr. XXI. c. 17. über die Pullanen oder die mit eingebornen Weibern erzeugten Kinder der Fremden. Jacob. de Vitriaco c. 72.

1) Man s. meine Geschichte des Verfalls der Sitten u. s. w. der Römer zu den Zeiten der Republik S. 25. u. f.

Theile nach [1]). Selbst in dem Theile dieses Australs-Landes, wo die Britten seit etwa einem halben Menschenalter eine Colonie gegründet haben, sind weder Klima noch Boden nach den gewöhnlichen Merkmalen, nach welchen man die Güte von beyden zu schätzen pflegt, mit dem Klima und Boden in den schönsten Gegenden des westlichen Asiens zu vergleichen [2]). Nichts desto weniger scheint es, als wenn nicht blos die meisten Arten von europäischem Getreide und Gartengewächsen, auch alles große und kleine Vieh, sondern selbst die europäischen Colonisten sich in Neu-Süd-Wales veredelt hätten [3]). Die ersten Colonisten bestanden aus lauter todeswürdigen Verbrechern und aus liederlichen Weibspersonen, welche das Mutterland wegen ihrer Unverbesserlichkeit ausgeworfen hatte. Die Einen wurden in dem Laufe von wenigen Jahren durch eine dem fremden Beobachter beynahe unbegreifliche Verwandlung ruhige Bürger, fleißige und betriebsame Hauswirthe, zärtliche Gatten und Väter: die anderen treue Ehegenossineun und liebevolle Mütter [4]). In keiner andern, selbst

britti-

1) Péron I. 78. 128. 138. 388. 89. 412.
2) ll. cc. und dann noch p. 424—27. 441. 42. Man vergleiche meine Betrachtungen über die Fruchtbarkeit von Asien u. s. w. II. 441. u. f. S.
3) Péron I. 381. 82.
4) l. c. sous ces toits agrestes, au milieu de ces forêts profonds, habitent en paix des brigands, qui étoient naquère la terreur de l'Europe, . . . là, vivent ces escrocs, ces filoux, ces fripons de toute espèce. Tous ces malheureux, jadis le rebut, et la honte de leur patrie, sont devenus, par la plus inconcevable des métamorphoses, des cultivateurs laborieux, des citoyens heureux et pai-

sibles

brittischen Colonie, machten der Gartenbau und Feldbau, die Fischerey und Schiffahrt in so kurzer Zeit solche reissende Fortschritte, so wie in keiner andern Colonie bequeme Wege und Brücken zur genaueren Verbindung der verschiedenen Niederlassungen und Pflanzungen so schnell gebaut wurden, als in Neu-Süd-Wales. Die weisen Gesetze, nach welchen man die Colonie in Neu-Süd-Wales gründete und verwaltete, und die trefflichen Männer, welche man der Colonie vorsetzte, trugen unläugbar zu der Umbildung der in ihrem Innersten verdorbenen Menschen bey, womit man das ferne Austral-Land bevölkerte. Allein weder die größte Weisheit der Gesetze, noch die unerschütterlichste Strenge der Beamten würden die vorgegangene Sittenbesserung bewirkt haben, wenn physische Ursachen der Natur der europäischen Ankömmlinge auf eine ähnliche Art geschadet hätten, wie selbst im nördlichen Amerika, oder am Vorgebirge der guten Hoffnung. Am sichersten ist es, die Erfahrung mehrerer Menschenalter abzuwarten, um die Frage zu entscheiden, ob außer Europa Neu-Süd-Wales das einzige Land sey, wo die Söhne und Töchter unsers Erdtheils nicht allein nicht verschlechtert, sondern viel eher veredelt werden?

sibles .... et lorsque nous venions à voir les soins empressés des mères pour leurs enfans, et que nous nous rappellions, que peu d'années auparavant ces mêmes femmes, étrangères à toute affection tendre, à tout sentiment delicat, n'etoient autre chose, que de hideuses prostituées, cette nouvelle revolution dans les moeurs nous inspiroient les réflexions les plus attachantes, et les plus douces.

IV.

Kann man, und in wie fern kann man sagen, daß die Menschen überhaupt, oder diese und jene Völker einem gewißen Boden und Klima anerschaffen worden?

So wie nicht alle Gewächse und Thiere, welche die Verpflanzung in einen andern Boden und in ein anderes Klima ertragen, in gleichem Grade versetzbar sind; so sind auch nicht alle Pflanzen und Thiere, welchen die Natur einen gewißen Boden und ein gewißes Klima angewiesen hat, in gleichem Grade an den einen oder das andere gefesselt.

Am meisten sind es diejenigen Pflanzen und Thiere, welche die Natur auf einen kleinen oder mäßigen Erd- und Luftstrich dergestalt beschränkt hat, daß sie außerhalb des einen und des andern nicht bestehen können. Nach den Wahrnehmungen von Peron ist eine jede Art von Kangurus auf eine solche Art an eine bestimmte Strecke des Continents von Neu-Holland oder an bestimmte Inseln gebunden, daß man sie außerhalb dieser ihnen angewiesenen Heimath niemals antrifft [1]). Die schönste unter allen Ziegenarten, welche die Wolle zu den feinsten Schawls liefert, ist ausschließlich für die nackten und kalten Ge-

1) Péron I. 114. 115. Le Kanguroo à bandes peuple de ses essaims les trois îles de Bernier, de Dorre, et de Dirk-Hartighs, sans que nous ayons pu jamais en retrouver sur aucune partie du continent, ou des autres îles, que nous avons successivement reconnues. On verra dans la suite, se reproduire le même phénomène pour toutes les espèces de Kanguroos; c'est-à-dire, qu'on verra chacune d'elles fixée par la nature sur telles, ou telles îles, sur telle ou telle terre, sans qu'aucun individu paroisse au-delà de ces limites particulières à leur espèce.

birge von Thibet geschaffen worden. Wenn man die thibetanischen Ziegen nach Bengalen bringt, so verlieren sie nicht nur in kurzer Zeit ihre seidenartige Wolle, sondern büßen auch ihr Leben ein, und daher mißlang, aller angewandten Sorgfalt ungeachtet, jeder Versuch, diese Thierart nach England zu verpflanzen [1]). Die pelagischen Zoophyten und Mollusken sind im Durchschnitt an gewiße Grade der Breite und Länge angewiesen, ohne die ihnen von der Natur vorgeschriebenen Gränzen jemals zu überschreiten [2]).

Weniger gebunden sind diejenigen Pflanzen und Thiere, welche die Natur zwar auf ein gewißes Klima, aber nicht auf einen gewißen Boden beschränkt hat, und die also in den verschiedensten Gegenden fortleben können, wenn sie nur die ihnen angemessene Temperatur der Luft finden. Hieher gehören alle tropische Früchte und alle Thierarten, die der heissen Zone eigenthümlich, aber allen, oder doch mehreren Erdtheilen gemein sind.

Noch weniger gebunden sind solche Pflanzen und Thiere, die zwar außerhalb des ihnen bestimmten Bodens und Klima bestehen können, aber doch, wenn sie in einen andern Boden und in ein anderes Klima versetzt werden, das Vermögen verlieren, ihr Geschlecht

1) Turner p. 356.

2) Péron I. 492. 93. . . on pourra vois dans la suite de nos travaux, que les différentes espèces de Zoophites, et de Mollusques pélagiens ne sont pas disséminées au hazard sur la surface de l'océan; mais que chacune d'elles, fixée toujours à de certaines latitudes, à de certaines longitudes, se reproduit constamment aux mêmes lieux, où la température vraisemblablement plus, que toute autre chose, la contraint d'habiter, ou de se reléguer.

fortzupflanzen. Die meisten Getreidearten und Gartengewächse des gemäßigten Europa gedeihen in manchen Gegenden, sowohl der kalten, als der heissen Zone. Allein sie bringen entweder keine Früchte, oder keinen fruchtbaren Saamen hervor.

Nur von den Pflanzen und den Thieren, die einzig und allein in einem gewißen Klima und auf einem gewißen Boden leben und sich fortpflanzen können, darf man im eigentlichen oder strengsten Sinne des Worts sagen, daß sie von der Natur an einen bestimmten Boden und an ein bestimmtes Klima gefesselt seyen.

Eine große Menge von Pflanzen und Thieren kann nicht blos außerhalb des ihrer Natur am meisten angemessenen Bodens und Klima bestehen, sondern sich auch fortpflanzen; büßt aber zugleich durch jede Versetzung aus ihrer Heimath um desto mehr von ihren angestammten Vorzügen ein, je mehr der neue Boden und das neue Klima von dem natürlichen Boden und Klima verschieden sind. Meine Leser erinnern sich, daß fast alle Hausthiere des gemäßigten Europa's, die entweder in die heisse Zone oder selbst nach den Ländern des gemäßigten Erdstrichs in Afrika und Amerika verpflanzt werden, mehr oder weniger ausarten. Auf eine ähnliche Art verhält es sich mit den sogenannten Tanguns oder der Pferdeart, die dem Lande Butan ausschließlich eigen ist [1]).

1) Turner p. 22. 23—94. This species, which is indigenous to Bootan, has its title from the region, in which they are bred ... from Tangustan, the general appellation of that assemblage of mountains, which constitutes the territory of Bootan. The breed is altogether confined within these limits, bling found in none of the neighbouring countries; neither in Assam, Nipal, Tibet nor

Die Tanguns behalten selbst in Bengalen einen grossen Theil des unbezwinglichen Feuers bey, womit sie ohne Treiben alle ihre Kräfte, ja sogar sehr oft sich über ihre Kräfte anstrengen; allein sie werden häufiger, als andere von außen eingeführte Pferde, Opfer des bengalischen Klima's, und können die Hitze dieses Landes weniger, als persische und tatarische Pferde ertragen [1]) Von Pflanzen und Thieren, die bey der Versetzung auf einen andern Boden und in ein verschiedenes, oft entgegengesetztes Klima manche Vorzüge verlieren, aber doch außer ihrer Heimath fortleben, und sich fortpflanzen können, läßt sich nicht sagen, daß sie an einen gewißen Boden und ein gewißes Klima gebunden seyen; sondern nur, daß sie einem ihrer Natur am meisten angemessenen Boden und Klima anerschaffen worden.

Im Ganzen sind die Pflanzen den Einwirkungen von Boden und Klima mehr ausgesetzt, als die Thiere: die Thiere mehr, als der Mensch: die unvollkommneren Thiere und Völker mehr, als die vollkommneren. Diese Naturgesetze machen es schon an sich höchst wahrscheinlich, daß die Pflanzen häufiger und stärker, als die Thiere: die Thiere häufiger und stärker, als der Mensch: die unvollkommneren

Bengal. I am inclined to consider it as an original and distinct species. . . . They are usually about thirteen hands in height, and are remarkable for their symmetry and pist proportions: uniting in an eminent degree both strength and beauty... It is surprising to observe the energy and vigour apparent in the movements of a Tangun.

1) l. c. for after all, strong and hardy as Tanguns are, they are lefs able to bear the heat of an Indian sun, than any other breed, and they often fall victims to it, when hard driven in very hot weather.

Thiere und Völker häufiger und stärker, als die vollkommneren an einen gewißen Boden und an ein gewißes Klima von der Natur gefesselt worden. In der That sind die finnischen Stämme und die ihnen ähnlichen Grönländer, Eskimos und Feuerländer: die Ichthyophagen an den arabischen und persischen Gestaden, so wie an den öden Küsten von Neu-Holland und Diemen-Land: die Kameelhirten der Wüste und die Waldmenschen im Innersten der großen ostindischen Inseln die einzigen menschlichen oder menschenähnlichen Bewohner der Erde, von welchen man annehmen kann und beynahe annehmen muß, daß sie gleich manchen Thieren und Pflanzen an die Heimath, in welche die Natur sie setzte, gefesselt worden. Man muß dieses nicht blos deßwegen annehmen, weil die Grönländer und andere ihnen ähnliche Wilde, welche man aus ihrem Vaterlande fortführte, in kurzer Zeit starben, sondern auch, weil sich nicht absehen läßt, wie die genannten Völker anderswo, als in ihrem ursprünglichen Vaterlande bestehen könnten: die finnischen Stämme außer den Sümpfen und Wildnissen, die ihnen ohne schwere Arbeit im Sommer durch den Fischfang, im Winter durch die Jagd reichliche Nahrung liefern: die Ichthyophagen außer den öden Küsten, wo das Meer ihnen täglich beynahe ohne die geringste Bemühung die Fische und andere Seethiere, welche sie zu ihrem Lebensunterhalt brauchen, vor die Füße wirft: die Kameelhirten außer der Wüste, in welcher sie allein frey athmen können: die Waldmenschen endlich in Ceylon, Sumatra und den Philippinen außer den unzugänglichen Gebirgen und Wäldern, wo sie wilde Früchte und Wurzeln, wilden Honig und das Fleisch von allerley Wildpret im Ueberfluß finden.

Von allen übrigen Völkern kann man nur behaupten, daß sie einem gewißen Klima und Boden mehr oder weniger anerschaffen seyen. Es gibt in der Anerschaffenheit eben sowohl Grade, als in der Gebundenheit an Boden und Klima. Die erstere nähert sich der leztern um desto mehr mit je größeren Gefahren für Gesundheit und Leben die Versetzung in eine andere Heimath verbunden ist, und je schwerer die Versetzten sich an einen andern Boden und an ein anderes Klima gewöhnen. Die Neger-Völker sind unläugbar mehr für die heisse, als für die gemäßigte und kalte Zone, mehr für niedrige und feuchte, als für hohe und trockne Gegenden bestimmt, weil sie in der größten Hitze am munterstten sind, und sich sowohl in der Regenzeit, als auf den Reispflanzungen besser befinden, als in der trocknen Jahrszeit und in solchen Gegenden, welche die Europäer ihrer Gesundheit am zuträglichsten glauben. Alle Hirtenvölker, die eine unüberwindliche Abneigung gegen feste Wohnsitze haben, und auch zu den Arbeiten des Ackerbaus untüchtig sind, wurden von der schaffenden Natur mehr für die Weideplätze und Steppen in Asien und Afrika, als für die fruchtbaren, des Anbaus fähigen, Gefilde dieser Erdtheile hervorgebracht. Eben so augenscheinlich ist es, daß die Natur die Organisation der Völker des südlichen Asiens, die Hindus mit eingeschlossen, dem ihnen angewiesenen Boden und Klima anpaßte. Solche schwache und indolente Menschen, dergleichen die Hindus, die Peguaner, Siamesen u. s. w. sind, konnten nur in solchen Ländern bestehen, wo das Klima wenige Bedürfnisse auflegte, und der fruchtbare Boden der Schwäche und Trägheit der Einwohner durch eine Menge freywilliger Gaben zu Hülfe kam, auch die

geringsten Anstrengungen, welche man auf seinen Anbau wandte, durch hundertfältige Früchte belohnte. China und Japan wurden in Rücksicht auf Klima und Boden weniger begünstigt, als die übrigen ostindischen Reiche und Inseln; und eben deßwegen war es nothwendig, daß die Natur den Chinesen und Japanesen mehr Arbeitsamkeit einpflanzte, als anderen südlichen Asiaten. Die sogenannten morgenländischen Völker sind stärker und nicht ganz so indolent, als die meisten ostindischen Nationen. Allein wie unvollkommen sind doch selbst unter jenen der Ackerbau und Gartenbau, sammt den dazu erforderlichen Instrumenten in Vergleichung mit denen der kultivirten Bewohner unsers Erdtheils? Ohne einen so leichten und fruchtbaren Boden, als die Natur den westlichen Asiaten schenkte, würden diese sich eben so wenig an die Arbeiten des Ackerbaus gewagt haben, als es die Juden in Europa thun. Die ackerbauenden Tataren sind unter den morgenländischen Völkern das einzige, was sich durch einen größern Fleiß im Feldbau und durch schwerere Instrumente unterscheidet; und gerade diese Tataren sind es, welche die Natur zur Bevölkerung von Ländern bestimmte, die einen schwerern Boden und ein weniger freundliches Klima haben, als die Provinzen des westlichen Asiens. Weder die Russen noch irgend ein anderes slawisches Volk kommt den Tataren in Rücksicht auf sorgfältigen Ackerbau und auf Güte der dazu erforderlichen Werkzeuge bey. Auch hausten die Slawen ursprünglich, und wohnten von jeher, wenn sie die Wahl hatten, am liebsten in solchen Gegenden, deren Boden leicht und sandig war. Solche schwache Anstrengungen und so unvollkommne Werkzeuge des Ackerbaus, als den slawischen Völkern eigen sind, würden

nicht hingereicht haben, das schwere und fette Erdreich in den Ländern des westlichen Europa's zu bezwingen, die von jeher von den arbeitsamsten, geistvollsten, tapfersten und edelmüthigsten Völkern besetzt waren. Die Natur paßte auch die ursprünglichen Bewohner unsers Erdtheils, die Germanier, Celten u. s. w. ihrem Klima und Boden an. Der unläugbarste Beweis davon ist die Erfahrung aller Jahrhunderte, daß die Europäer zwar besser, als die übrigen Völker in allen Erdtheilen und Zonen ausdauern, daß sie aber zugleich in allen anderen Erdtheilen ausarten, selbst in solchen Gegenden, die in Ansehung der Fruchtbarkeit des Bodens und der Milde sowohl, als Gesundheit des Klima's entschiedene Vorzüge vor den europäischen Mutterländern haben. Da nun die Natur die Menschen, wie die Pflanzen und Thiere, wenn auch nicht an einen gewißen Boden und an ein gewißes Klima fesselte, wenigstens dem einen und dem andern anerschuf, so ist es nicht zu verwundern, daß sich jedes Volk und jeder Völkerstamm am besten in seinen ältesten und ursprünglichen Wohnsitzen erhielt.

V.

Giebt es natürliche Familien von Völkern, wie von Thieren und Pflanzen, und wie viele solcher Familien kann man in Asien, in den Südländern und auf den ostindischen sowohl, als Südsee-Inseln zählen?

Unter Völker-Familie verstehe ich einen Inbegriff natürlich verwandter Völker, d. h. solcher Völker, die in den vornehmsten Beschaffenheiten des Körpers, des Geistes und des Gemüths zusammenstimmen, wenn gleich ein jedes sich von den übrigen durch erbliche Merkmale unterscheidet.

Wenn wir der Völkerordnung folgen, welche ich in den bisherigen Untersuchungen beobachtet habe; so müssen wir zuerst nach der Verwandtschaft der ältesten Bewohner des hohen östlichen Asiens fragen. Diese sind die verschiedenen Stämme der Mongolen und Kalmucken. Den Mongolen und Kalmucken gleichen gegen Norden die Tungusen und Burâten, gegen Süden die Bewohner sowohl von Groß- und Klein-Thibet, als die der meisten Bergländer zwischen Thibet und Hindostan so sehr, daß man die natürliche Verwandtschaft der einen und der anderen nicht verkennen kann. Die Butaner sind zwar den mongolischen Völkern durch die Form ihres Gesichts ähnlich. Uebrigens unterscheiden sich die ersteren von den lezteren durch Farbe, Körperbildung und andere Merkmale so stark, daß man sie weder für einen Zweig noch für natürliche Verwandte des mongolischen Völkerstamms halten kann.

Eine zweyte Völker-Familie begreift die echten oder wenig vermischten finnischen Horden im nördlichen Asien und Europa. Die finnischen Völker nähern sich den mongolischen mehr, als allen übrigen. Nichts desto weniger weichen die ersteren von den lezteren in so vielen Stücken ab, daß man nicht umhin kann, sie als eine besondere, von mongolischen verschiedene, Völker-Familie zu betrachten. Wiederum unterscheiden sich die Tschucktschen, die Koräken, die Kamtschadalen und östlichen Insulaner sowohl von den mongolischen, als finnischen Stämmen so sehr, daß man fast berechtigt ist, sie als für sich bestehende, ursprüngliche Nationen anzusehen. Die kurilischen Insulaner sind ohne Zweifel tatarischen Ursprungs.

Eine dritte Völker-Familie enthält die Bewoh-

ner des südlichen Asiens vom Ausfluß des Burramputers an bis nach Japan hin. Die Völker des südlichen Asiens haben allerdings vieles mit den Bewohnern des östlichen Asiens gemein: weßwegen auch mehrere Schriftsteller alle südlichen Asiaten aus dem hohen östlichen Asien ableiteten. Ich habe zu seiner Zeit bewiesen, daß die Nationen des südlichen Asiens weder von den Kalmucken und Mongolen entsprossen, noch daß eine derselben das Stammvolk der übrigen seyn könne. Die südlichen Asiaten verhalten sich wie die Länder, welche sie bewohnen. Ein jedes dieser Länder hat eigenthümliche Produkte oder erzeugt dieselbigen Produkte mit eigenthümlichen Beschaffenheiten. Und dennoch haben alle diese Länder unverkennbare Aehnlichkeiten in Rücksicht auf Klima, Boden, Pflanzen und Thiere. Dieselbige Verschiedenheit und Aehnlichkeit findet bey den Völkern des südlichen Asiens Statt. Keins ist dem andern so gleich, daß man sie für gemeinschaftlichen Ursprungs, oder für Zweige desselbigen Stammes halten könnte. Zugleich aber stimmen alle diese Völker in so manchen äußeren und inneren Merkmalen zusammen, daß man sie mit eben dem Rechte Eine Völker-Familie, wie die Länder, welche sie bewohnen, Einen gleichförmigen Abschnitt des südlichen Asiens nennen kann.

Hindostan gleicht den übrigen Reichen des südlichen Asiens viel mehr, als die beyden Hauptarten der Hindus den übrigen südlichen Asiaten gleichen. Sowohl die Hindus der höheren, als die der unteren Kasten sind von allen ihren Nachbaren, also auch von den südlichen Asiaten so gänzlich verschieden, daß man sie unmöglich für gemeinschaftlichen Ursprungs mit diesen oder für natürliche Verwandte derselben erklären kann. Die Hindus besuchten und bevölkerten

schon vor Jahrtausenden mehrere ostindische Inseln, besonders Ceylon. Die Ceyloneſen nähern sich unter allen ostindischen Insulanern den Hindus am meisten. Nichts desto weniger weichen die Ersteren von den lezteren auf so mannichfaltige Arten ab, daß die einen nicht von den andern entsprungen seyn, und nur kaum entfernte natürliche Anverwandte derselben genannt werden können. Noch viel größer ist der Abstand der Ceyloneſen von den Bewohnern der übrigen ostindischen Inseln. Die ostindischen, besonders die grösseren ostindischen Inseln, Ceylon ausgenommen, sind von drey verschiedenen Menschenarten besetzt. Auf den Ufern oder an den Küsten findet man durchgehends Malayen. In den Thälern und auf den Hügeln des Binnenlandes hausen Völker, die, wenn sie gleich von den Malayen verschieden sind, doch zu der Völker-Familie des südlichen Asiens gerechnet werden können. Die negerartigen Waldmenschen hingegen, welche in den unzugänglichsten Gebirgen und den unwegsamsten Wildnissen umherirren, machen eine von den übrigen südlichen Asiaten gänzlich verschiedene Menschenart aus. Es ist kaum gedenkbar, daß diese scheuen Waldmenschen sich aus Einer Insel über die übrigen verbreitet haben sollten. Fast eben so wenig wahrscheinlich ist es, daß die Waldmenschen der ostindischen Inseln natürliche Anverwandte der negerartigen Ichthyophagen in den Südländern und auf den Südsee-Inseln seyen.

Die Südländer und Südsee-Inseln bieten eine eben so große Mannichfaltigkeit von Menschen-Naturen dar, als die ostindischen Eylande. Noch merkwürdiger ist es, daß die Bewohner der Südländer und Südsee-Inseln von denen der ostindischen Reiche und Eylande gänzlich verschieden sind. Kein Land

oder Eyland des südlichen Asiens enthält solche Menschen, dergleichen die großen, schönen und starken Insulaner der Südsee sind. Eben so wenig trifft man im südlichen Asien solche negerartige Ichthyophagen, wie in den Südländern und Südsee-Inseln an. Selbst die Kaste der Tautaus scheint weder den Malayen, noch anderen ostindischen Insulanern ähnlich oder natürlich verwandt zu seyn. Man muß daher in den Südländern und auf den Südsee-Inseln wenigstens drey verschiedene Völker-Familien annehmen: die der großen, schönen, starken und freundlichen Erihs: die der kleinen, häßlichen und dienenden Tautaus: endlich die der negerartigen Ichthyophagen. In der ersten und dritten dieser Völker-Familien sind so viele und große Unterschiede vorhanden, daß man in der Folge allem Ansehen nach genöthigt seyn wird, eine jede derselben in mehrere von einander verschiedene Gattungen zu zerlegen.

Im westlichen Asien stimmen die Ichthyophagen am meisten zusammen, und die Gebirgvölker weichen am meisten von einander ab. Wenn die Fischesser an den persischen und arabischen Küsten auch nicht von einander abstammen, oder von völlig gleicher Natur sind; so sind sie einander doch so ähnlich, daß man sie als Mitglieder Einer Familie betrachten kann. Hingegen unterschieden sich von jeher die Afganen von den Kurden, die Kurden von den Bergvölkern in Armenien, die in Armenien von denen in Cilicien, Pisidien, Isaurien und im Pontus, die pontischen von den kaukasischen, endlich die kaukasischen Bergvölker von einander so sehr, daß man beynahe gezwungen wird, ein jedes Bergvolk des westlichen Asiens als einen besondern, oder für sich bestehenden Menschenstamm anzusehen. Unter den Nomaden des

westlichen Asiens zeichnen sich die arabischen Kameelhirten mehr von den übrigen arabischen Beduinen, als diese von den turkomannischen und kurdischen Hirten aus. Unter den ackerbauenden Völkern des westlichen Asiens sind die zwischen dem Halys und Tigris einander ähnlicher, als die zwischen dem Tigris und Indus. So sehr aber auch die Ersteren von den leztern und in beyden Völkerhaufen jede Nation von der andern abweichen mag, so haben sie doch so viele äußere und innere Merkmale gemein, daß man sie insgesammt als Mitglieder Einer großen Völker-Familie gelten lassen, und unter dem Namen der morgenländischen Nationen zusammenfassen kann.

VI.

Betrachtungen über eine Stuffenleiter der Humanität, nach welcher die bisher untersuchten Völker in Rücksicht ihrer geringeren oder größeren menschlichen Vorzüge geordnet werden.

Nach den bisherigen Untersuchungen wird keiner meiner Leser daran zweifeln, daß ganze Völker und Völker-Familien sich in Ansehung ihres Aeußern und Innern eben so sehr oder noch mehr von einander unterscheiden, als unter einer jeden Natur einzelne Individuen von einander abweichen. Es ist daher keine müßige Frage, wenn man zu erfahren wünscht, wie die Völker, von welchen ich bisher gehandelt habe, in Rücksicht ihrer Humanität neben einander, oder über und unter einander geordnet werden müssen. Unter Humanität verstehe ich den ganzen Inbegriff der äußeren und inneren Vorzüge, wodurch die edelsten Völker unsers Erdtheils sich über die Thiere erheben.

Die unorganiſche Natur geht ſo unmerklich in die organiſche, das Pflanzenreich ſo unmerklich in das Thierreich über, daß kein Forſcher bisher im Stande war, und vielleicht jemals im Stande ſeyn wird, die Gränzen der einen und der anderen genau zu bezeichnen. Eben ſo ungewiß ſind die Gränzen der Thierheit und Humanität, oder die der blos thieriſchen und der wahrhaft menſchlichen Natur. Mehrere Thierarten haben ſo viel menſchliches, manche Völker ſo viel thieriſches, daß man nicht weiß, ob man die einen zu den Menſchen, oder die anderen zu den Thieren zählen, oder beyde als Mittelweſen anſehen ſoll, die zwiſchen den Thieren und den Menſchen in der Mitte ſtehen.

Schon in den großen und ſcheußlichen Affen, die in Guiana Quata oder Quato genannt werden, zeigen ſich einige Spuren menſchlicher Eigenſchaften. Die Quato's ſuchen die Menſchen, die ſich ihnen nähern, theils durch das Ausſchütten ihrer Excremente, theils durch das Werfen von kleinen Stöcken abzuwehren. Wenn ſie verwundet werden, ſo halten ſie die Wunden mit der Hand zu, beſehen das herausfließende Blut, fangen jämmerlich an zu heulen, und erſteigen die höchſten Gipfel der Bäume, auf welchen ſie ſich aufhalten. Ihr Geſicht iſt unbehaart und roth, und ſowohl wegen dieſer Geſichtsfarbe, als wegen der tief eingeſenkten Augen haben ſie eine auffallende Aehnlichkeit mit alten Indianerinnen [1]).

Ohne Vergleichung menſchenähnlicher, als der Quato, iſt der Orang-Utang von Borneo, welchem

1) Stedmann II. 10. 11. . . . the creature face is quite naked and red, with deep sunk lyes, which gives it much the apparance of an old Indian woman.

man daher auch den Namen des Waldmenschen gegeben hat [1]). Der Orang-Utang, welchen Hamilton sah, war vier Fuß hoch, und hatte grobe Knochen, besonders lange Arme. Wenn er aufrecht stand, so reichten die Spitzen der Finger bis an die Kniee. Seine Lenden und Beine waren in Verhältniß zu seinem Körper nicht stark genug. Die Füße waren lang, vorn sehr breit, und hinten zu schmal. Seinen vorstehenden Bauch bedeckte ein helleres und dünneres, den übrigen Leib ein dichteres und längeres dunkelbraunes Haar. Er hatte einen dicken Kopf, ein breites und volles Gesicht, graue und kleine Augen, eine kleine platte Nase, sehr starke Oberlippen und Unterkinbacken. Er schneuzte seine Nase mit den Fingern, machte Feuer an, und blies hinein, um es zu beleben. Ein anderer Orang-Utang briet einen Fisch, um ihn mit gekochtem Reis zu essen. Die Weibchen haben regelmäßige Reinigungen. Sowohl die Männchen, als die Weibchen sind ohne allen Schwanz, und gehen aufrecht. Sie sind von einer trüben Gemüthsstimmung, und spielen selbst in ihrer Jugend nie, wie andere Thiere. Ihre Gemüthsstimmung drückt sich in der düstern niedergeschlagenen Miene aus. Wenn man sie gezähmt hat, so werden sie zuthätig, und küssen oder umarmen ihre Wohlthäter. Gezähmte Orang-Utangs trinken aus gehenkelten Trinkgeschirren, wie Menschen, und wischen den Mund ab, wenn sie getrunken haben. Auch schlafen sie, wie Menschen. Sie legen ihren Kopf auf ein Kissen oder einen Pfuhl, und ziehen die Bettdecken über sich her [2]). Allem

1) Brookes System of natural History London 1763. I. 126. et sq. p.

2) Brookes l. 1. p. 126. Man vergleiche hiemit Campers Wahrnehmungen in den Oeuvres I. p. 6. et sq.

Allem Ansehen nach steht der Chimpanzer, oder wie Degrandpre ihn nannte, der Kimpezey in Angola und andern Ländern der Westküste von Afrika [1]) eben so weit über dem Orang-Utang, als dieser über anderen Affenarten.

Derjenige, welchen Tyfre beobachtete und beschrieb, gewann während der Ueberfahrt das Wohlwollen des ganzen Schiffsvolks. Er hielt sich beständig von den Affen, die am Bord waren, abgesondert, und that hingegen sehr zärtlich gegen die Matrosen und Officiere. Sehr häufig öffnete er diesem und jenem die Kleider an der Brust, schlang seine Arme um ihren Hals, und herzte sie auf das innigste. [2]). den hintern Theil des Körpers deckten so dicke Haare, daß man die Haut nur mit genauer Noth wahrnahm. Die Vorderseite hingegen hatte deren so wenige, daß man sie kaum behaart nennen konnte. Man gewöhnte ihn bald, sich zu Bett zu legen, und Kleider zu tragen. Er zog die lezteren selbst an, und wenn er allein nicht damit fertig werden konnte, so ersuchte er Andere, ihm zu helfen. Sein Haar war kohlschwarz, und sah eher Menschen- als Thierhaaren ähnlich. Um die Schaam, die Oberlippe und das Kinn war es länger, als anderswo. Das Lippen- und Kinn-Haar war gräulich, und sah wie ein Bart aus. Das Gesicht, die Hände und die Fußsohlen, so wie der größte Theil des Vorderhaupts hatten kein Haar. An den Seiten des Gesichts hingegen fassen anderthalb Zoll lange Haare. Sein Gesicht glich mehr dem eines Menschen, als eines Affen; denn der Vorderkopf war größer und runder, der obere und

1) Degrandpré I. 26, Les Naturels l'appellent Kimpezey. C'est le nom Congr.
2) Brookes l. c. p. 128. 129.

untere Kinnbacken eher flach und weniger hervorragend, als im Affen. Allein die Nase war platt, und an dem äußern Rande der Nasenflügel war eine kleine Eindrückung, die sich aufwärts drehte, wie im Affen. Die Ohren hatten eine vollkommen menschliche Bildung, und auch die Zähne sahen menschlichen Zähnen ähnlicher, als thierischen. Die Biegungen oder Gelenke der Arme und Beine waren gerade, wie im Menschen. Nur die Hand wich etwas von der menschlichen ab, indem die Fläche derselben beträchtlich länger und der Daumen viel kürzer war, ungeachtet die Nägel eine größere Breite und mehr Flachheit hatten, als im Affen. Die Zehen waren eben so lang, als die Finger; der mittlere am längsten. Auch der große Zehen war in einer gewißen Entfernung von den übrigen, gleich dem Daumen; so daß man dieses Geschöpf weniger ein vierfüßiges, als Eins mit vier Händen nennen kann, indem es die Hände und Füße auf gleiche Art braucht.

Ein junges Chimpanzer-Weibchen, was sich jezt im brittischen Museo befindet, ward von Edwards folgendergestalt beschrieben. „Zur Zeit seines Todes war dieß Weibchen zwey und einen halben Fuß hoch. In Ansehung der ganzen Gestalt, so wie der Füße und Hände, hatte es eine große Aehnlichkeit mit anderen Affen: nur unterschied es sich von den lezteren darin, daß es weder einen Schweif, noch eine Callosität am Gesäß hatte. Der Kopf war runder und menschenähnlicher, als der von Affen: der Vorkopf hoch, die Nase platt und die Zähne menschenähnlich. Das Haar stieg aus dem Nacken gegen den Schedel an, und hieng sowohl an den Seiten, als über die Stirn herab, die gleich dem übrigen Gesicht kein Haar hatte. Auch die Ohren waren nackt und den

menschlichen ähnlich. Die beyden Brustwarzen saßen wie an Mädchen oder Weibern. Das Gesicht und die nackten Theile der Hände und Füße hatten eine schmutzige Fleischfarbe. Der hintere Theil des Körpers war stärker, als die Vorderseite mit röthlich braunen Haaren bedeckt. Das Haar stieg, oder neigte sich von der Hand gegen den Elbogen hin [1]).“

Alle späteren Reisende bestätigen die Nachrichten beym Brookes und zwar zuerst Matthews [2]). Wenn man die Jenpanzers oder Chimpanzers, sagt dieser Schriftsteller, jung fängt, so werden sie sehr zahm und zuthätig gegen Diejenigen, welche sie lieben. Sie sind äußerst empfindlich gegen gute und schlimme Behandlung. Ich selbst besitze gegenwärtig einen jungen Chimpanzer, der augenblicklich kommt, wenn ich ihn rufe. Sobald ich ihn aber von mir stoße, oder ihn schlage, oder nur seine Liedkosungen ablehne; so wird er mürrisch, hört nicht, wenn ich ihn rufe, und nimmt nicht eher etwas von mir an, als bis ich ihn wieder guter Laune gemacht habe. Das Ansehen der Chimpanzers ist, besonders wenn sie sitzen, dem eines alten Negers auffallend ähnlich: das Haar ausgenommen, das schwarz und strak, wie in ursprünglichen Amerikanern ist. Zu der umständlichen Beschreibung, welche Brookes in seiner Naturgeschichte gegeben hat, will ich nur noch einige Umstände hinzusetzen. „Sie halten sich gewöhnlich bey verfallenen Dörfern auf, wo der Papau-Baum, den sie sehr lieben, sich in großer Menge findet. Sie erbauen sich Hütten, die denen der Neger ähnlich und mit Blättern gedeckt sind. In diesen Hütten schlafen

1) l. c.

2) Voyage to the river Sierra-Leone. London 1788. p. 41. 42.

aber nur die Weibchen und die Jungen. Die Männer liegen immer außerhalb derselben. Wenn aus einem Haufen von Chimpanzers Einer erschossen wird; so verfolgen die übrigen den Mörder des getödteten. Und dann ist das einzige Mittel, ihrer Rache zu entgehen, dieses, daß man das Gewehr hinwirft. Sie ergreifen dieses, schlagen es in Stücken und geben die Verfolgung dessen, der es trug, gleich auf."

In den Gebirgen von Sierra Leone, heißt es in dem Bericht über die Colonie an diesem Flusse [1]), finden sich die Jenpanzers oder Chimpanzers sehr häufig, die den Menschen noch weit ähnlicher sind, als die Orang-Utangs. Von zweyen, welche man in die Colonie brachte, starb der Eine sehr bald. Der Andere, der etwas älter war, lebte einige Monate; der leztere war zwey Fuß hoch. Wenn diese Geschöpfe ganz ausgewachsen sind, so erreichen sie eine Höhe von fünf Fuß. Der Chimpanzer, welchen man eine Zeitlang in der Colonie unterhielt, war mit schwarzen Haaren bedeckt, die hinten dicker und länger, als vorn waren. Sein Gesicht war platt, und seine Hände sowohl, als sein Kopf sahen denen eines alten Negers ähnlich: ausgenommen, daß das Haupthaar nicht kraus, sondern strak war. Er aß und trank, schlief und saß bey Tische, wie die Menschen, unter welchen er lebte. Anfangs kroch er auf allen vieren, und gieng auf der äußern Seite seiner Hände. Nachdem er stärker geworden war, trat er aufrecht einher, und hielt sich an einem Stock, den er in der Hand führte. Er schien von einer traurigen Gemüthsstimmung zu seyn, äußerte aber nie die geringste Bösartigkeit, und fügte Niemand Leids zu.

1) Account of the Colony of Sierra Leone. London 1745. p. 226. 227.

Der Kimpezey, erzählt Degrandpre [1]), den man an der Küste von Angola häufig antrifft, besitzt außerordentlich viel Verstand. Er geht gewöhnlich aufrecht, und stützt sich auf den Ast eines Baums, wie auf einen Stab. Die Neger fürchten ihn, und zwar nicht ohne Grund; denn er mißhandelt sie oft wenn er sie antrifft. Ihrem Vorgeben nach redet, der Kimpezey blos deßwegen nicht, weil er nicht will, indem er fürchte, daß, wenn er sich als Mensch zu erkennen gebe, er alsdann arbeiten müsse. Dies Vorurtheil ist so tief bey den Negern eingewurzelt, daß sie den Kempezey anreden, wenn sie ihm begegnen. Ich selbst konnte mir kein Individuum dieser Art von Geschöpfen verschaffen. Allein auf einem Sklaven Schiffe sah ich ein Kempezey-Weibchen, das sich ohne Widerwillen genau von mir untersuchen ließ. Dies Weibchen war denselbigen Reinigungen unterworfen, welche erwachsene Mädchen und Frauen unter den Menschen erfahren. Wenn es aufrecht stand, hatte es eine Höhe von vier Fuß zwey Zoll und acht Linien. Seine Arme reichten bis auf einen Zoll oberhalb des Kniees. Sein Rücken war mit braunen, Arme und Beine mit grauen und der Leib mit weissen Haaren bedeckt. Das braune Haupthaar war nicht so lang, als die Haare des übrigen Körpers. Um die Brustwarzen herum fanden sich keine Haare. Das Gesäß war fleischig, wiewohl weniger, als im Menschen. Statt der Callositäten, die allen Affen gemein sind, hatte das Kimpezey-Weibchen blos eine Schwarte, welche es sich durch Sitzen zugezogen hatte. Seine Beine waren dünn, die Lenden hin-

2) I. 26. et sq. p. Voyag. à la Côte occidentale de l'Afrique.

gegen sehr muskulös. Von einem Schweife sah man keine Spur."

„Das Kimpezey-Weibchen hatte gelernt, den Backofen zu heitzen. Bey dieser Verrichtung war es äußerst vorsichtig, daß kein Funke irgendwo hinfallen möchte, wo er Schaden thun könne. Es wußte genau, wenn der Ofen gehörig geheitzt war. Auch brachte der Bäcker sogleich seinen Teig, wenn er von dem weiblichen Kimpezey einen Wink erhielt, daß es Zeit sey. Beym Aufwinden und Abwinden von Tauen, bey dem Festbinden oder Lösen der Segel leistete es gleiche Dienste mit den Matrosen, welche es alle durch die Behendigkeit übertraf, womit es an den Strickleitern hinauf- und herabstieg. Das Kimpezey-Weibchen kam während der Fahrt nach Westindien durch die Brutalität des zweyten Kapitains um, der es unverdienter Weise mißhandelt hatte. Es ertrug die Gewaltthätigkeiten, welche man gegen dasselbe ausübte, mit einer rührenden Geduld, und streckte die Hände bittend aus, damit man mit dem Schlagen aufhören möge. Von diesem Augenblicke an aß es nicht mehr, und starb am fünften Tage vor Erschöpfung und Kummer, von dem ganzen Schiffsvolke bedauert, wie man einen Menschen hätte bedauern können."

Wenn die Nachricht gegründet ist, welche der ungenannte Verfasser der Beschreibung von Nigritien über eine Wache des Königs von Dahome mittheilt; so kann man kaum zweifeln, daß diese Wache aus Kimpezeys bestanden habe [1]). Ein König von Dahome unterhielt nemlich eine Wache von vierzig sogenannten Affen-Menschen, die drey, höchstens viert-

1) Descript. de la Nigritie. p. 171.

halb Fuß hoch mit Affenfellen bedeckt, und in allen Sprüngen und Possen von Affen so geübt waren, daß man bey ihrem Anblick ungewiß wurde, ob man Affen oder Nachäffer von Affen vor sich habe.

Man vergleiche die Kimpezeys, welche ich bisher geschildert habe, mit den Ichthyophagen an den persischen und arabischen, besonders an den Gestaden des östlichen Afrika's, deren Beschreibung man oben gelesen hat, und frage sich dann, ob man die Kimpezeys von der Zahl der Menschen ausschließen könne, wenn die nackten Fischesser, die wenigstens zum Theil keine Kleidung und künstliche Wohnung, keine Waffen und Werkzeuge, nicht einmal artikulirte Sprache hatten, und die größten Gewaltthätigkeiten mit einer stupiden Ergebung ertrugen, wenn diese zu den Menschen gezählt werden? ob es nicht besser sey, die einen und die anderen als Halbmenschen zu betrachten, die zwar über die Affen erhaben seyen, aber nicht in die Ordnung vernünftiger menschlicher Wesen gehören?

In den Wildnissen der Strecke, welche den Gambia von dem Vorgebirge Monte trennt, irren viele sogenannte Waldneger umher, die sich blos mit Fleisch, und wie man sagt, selbst mit Menschenfleisch nähren. Diese Waldneger kennen keine Häupter und bürgerliche Ordnung [1]). Jede Familie lebt für sich. Die Kinder verlassen die Eltern, sobald sie die Hülfe derselben nicht mehr nöthig haben. Jeder Mann begattet sich mit dem ersten dem besten Weibe, das ihm aufstößt; und Mann und Weib bleiben nicht länger beysammen, als ihnen gut dünkt. Es ist den benachbarten Völkern nicht gelungen, die Waldneger zu zähmen, und denselben ihre, wenn gleich geringe

1) Amiral. p. 182.

Kultur mitzutheilen. Unterdessen ergriff man von Zeit zu Zeit einzelne Waldneger und verkaufte sie als Sklaven, die aber bald vor Gram starben. Die Waldneger haben ganz behaarte Körper. Ihre Zähne sind zugespitzt, und stehen zum Munde heraus. Die Haut ist schwärzlich braun. Sie haben sehr lange Nägel, und gehen ganz nackt. Ihre Sprache ist mehr ein Gekrächze, als eine artikulirte Rede [1]). Uebrigens sind sie äußerst lebhaft und behende.

Ich glaube nicht, setzt Amiral hinzu, daß es zwischen den von Büffon beschriebenen Waldmenschen und den erwähnten Waldnegern noch eine Mittelart gibt. Beweisen nicht auch diese Waldneger, daß eine Kette vorhanden ist, die alle Wesen verbindet, und deren Glieder sich verhalten, wie ihre Abstände von dem höchsten schaffenden Wesen: daß jedes Geschöpf nach dem Platze, welchen es einnimmt, einen größern oder geringern Antheil der göttlichen Intelligenz besitzt? daß dieser göttliche Funke vom Waldmenschen bis zur Mitte beständig abnimmt, und vom Waldmenschen wiederum beständig zunimmt, bis zu dem erhabenen Genie, das die größten Tiefen der Natur erforscht. „Höchst wahrscheinlich gehörten die Ungeheuer, deren Römer erwähnt [2]), zu den Waldnegern des innern Afrika's. Man bringt, sagt dieser Reisende, von Zeit zu Zeit Menschenfresser an die Küste, die ein fürchterlich tigerartiges Ansehen haben, und deren spitzige oder zackige Zähne wie Fuchsscheeren in einander schließen. Diese reissenden Thiere in menschenähnlicher Gestalt sind so unbändig und begierig nach Menschenfleisch, daß sie ihren Nachbaren große Stücken Fleisch aus Armen und

1) Leur language est une espèce de croassement, l. c.
2) S. 18.

Beinen beissen und gleich hinunterschlucken. Die Neger-Sklaven fürchten sich vor diesen Menschenfressern, wie vor Tigern, und brechen ihnen meistens die Zähne aus. Die Sklavenhändler nehmen sie gar nicht, wenn sie dieselben erkennen, weil man weiß, daß sie nicht blos höchst gefährlich, sondern durchaus unbezähmbar sind.“

Wer wagt es, frage ich abermal, diese behaarten, ungeselligen, reissenden und blos krächzenden Menschenfresser zu eben der Ordnung vernünftiger Wesen zu zählen, zu welcher die Europäer gehören: besonders da sie noch weniger bildsam, als die Kimpezeys sind?

Die Busch-Hottentotten übertreffen die bisher angeführten Arten zweydeutiger Geschöpfe in einigen Stücken sehr weit. Jene leben zuerst in grösseren Gesellschaften, als diese, und die grösseren Gesellschaften bestehen aus Familien, in welchen das Weib oder die Weiber mit dem Mann und die Kinder mit den Eltern innig verbunden sind [1]). Wenn die Busch-Hottentotten gleich sehr oft ganz nackt einhergehen; so schmücken sie sich doch auf mancherley Arten. Ungeachtet sie keine Heerden von großem und kleinem Vieh unterhalten, und sehr oft in natürlichen Felshöhlen hausen; so haben sie doch den Hund gezähmt, und errichten nicht selten Obdächer oder wenigstens Schirme, um sich gegen rauhe Winde zu schützen [2]). Sie verfertigen Pfeile, Körbe und Matten besser, als die nomadischen oder zahmen Hottentotten; und die Zeichnungen von allerley Thieren, welche sie an glatte Felswände machen, sind oft so

1) Barrow I. 239. 275—290. 314. Thunberg I. 117. I. 2 Th. 136. 168. 169 S.
2) Barrow, l. c. p. 278.

richtig, daß sie die Augen europäischer Kenner in Verwunderung setzen [1]). Allein wie unvollendet und mißgestaltet ist auf der andern Seite die Form ihrer Körper: wie viehisch ihre Art zu leben, und man kann sagen, ihre ganze Natur? Die größten Beobachter stimmen darin überein, daß die Busch-Hottentotten zu den häßlichsten Völkern gehören, und daß die Natur sich gleichsam bestrebt habe, sie durch rollende Augen, flache Nasen, hohe Backenknochen, hohle Gesichter und hervorstehende Kinnladen scheußlich und affenähnlich zu machen [2]). Die Busch-Hottentotten sind nicht einmal so groß und stark, als die Orang-Utangs und Kimpezeys. Die Mittelgröße der Männer beträgt vier Fuß sechs Zoll; die der Weiber, vier Fuß. Manche der leztern bleiben selbst unter dieser Mittelgröße zurück [3]). Die Schmächtigkeit der übrigen Gliedmaßen fällt um desto mehr auf, da sie weit hervorstehende Bäuche, und besonders die Weiber an beyden Backen des Gesäßes zwey monströse Fettpolster haben, die bey jedem Schritte eine zitternde Bewegung machen [4]). In eben dem

1) l. c. p. 289. 90. besonders 239. 314.

2) Barrow p. 271. The Bosjesmans, indeed, are amongst the ughest of all human beings. The flat nose, high chak-bones, prominent chin, and concave visage, partake much of the apaish character, which their keen eye, always in motion tends not to diminish. p. 279. Nature seems to have studied how to make this pigmy race disgusting. Thunberg I. 117. „Der Mund stand bey diesen Leuten weit hervor, so wie auch die Kinnbacken, und sie hatten daher unglaublich viel Aehnlichkeit mit den Affen."

3) p. 277. Barrow.

4) Thunberg I. 2 Th. 136 S. „Von Farbe sind sie gelbbraun, etwas kleiner, als Hottentotten, und

Verhältniß, in welchem der Bauch hervorspringt, zieht sich der Rückgrat hinein; und die Körper der Busch-Hottentotten, besonders der Weiber, gleichen daher einem lateinischen S [1]). Eine andere Scheußlichkeit der Busch-Hottentottinnen besteht in den Verlängerungen der Nymphen, die sehr oft weit über fünf Zoll hinaus gehn [2]). Der hervorragende Bauch, der hohle Rücken, die Fettpolster am Gesäß und die verlängerten Nymphen sind auch den nomadischen und dienenden Hottentotten und Hottentottinnen gemein; aber doch in geringeren Graden, so wie diese auch weder so klein, noch so häßlich sind, als die Buschmänner [3]). In den Erdhöhlen, welche die Busch-Hottentotten sich bisweilen ausgraben, legen sich Männer, Weiber und Kinder nicht nur gleich den vierfüßigen Thieren in einen Knäuel zusammengerollt hin, sondern auch über einander, und blos Derjenige, welcher oben zu liegen kommt, bedeckt sich mit dem Felle eines cap'schen Cavia [4]). Es wäre den Buschmännern eben so leicht, als den nomadischen Hottentotten, Heerden von großem und kleinem Vieh zu halten. Sie thun dieses niemals, sondern leben lieber vom Raube, und wenn dieser nicht gelingt, so

haben sehr kleine und schmächtige Glieder. Der Bauch, welcher bey ihnen weit hervorsteht, macht beynahe den ganzen Menschen aus. Barrow p. 281. This protuberance consisted of fat, and when the woman walked, had the most ridiculous appearance imaginable, every step being accompanied with a quivering and tremulons motion, as if two masses of jelly were attached behind.

1) Barrow, l. c.
2) p. 279. l. c.
3) l. c.
4) Barrow, p. 276. Thunberg I. Th. 2. S. 136.

nähren sie sich mit den Wurzeln von wilden Pflanzen und mit den Larven von weissen Ameisen und von Heuschrecken [1]). Nach einem glücklichen Fange tödten sie das erbeutete Vieh auf einmal. Alsdann werden ihre Höhlen oder Lager in kurzer Zeit Pfühle des scheußlichsten Gestanks, der sie eben so wenig beleidigt, als die Geier, die dadurch angezogen werden [2]). Bey aller Kleinheit und Schmächtigkeit haben sie die Gefräßigkeit reissender Thiere. Barrow gab drey Buschmännern, die ihn begleiteten, ein großes Schaaf. Die Beschenkten machten sich gleich an das seltene Mahl, aßen von fünf Uhr Abends die ganze Nacht durch, bis an den folgenden Mittag, wo nichts mehr übrig war. Eben diese Buschmänner ließen das Blut des Schaafs in den Bauch laufen, öffnete die Gedärme, schütteten Wasser hinzu, und verschlangen dieses gräßliche Gemisch als einen herrlichen Trank [3]). Die Buschmänner und ihre Weiber wissen eben so wenig von Scham, als von Eckel [4]). Die Sprache der Buschmänner ist noch weniger artikulirt, als die der nomadischen und dienenden Hottentotten, welche alle Reisende schon mit einem Geschnatter oder anderen Thiergeschrey verglichen. Die lezteren bringen ein heftiges Schnalzen nur bey Einer Sylbe eines jeden Worts an. Die Buschmänner sprechen keine Sylbe aus, ohne durch den Druck der Zunge gegen den Gaumen oder die Zähne einen Knall hören zu lassen [5]). Wenn diese

1) Barrow, p. 276.
2) p. 288. l. c.
3) l. c.
4) p. 276. Nor indeed the did the females, either old or young, seem to feel any sense of Shame in appenring before us naked.
5) p. 290.

Sprache oft das einzige ist, was die Hottentotten von unvernünftigen Thieren auszeichnet, wie Thunberg versichert [1]); so muß man gestehen, daß der Unterschied nicht groß ist,

Sollte man die Pulischi's in Hindostan und die wilden Bedahs in Ceylon, von welchen ich zur gehörigen Zeit das Nöthige beygebracht habe, dereinst genauer kennen lernen; so wird es sich wahrscheinlich ergeben, daß die einen und die anderen nicht zu den menschlichen Bewohnern beyder Länder gerechnet werden können, sondern vielmehr Halbmenschen oder Mittelwesen zwischen den Affen und den Menschen sind. Auch von den Waldmenschen im Innern von Sumatra [2]) hat man noch keine zuverläßige Nachrichten. Wenn man den gemeinen Sagen trauen dürfte, so wären die sogenannten Orang-Googoo entweder wirkliche Orang-Utangs, oder den Buschmännern in Neu-Holland gleichartig. [3]).

In Neu-Holland lebt nemlich außer den Uferbewohnern ein Geschlecht von Waldmenschen, die von den Einwohnern Be-Dia-Gal, von den Engländern Buschmänner genannt werden [4]). Diese Waldmenschen unterscheiden sich von den Ichthyophagen der Küste nicht blos durch Sprache, Lebensart und Sitten, sondern auch durch die Bildung des Körpers, indem die Waldmenschen unverhältnißmäßig lange, also viel längere Arme und Beine haben, als die Kü-

1) I. 2r Th. 168 S.

2) Marsden, p. 35.

3) l. c. The Googoo are much scarcer, than these, differing in little but the use of speech, from the Orang-Outan of Borneo; their bodies being covered with long hair.

4) Grant, p. 156—158. Péron, I. 392 p.

stenbewohner, von welchen sie als eine niedrigere Classe von Geschöpfen betrachtet werden [1]). Die Britten waren schon manche Jahre in Neu-Holland angesiedelt, bevor sie den großen Abstand zwischen den Uferbewohnern und Buschmännern recht bemerkten [2]). Dieß geschah nicht eher, als im J. 1801, wo Grant dem ersten Buschmann, der englischen Beobachtern auffiel, auf folgende Art beschrieb [3]). Die Arme und Beine dieses Mannes waren in gar keinem Verhältniß zu seinem übrigen Körper. Die Art, wie er an der Schiffsleiter hinaufstieg, zeigte, daß er das Klettern sehr gewohnt war. Er streckte die Arme aus, so weit er konnte, und brachte dann die Füße mit einem Stoße an eben die Stellen, wo die Hände gewesen waren. Seine Sprache war allen denen, die am Bord waren, durchaus unverständlich. Die Töne, welche er hervorbrachte, waren

1) Grant, l. c. The was an elderly man, of the clafs ternud here Bush-Natives, who are considered as an inferior tribe by the inhabitants of the sea coast. Péron, l. c. . . . Les Bé-Dia-Gal, peuples singuliers, qui vivent dans les forêts voisines de la rivière d'Hawkesbury, et qui différent des naturels du port Jackson, et de ceux de Botany-Bay, par les moeurs, le langage, la manière de vivre, et surtout par un caractère extrèmement remarquable de leur constitution physique. Tous les individus de cette race ont les bras, et les cuisses d'une longueur démesurée par rapport au reste du corps.

2) Schon Collins unterschied die einen und die anderen, und sagte von den lezteren I. p. 550. It has been remarked, that the natives, who have been met with in the words, had longer arms, and legs, than those, who lived abont us.

3) l. c.

äußerst roh und widerlich, hatten auch nicht die geringste Aehnlichkeit mit artikulirter Rede, ungeachtet etwas Klagendes darin lag [1]). Die ganze obere Reihe seiner Zähne war vollständig oder unverstümmelt gegen die Sitte der übrigen Bewohner von Neu-Holland, welche Einen Schneidezahn der obern Kinnlade in früher Jugend ausrotten. Man konnte den Buschmann durchaus nicht bewegen, mit uns zu essen und zu trinken. Ich bot ihm Zucker an, von welchem ich vermuthete, daß er ihm angenehm seyn werde, weil die Buschmänner meiner Meinung nach vorzüglich von wildem Honig leben müssen. Ich war eben im Begriff, den Buschmann wegen des Verschmähens aller ihm angebotenen Nahrungsmittel an's Land bringen zu lassen, als er eine Krähe entdeckte, welche Einer unserer Leute geschossen hatte. Da er ein Verlangen nach diesem Vogel zu äußern schien, so gab man ihm denselben hin. Der Buschmann hielt die Krähe eine kurze Zeit an's Feuer, und verschlang sie gierig, die Eingeweide, wie die übrigen Theile. Bey dem Aussteigen an das Ufer schenkte ihm der Oberst Paterson einen Tomahawk, dessen Gebrauch er zu kennen schien, ungeachtet er keinen Namen für dieses Instrument wüßte, welchen man durch alle mögliche Zeichen aus ihm herauszulocken suchte. Die Matrosen in dem Boot, was ihn an's Land setzte, wünschten eine Probe seiner Fertigkeit im Gebrauch des Tomahawks zu erhalten, und zeigten deßwegen auf einen Baum, damit er ihn ersteigen möchte. Er ver-

1) Grant, l. c. His language was unintelligible to all on board, and the sounds he uttered strangely dissonant and uncouth, hewing however something plaintive, but without the least similitude of speech.

stand gleich, was man wollte, machte eine Kerbe in den Baum, und setzte seinen Fuß hinein. Indem er mit diesem Einkerben und Steigen fortfuhr, erreichte er in kurzer Zeit den Gipfel des Baums, ungeachtet der Baum sehr dick war, und bis zu einer Höhe von vierzig Fuß keine Zweige hatte, die das Aufsteigen hätten erleichtern können. Er setzte von dem ersten Baum auf einen andern über, stieg diesen behende herab, und verkroch sich in die Gebüsche, wo man ihn bald aus dem Gesicht verlohr. Der Oberst Paterson, der wegen seines langen Aufenthalts in der Colonie und seiner seltenen Beobachtungsgabe am meisten im Stande war, Fragen dieser Art zu entscheiden, erklärte, daß er noch nie einen Eingebornen von Neu-Holland gesehen habe, der sich von den übrigen Bewohnern dieses Südlandes so sehr unterschieden habe. Der Buschmann war durchaus nackt, und hatte auch die gewöhnliche Verzierung der Uferbewohner von Neu-Holland nicht: nemlich ein Stäbchen, das durch den Nasenknorpel gesteckt wird. Wenn es, setzt Grant hinzu, eine Kette von empfindenden Wesen gibt, die mit dem unvollkommensten Thiere anfängt, und mit den größten unter den Menschen aufhört; so würde ich ungewiß seyn, wohin ich meinen Buschmann stellen sollte: „ob auf die nächste Stuffe über, oder unter dem Affen.“ — Ich vermuthe fast, daß schon ältere Reisende, besonders Dampier, einzelne Haufen der sogenannten Buschmänner angetroffen haben. Wenigstens waren die Neu-Holländer, welche Dampier sah, ohne Vergleichung häßlicher, gefühlloser, stupider und von allen Merkmalen oder Produkten der rohesten menschlichen Kunst entblößter, als diejenigen, welche die

neusten

neusten englischen und französischen Seefahrer beobachtet haben [1]).

Selbst die Uferbewohner in Neu-Guinea, Neuholland und Diemenland haben im Durchschnitt so viele Merkmale von Thierheit, und so wenige Spuren von Humanität an sich, daß man sie nur kaum zu den Menschen zählen kann, oder ihnen wenigstens die unterste Stuffe der Menschlichkeits-Scala anweisen muß. Man denke nur an die rauhe grindige Haut der Papus, Neuholländer und Diemenländer, an ihre scheußlich mageren und behaarten Körper, an ihre großen, wenigstens unförmlichen, bald eingedrückten, bald langgestreckten Schädel, an ihre langen abstehenden Ohren, an ihre wilden tiefgesenkten und blinzelnden Augen, an ihre stark hervorragenden Backenknochen und platten Nasen, an ihre weiten Mäuler und aufgeworfenen Lippen, an ihre starken Zähne und hervorspringenden Kinnladen, an die unverhältnißmäßig langen und entfleischten Arme und Beine, an ihre aufgeschwollenen Bäuche, an die bis auf die Schenkel herabfallenden darmartigen Brüste der Weiber, an ihre viehische Stupidität und unüberwindliche Ungelehrigkeit, endlich an die gefährliche

1) Dampier, IV. 133. Je puis dire, qu'entre la grande variété de sauvages, que j'ai vû en ma vie, je n'en ai jamais trouvé de si affreux, ni de si laids, que ceux-ci. II. 169. 170. Les Indiens de cette contrée sont les gens du monde les plus misérables ... à la figure humaine près, ils ne différent gueres de brutes. . . Ils n'ont point d'habits .. ils n'ont point de maison non plus .. ils n'ont point d'instrumens, pour prendre les gros poissons. .. Ils n'ont ni herbes, ni legumes, ni aucune sorte de grain .. ils n'ont ni canots, ni bateaux, ni barques.

Bösartigkeit ihrer Gemüthsart [1]); und man kann sich nicht darüber wundern, daß alle Reisende die einen und die anderen selbst unter die halbbeseelten Feuerländer herabsetzen [2]), und von vielen Individuen unter denselben sagen, daß sie eher Affen oder Orang-Utangs, als Menschen gleichen [3]). Die Sprache der Papus, der Neu-Holländer und Diemenländer gibt ihnen allein keine gültige Ansprüche auf den Na-

1) Die Beweisstellen habe ich oben, wo ich von den Austral-Negern handelte, meistens wörtlich angeführt. Ich erinnere hier nur vorzüglich an folgende Hauptstellen. Collins, I. 550—554. II. 251. 52. Turnbull, I. 75. 79. 80. Péron, I. 81. 221. 450—52. 476. et sq. p. Grant, p. 115. 116. Die weissen Neger, welche man in Ostindien Kakerlaken nennt, sind immer eine Abart ihres Volks, selbst alsdann, wenn sie weder kleiner, noch schwächer oder stupider sind, als ihre Landsleute. An diesen Abarten und zwar an den weiblichen sowohl, als männlichen Individuen hat man beständig grind- oder aussatzartige Flecken, behaarte Körper und blinzelnde Augen bemerkt. Verhandlingen der Batav: Genootsch. I. 321—325. II. 235—241.

2) Cooks lezte Reise; I. III. 112.

3) Collins, I. 554. Many had very prominent jaws, and there was one man, who, but for the gift of speech, might very well have passed for an orang-outang. He was remarkably heary; his arms appeared of an uncommon length; in his gait he was not perfectly upright; and in his whole manner seemed to have more of the brute and less of the human species about him, than any of his country men. Der nicht unbedeutende Unterschied, der sich unter verschiedenen Individuen an den Küsten von Neu-Holland u. s. w. findet, rührt allem Vermuthen nach daher, daß die Küstenbewohner hin und wieder mit den Buschmännern mehr vermischt sind, als anderswo.

men von Menschen. Auch die Affen und noch mehr die Kimpezeys drücken ihre Empfindungen durch allerley Töne aus. Die sogenannten Sprachen der Buschmänner in Afrika und Neu-Holland bestehen mehr aus Thiergeschrey, als aus artikulirten Lauten; und unstreitig werden auch meine Leser aus den angeführten Zeugnissen die Bemerkung abgezogen haben, daß die artikulirten Thiergeschreys sich durch eben so allmähliche Stuffen den artikulirten Tönen menschlicher Sprachen nähern, wie sich die Thiergestalt der Form menschlicher Körper nähert.

Wer die Uferbewohner von Neu-Guinea, Neu-Holland und Diemenland wegen ihrer wenigstens zum Theil schreibbaren Sprachen, wegen der Anfänge von Religion, welche man unter ihnen antrifft, wegen der Bestattung ihrer verstorbenen Anverwandten, wegen ihrer freylich sehr unvollkommnen Wohnungen und Fahrzeuge als Menschen, wenn gleich als die thierartigsten oder affenähnlichsten Menschen anerkennt [1]); der muß unter den Völkern, von welchen hier die Rede ist, den echten finnischen Stämmen gleich den zweyten Platz über den Ichthyophagen der Süd-See anweisen. Die echten Finnen haben nicht weniger unförmliche Köpfe, Ohren, Augen und Backenknochen, als die Neger der Süd-See. Auch sind sie nicht blos eben so gefräßig und säuisch, sondern noch kleiner und schwächer von Körper, und schreckhafter, als diese. Sie sind freylich von manchen Gebrechen der Süd-See-Neger frey; dagegen findet man sie mit anderen nicht minder großen Mängeln behaftet. Sie haben statt der rauhen, gleichsam mit Pelz bedeckten Körper der Neu-Holländer u. s. w. glatte Leiber und schwaches Haupthaar: statt der

1) I. 450. Péron.

scheußlich aufgeworfenen Lippen, unnatürlich dünne: statt der unverhältnißmäßig langen Arme und Beine, unverhältnißmäßig kurze: statt der tigerartigen Rachgier und Kampflust der ersteren eine schimpfliche Feigheit und Nachgiebigkeit; endlich statt eines Ausdrucks von furchtbarer Wildheit den von starrer Thierheit und trostlosem Trübsinn. Die Geberden, Lagen, Stellungen, selbst die Sprache und Stimme der echten Finnen haben etwas eben so auffallend thierisches, als die der Süd-See-Neger. Unterdessen besitzen die ersteren vor den lezteren Einen unläugbaren natürlichen Vorzug, daß sie nemlich nicht blos den Fischfang und die Jagd mit mehr Kunst treiben, sondern daß sie auch Rennthiere gezähmt haben, und in ihren Rennthierheerden alles finden, was sie zu ihrer Nahrung, Kleidung, Wohnung und Hausrath bedürfen [1]). Die Tschucktschen, Koräcken, Kamtschadalen und Jakuten stehen mit den echten Finnen ohngefähr auf Einer Stuffe.

Ueber die Finnen erheben sich zunächst die mongolischen Hirtenvölker im östlichen Asien und im südöstlichen Sibirien: die Mongolen und Kalmücken, die Tunguſen und Buräten. Alle diese Hirtenvölker haben mehrere Arten von nützlichen Thieren gezähmt, und unterhalten zahlreiche Heerden von Pferden, Rindern und Schaafen, sehr oft auch von Kameelen und Ziegen [2]). Die Heerden liefern den mongolischen Hirten zur Nahrung: Milch, Branntewein, Käse, Butter und Fleisch; zur Kleidung: Leder und Pelzwerk, ferner Wolle und Haare zu Filzen, Polstern, Stricken und Bändern oder Gurten; Sehnen zum

1) Man s. neues götting. hist. Mag. II. 660 S.

2) Neues hist. Magaz. l. c. 665. u. f. S.

Nähen und für ihre Bogen; und sogar trocknen Mist zur Feurung, wenn sich auf den Steppen weder Gesträuch, noch holzichte Pflanzen finden. Die größeren mongolischen Hirtenvölker üben schon lange außer den nothwendigen mehrere nicht unentbehrliche Handwerke. Sie verstehen nicht blos Filze zu machen und Leder zu gerben, sondern haben auch Tischler, Drechsler, Schmiede, Gold- und Silberarbeiter. Sie spielen mehrere Gattungen von musikalischen Instrumenten, und singen mehrere Arten von Gedichten, sogar Romanzen und romantische Erzählungen. Ihre Gesetze sind schon lange gesammelt und aufgezeichnet worden; und seit einiger Zeit sind unter den Kalmücken sowohl, als unter den Mongolen feste Tempel, Hoflager und Wohnungen der Geistlichkeit entstanden. Zu den Arbeiten des Feldbaus sind die mongolischen Hirten entweder zu schwach, oder zu träge, und sie bequemen sich deßwegen nur in der äußersten Noth dazu [1]). Die Kalmücken und deren Brüder haben nicht ganz so kleine, so schwache und weibische Körper: sind auch nicht ganz so säuisch und feige, als die Finnen. Uebrigens ist die Bildung des Körpers sowohl, als des Gesichts der ersteren von der edleren menschlichen Form fast eben so weit entfernt, als die der lezteren.

Einige Stuffen über den mongolischen Hirtenvölkern stehen die Nomaden des westlichen Asiens, die Turkomannen, Kurden und arabischen Beduinen: weniger durch höhere Kenntnisse und Fertigkeiten, als durch eine bessere Bildung des Körpers und Gesichts, und durch bessere Gemüthsart und Sitten. Die Nomaden des westlichen Asiens sind nicht blos größer, stärker und schöner, sondern auch reinlicher,

1) l. c. S. 670.

muthiger und mäßiger im Genuß von Nahrungsmitteln und berauschenden Getränken, als die mongolischen Hirten. Die hartnäckige Abgeneigtheit der ersteren gegen den Ackerbau und alle übrige Künste des Friedens ist die Ursache, daß man ihnen nicht einen gleichen Rang mit den ackerbauenden Nationen in demselbigen Abschnitt von Asien zugestehen kann [1]).

Eine höhere Staffel verdienen die Insulaner der Süd-See, weil alle in dem Feld- und Gartenbau beträchtliche, und Einige sogar ausgezeichnete Fortschritte gemacht haben. Namentlich ist die Insel Tongatabo ganz kultivirt und in kleinere oder größere Pflanzungen und Gärten abgetheilt, die mit lebendigen Hecken eingefaßt, und durch feste Wege mit einander verbunden sind [2]). Auch die Kleider und Zierathen, die Waffen, Werkzeuge und Geräthe, besonders die größeren Fahrzeuge der Süd-See-Insulaner verrathen nicht wenig Kunst. Unterdessen ist der Abgang von Metallen Schuld daran, daß die übrigen Gewerbe der Süd-See-Insulaner ihrem Feldbau nicht ganz entsprechen, so wie die Anlagen ihres Geistes und Herzens mit der Größe, Stärke und Schönheit ihrer Körper in keinem Verhältniß stehen. Die Einwohner der Sandwich-Inseln sind die einzigen, die in den lezten Zeiten nach Anleitung von Europäern größere, den europäischen ähnliche Schiffe zu bauen versucht haben. Sonst nahmen die Insulaner der Süd-See zwar manche Werkzeuge, aber nicht die Arbeiten und Künste der Europäer an. Sie pflegten nicht einmal die Gewächse, schonten nicht einmal die nützlichen Thiere, welche die Europäer aussäeten

1) l. c.
2) Cook, I. 213. Forsters Beobachtungen, S. 142. 329. 379. u. f. S.

und zurück ließen, um den Vorrath und die Mannichfaltigkeit der Lebensmittel auf den Inseln des stillen Meers zu vermehren. Mit Recht rühmten die europäischen Seefahrer die Gastfreundlichkeit, Versöhnlichkeit und Dienstfertigkeit, wodurch die schönen Insulaner der Süd-See sich von allen Völkern in den Südländern und in Asien auszeichnen. Nicht rühmlich hingegen sind ihre Unzuverläßigkeit und Unbeständigkeit, ihre viehische Gefräßigkeit und Völlerey, die üppige Zügellosigkeit beyder Geschlechter, die Schamlosigkeit, womit nicht blos die Weiber sich selbst, sondern Väter und Männer ihre Töchter und Weiber anbieten, ihr allgemeiner Hang zur Dieberey, ihre Härte gegen Weiber und Untergebene, endlich ihre Grausamkeit gegen Feinde. Wer sollte glauben, daß unter so frohen und versöhnlichen Völkern, dergleichen die Insulaner der Süd-See sind, Menschenopfer und sogar Menschenfresserey Statt haben könnten?

Die Bergvölker des westlichen Asiens, besonders die kaukasischen, können theils den Nomaden derselbigen Hälfte von Asien, theils den Insulanern der Süd-See an die Seite gesetzt werden. Auch diese Bergvölker sind ein merkwürdiger Beweis, daß Größe, Schönheit und Stärke des Körpers nicht immer mit entsprechenden Anlagen des Geistes und Herzens verbunden sind.

Die Bewohner des südlichen Asiens bleiben sowohl hinter den Insulanern der Süd-See, als den Bergvölkern des westlichen Asiens in vielen Stücken und zwar nicht blos in Rücksicht auf Vorzüge des Körpers, sondern auch des Gemüths zurück. Und doch kann man nicht umhin, die Ersteren um manche Stuffen über die lezteren wegzusetzen, weil sie sich

schon seit undenklichen Zeiten im Ackerbau und vielen anderen nützlichen Künsten ungleich mehr hervorgethan haben, als die Insulaner der Süd-See, oder die Bergvölker des westlichen Asiens. Weder die einen, noch die anderen trieben jemals den Feldbau mit einem solchen Eifer, als besonders die Chinesen und Japanesen. Ferner übertrafen die südlichen Asiaten die Insulaner der Süd-See und die Nomaden des westlichen Asiens sehr weit in der Verfertigung von Kleidungsstücken aus Baumwolle und Seide. Am allermeisten aber eilten die südlichen Asiaten den Insulanern der Süd-See und den Bergvölkern des westlichen Asiens zuvor durch ihre Arbeiten aus feinem Thon und Elfenbein, aus Stahl, Gold und Silber, aus kostbaren Hölzern und Lacken: endlich durch ihre Schiffbaukunst, ihre Schiffahrt und Handel.

Wenn man aus Hinter-Indien nach Hindostan übergeht, so kann man nicht verkennen, daß die menschliche Natur sich in dem leztern Lande wiederum um manche Grade verbessert. Die Hindus unterscheiden sich zu ihrem Vortheile von den übrigen südlichen Asiaten zuerst durch eine edlere Bildung des Gesichts und des ganzen übrigen Körpers. Kein Volk des südlichen Asiens konnte jemals mit den Hindus in Ansehung der feinen Gespinnste und Gewebe aus Baumwolle wetteifern. Vorzüglich aber offenbaren sich die höheren Anlagen der Hindus durch die erstaunlichen Denkmähler der Baukunst, welche sie in unbekannten Zeiten aufführten: durch ihre vollkommnere Schiffbaukunst, ihre weiteren Schiffahrten und Handel: endlich durch die größere Summe von nützlichen Kenntnissen, welche sie von europäischen oder westasiatischen Siegern und Nachbaren annahmen, und über das

ganze östliche und südliche Asien verbreiteten. Alle Völker des östlichen und südlichen Asiens ehrten von jeher und ehren bis auf den heutigen Tag die Hindus als ihre Lehrer nicht blos in der Religion, sondern auch in wissenschaftlichen Kenntnissen.

Ohngefähr um eben so viele Stuffen, als um welche die Hindus über den südlichen Asiaten stehen, erheben sich die ackerbauenden Völker des westlichen Asiens über die Hindus. Daß die Tataren, Perser, Araber u. s. w. größer und stärker von Körper, besonders muthiger sind, als die Hindus, erhellt nicht blos daher, daß Hindostan sehr häufig von Westen her, Persien und die Tatarey hingegen nie von den Hindus bezwungen worden sind, sondern auch selbst aus den Urtheilen der indischen Fürsten, welche von jeher die sogenannten Mohren oder glücksuchenden Krieger aus dem westlichen Asien ihren eigenen Landsleuten vorzogen. Manche Arbeiten der westlichen Asiaten, besonders die in Leder, in kostbaren Teppichen und Stoffen waren den Hindus eben so unerreichbar, als die feinen Gespinnste und Gewebe der lezteren den ersteren waren. Wenn die Hindus auch schwierigere und dauerhaftere Monumente aufführten, als die westlichen Asiaten; so können doch die Monumente der indischen Baukunst mit denen der Mohren, Perser u. s. w. in Rücksicht auf Ebenmaß, Leichtigkeit und Kühnheit gar nicht verglichen werden. Am allermeisten stehen die Hindus den westlichen Asiaten in Rücksicht auf Neigung und Fähigkeit zur Dichtkunst und zu wissenschaftlichen Kenntnissen nach. Auch erhielten die Hindus nie solche Dichter, Mathematiker, Aerzte und Naturforscher, als deren sich die Tataren, Perser und Araber rühmen können.

Wenn meine Leser sich der von mir entworfenen

Schilderung der morgenländischen Völker lebhaft erinnern, oder diese Schilderung noch einmal überblicken wollen, so kann ihnen die Bemerkung nicht entgehen, daß die menschliche Natur selbst in den morgenländischen Nationen noch lange nicht die Vollkommenheit erreicht, welche uns die Geschichte und Erfahrung an den Bewohnern unsers Erdtheils zeigen. Man darf also auch mit Recht erwarten, daß, wenn wir aus Asien nach Europa übergehen, wir zu der Skala der Humanität, welche wir für die Völker in Asien und den Südländern, auf den ostindischen und Süd-Seeinseln errichteten, noch mehrere neue und höhere Stuffen werden hinzusetzen müssen.

VII.

Ueber die Zahl und das Gewicht von Merkmahlen, nach welchen sowohl die Aehnlichkeiten, als die Verschiedenheiten von Völkern und Völker-Familien bestimmt werden.

Aus allen bisherigen Untersuchungen erhellt unwidersprechlich, daß einzelne Völker und ganze Völker-Familien, so wie einzelne Menschen und Geschlechter in gewißen Merkmahlen zusammenstimmen und durch andere sich von einander unterscheiden. Sowohl die gemeinschaftlichen Merkmahle, wodurch die Aehnlichkeit als die eigenthümlichen Charaktere, wodurch die Verschiedenheit von Völkern und Völker-Familien bestimmt wird, bestehen entweder in gewissen Beschaffenheiten des Körpers oder des Geistes, oder des Gemüths.

Diese Wahrnehmungen veranlassen nothwendig zwey Fragen. Erstlich: welche sind die äußeren und

inneren Merkmahle, auf welche man bey der Bestimmung der Aehnlichkeit oder Verschiedenheit von Völkern und Völker-Familien zu achten hat? Zweytens: welches Gewicht, oder welche Bedeutenheit hat ein jedes dieser Merkmahle?

In der Beantwortung der ersten Frage könnte man sagen, daß, so wie nach dem Urtheil großer Botaniker, alle Theile von Pflanzen Merkmale zur Bestimmung von Classen, Ordnungen, Geschlechtern und Arten darbieten [1]), also auch alle Theile, Kräfte und Beschaffenheiten des Menschen Charaktere enthalten, nach welchen man über die Aehnlichkeit oder Verschiedenheit von Völkern oder Völker-Familien zu entscheiden habe. Allein die Erfahrung lehrt, daß weder die Mineralogen, noch die Botaniker und Zoologen alle Beschaffenheiten der natürlichen Körper, mit welchen sie sich beschäftigen, beachten: theils weil die Erforschung gewißer Eigenschaften in andere Wissenschaften gehört: theils, weil jede Untersuchung ein labyrinthloser Ausgang werden würde, wenn man bey jedem Objekte gleichsam in das unendlich-kleine hineingehen wollte. Die Mineralogen, Botaniker und Zoologen überlassen manche Eigenschaften von Mineralien, Pflanzen und Thieren dem Chemiker oder dem Arzte, oder Anatomen. Wir ahmen diese Beyspiele nach und beschränken uns bey der Untersuchung der Aehnlichkeiten und Unterschiede von Völkern und Völker-Familien vorzüglich auf solche Beschaffenheiten, welche ein jeder guter Beobachter ohne den Gebrauch künstlicher Werkzeuge wahrnehmen kann. Hingegen überlassen wir die Aufsuchung der Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der inneren Körpertheile von Völkern dem

1) De la Mark Encyclop. Method. I. 613.

Zergliederer, ungeachtet wir überzeugt sind, daß die inneren Theile nicht weniger, als die äußern Gliedmaßen und Beschaffenheiten des Körpers charakteristische Merkmahle hergeben würden. Zergliederer hatten bis jezt zu wenig Gelegenheit, die Struktur der innern Theile der Körper verschiedener Völker genau zu untersuchen [1]). Wenn man aber auch dereinst das Innere des Körpers aller bekannten Nationen eben so vollständig, als das Aeußere kennen lernen sollte; so wäre es doch rathsam, die anatomischen Untersuchungen von den übrigen Forschungen über die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten aller Völker der Erde abzusondern, weil sonst die lezteren über alles Maaß und Ziel würden ausgedehnt werden.

Sobald man sich in der Aufsuchung körperlicher Merkmahle vorzüglich auf die Form und Beschaffenheiten der äußeren Theile beschränkt, so sind folgende Seiten der sichtbaren und unsichtbaren Natur des Menschen diejenigen, auf deren Aehnlichkeiten oder Verschiedenheiten man vor allen Dingen zu achten hat.

I. Die Statur: ob sie groß oder klein, ob sie mittelmäßig oder zwergartig, oder riesenmäßig sey?

II. a. Der Gliederbau: ob er stark oder schwach, oder überstark sey?

II. b. Die Beleibtheit: ob die Körper von Völkern fett oder fleischig: ob sie im leztern Fall voll oder hager, oder: ob sie gar mager und entfleischt seyen?

III. Der innere Gehalt: ob die Körper von Völkern körnig oder unverhältnißmäßig leicht und geringhaltig seyen?

1) Browne bemerkt von den Negern überhaupt, daß ihre Muskeln röther und ihre Knochen weisser, fester und schwerer seyen, als die der Europäer, p. 342.

IV. Die körperliche Kraft: ob die Körper von Völkern stark und thätig oder schwach und träge seyen: und in welchen Graden das eine und das andere?

V. Die verschiedenen Grade von Verpflanzbarkeit, Dauerhaftigkeit und Hinfälligkeit: von Behendigkeit, Reitzbarkeit oder Beweglichkeit des Körpers.

VI. a. Die verschiedenen Grade von Schönheit oder Häßlichkeit des Körpers und des Gesichts.

VI. b. Die angestammte Farbe des Körpers.

VII. Uebrige Beschaffenheiten der Haut: ob sie dick oder zart, glatt oder rauh, rein oder unrein, übelriechend sey, oder nicht?

VIII. Beschaffenheiten nicht nur des Haupt- und Barthaars, sondern auch der Augenbraunen, Augenwimpern und der Haare an den übrigen Theilen des Körpers, besonders an der Pubes.

IX. Die Grösse und Form des Kopfes, besonders des Schedels.

X. Den Ausdruck des Gesichts oder der Mangel desselben.

XI. Die Grösse und Form der Ohren,

XII. der Stirn,

XIII. der Augen,

XIV. der Backenknochen,

XV. der Nase,

XVI. des Mundes,

XVII. der Lippen,

XVIII. der Zähne,

XIX. der Kinnbacken und des Kinns,
XX. des Halses,
XXI. der Schultern und Brust,
XXII. der Taille und des Bauches,
XXIII. der Hüften, der Lenden und des Gesäßes,
XXIV. der Geschlechtstheile,
XXV. der Beine und Waden,
XXVI. der Füße und Zehen.
XXVII. Die Haltung des Körpers, der Gang und die Lagen im Sitzen.
XXVIII. Die Verunstaltungen des Körpers, in der Absicht ihn zu verschönern.
XXIX. Die Kleidung und der Putz.
XXX. Die verschiedenen Grade von Empfindlichkeit oder Gefühllosigkeit.
XXXI. Beschaffenheiten der äußeren Sinne: ob sie blos scharf oder fein sind, in welchem Grade sie im leztern Fall Empfänglichkeit für das Schöne besitzen?
XXXII. Das Wort- und Sachen-Gedächtniß.
XXXIII. Die Einbildungskraft.
XXXIV. Der Verstand und die Vernunft.
XXXV. Die von der Einbildungskraft, dem Verstande und der Vernunft abhangenden Anlagen für Künste und Wissenschaften.
XXXVI. Beschaffenheiten der Sprache und Schrift.
XXXVII. Beschaffenheiten der selbstischen und selbstsüchtigen Neigungen und Triebe: der Begierde nach Speise und Trank:

des Geschlechtstriebes: der Eifersucht: der Eitelkeit und Prunksucht: des Verlangens nach den Bequemlichkeiten des Lebens: der Ergötzungs-, besonders der Spielsucht: des Ehrgeitzes: des Geldgeitzes und der Proceßsucht: des Zorns und der Gewalt über den Zorn: des Muths oder des Mangels von Muth: des Verlangens nach Freyheit oder des knechtischen Sinnes.

XXXVIII. Mangel oder Grade der theilnehmenden und sittlichen Gefühle und Triebe, die sich in dem Betragen gegen Thiere, gegen geringere Mitmenschen, gegen Eltern und Kinder, gegen Gatten und Geschwister, gegen Freunde und Feinde, gegen Vorgesetzte und Vaterland äußern.

XXXIX. Beschaffenheiten der Gefühle des Ehrbaren und Unehrbaren, des Anständigen und Unanständigen, des Schicklichen und Unschicklichen.

Man kann überdem noch wichtige Merkmahle aus den verschiedenen Wohnungen von Völkern, aus ihren herrschenden Lebensarten oder Beschäftigungen, aus ihren Gewohnheiten und Gebräuchen, aus ihren Verfassungen und Gesetzen, aus den Verhältnissen der Geschlechter gegen einander, aus ihren Religionen und Denkarten hernehmen. Ich berühre diese Merkmahle nur im Vorbeygehen, um mich nicht zu sehr ausbreiten zu müssen.

Wenn man im Allgemeinen weiß, auf welche Merkmahle man zu achten hat, so möchte man auch erfahren, welches Gewicht oder welche Bedeutung einem jeden der angegebenen Merkmahle beyzulegen sey. Es verhält sich mit den Menschen gewiß, wie mit anderen natürlichen Körpern, daß nemlich einige

Merkmahle charakteristischer oder auszeichnender sind, als andere. Weder die Botaniker, noch die Zoologen stimmen in der Schätzung der Merkmahle von Pflanzen und Thieren genau zusammen. Allein beyde geben zu, daß man in den Pflanzen vorzüglich auf die Geschlechtstheile und in den vierfüßigen Thieren auf die Zähne Rücksicht zu nehmen habe. Die Frage von dem Gewichte der Merkmahle von Völkern ist schwerer zu beantworten, als die von ihrer Zahl. Unterdessen kann man im Allgemeinen sagen, daß Merkmahle um desto weniger wichtig oder bedeutend sind, in je mehreren sonst von einander verschiedenen Nationen sie sich finden: je häufiger sie ferner bald mit großen Gebrechen, bald mit großen Vorzügen der menschlichen Natur verbunden sind: je leichter sie endlich sowohl durch die Vermischung mit fremdem Blut, als durch den Einfluß äußerer Ursachen verändert, entweder hervorgebracht oder vernichtet werden. Hingegen sind Merkmahle um desto wichtiger, je ausschließlicher sie sich in Einem Volk, oder doch in verwandten Völkern finden: je beständiger sie mit großen Gebrechen oder mit großen Vorzügen der menschlichen Natur verbunden sind, und je seltener oder schwerer sie durch Vermischung oder den Einfluß physischer Ursachen abgeändert, bald hervorgebracht, bald vernichtet werden. Nach diesen Regeln werde ich das Gewicht der vornehmsten Merkmahle von Völkern in möglichster Kürze beurtheilen. Nur bey einigen, besonders bey der Sprache werde ich ausführlicher seyn, weil man gerade diese Merkmahle am unrichtigsten geschätzt und bey der Eintheilung von Völkern am fehlerhaftesten angewandt hat.

Bevor ich das erste der von mir angegebenen Merkmahle von Völkern, die Statur, gehörig zu

schätzen

schätzen im Stande bin, ist es durchaus nothwendig, die Beywörter genau zu bestimmen, wodurch die verschiedenen Höhen von menschlichen Körpern ausgedrückt werden, und die unter jedem Volke ein eigenes oder anderes Maas anzeigen. Man schätzt nemlich allenthalben die Statur nach der mittlern Größe der Körper unter jedem Volke; und so verschieden nun diese mittlere Höhe ist, so verschieden ist auch das Maas, was man sich bey den Wörtern klein und groß, zwergartig und riesenmäßig denkt: so, daß Körper, die unter gewißen Nationen für klein gehalten werden, unter anderen zu den großen oder sehr großen gehören und umgekehrt. Bey der Vergleichung der Statur aller Völker muß man durchaus Ein Grundmaas festsetzen; und woher sollte man dies Grundmaas anders nehmen, als von der Statur der gebildeten europäischen Nationen, die unter allen Menschenkindern unstreitig die edelsten sind? In unserm Erdtheil umfaßt der Ausdruck mittlere Größe oder Statur alle Körper, die über fünf Fuß hinausgehen, aber sechs Fuß nicht ganz erreichen. Menschliche Körper, die zwischen 4—5 Fuß schweben, werden klein, die zwischen drey und vier Fuß, zwergartig, die unter drey Fuß, Zwerg-Körper genannt. Für groß hält man Körper zwischen 6 und $6\frac{1}{2}$ oder $6\frac{2}{3}$ Fuß. Für solche, die sich sieben Fuß nähern, braucht man das Beywort riesenartig; und zu den Riesen zählt man diejenigen, die beträchtlich über sieben Fuß hinausragen.

Nach dem jetzt mitgetheilten Maasstabe ist Kleinheit der Statur viel eher ein ungünstiges, als Größe, selbst riesenmäßige Größe ein günstiges Merkmahl ist. Die menschenähnlichsten Affen oder die Mittelwesen zwischen dem Affen und dem Menschen sind im

Durchschnitt kleiner, als die affenähnlichsten Völker. Die affenähnlichsten Völker, die Mallicolesen, die Buschmänner in Neu-Holland und am Cap, auch die finnischen Stämme sammt den Koräcken und Kamtschadalen, den Grönländern und Eskimos sind ungleich kleiner, als diejenigen Nationen, die ihnen auf der Skala der Humanität zunächst folgen. Alle dunkelfarbigen und häßlich gebildeten Völker im östlichen und südlichen Asien sind kleiner, als die helleren und schöneren Nationen auf den Süd-See-Inseln und im westlichen Asien. Auf der andern Seite zeichnen sich die Butaner, die der Form des Gesichts nach zu den ursprünglichen Völkern des östlichen und südlichen Asiens gehören, durch eine mehr, als gewöhnliche Größe aus. Die größten Körper findet man unter den Insulanern der Süd-See und unter den Bergvölkern des westlichen Asiens, den Afganen, Turkomannen, Lesphiern, Tscherkassen u. s. w., welche insgesammt in Ansehung der wesentlicheren Vorzüge der menschlichen Natur den ackerbauenden Völkern des Morgenlandes nicht gleich kommen. Selbst mehrere ackerbauende Nationen des Orients sind den Völkern unsers Erdtheils in Rücksicht auf Größe gleich, oder übertreffen sie sogar. Die Europäer nehmen in Westindien, im nördlichen Amerika und an der Südspitze von Afrika, wo sie in allen übrigen Rücksichten beträchtlich ausarten, an körperlicher Größe zu. Die alten Germanier, Gallier, Britannier u. s. w. waren, so lange sie rohe Barbaren blieben, um vieles größer, als ihre gebildeteren und besseren Nachkommen. Nach den Datis also, welche die bisherigen Untersuchungen liefern, kann man mit Zuversicht den Ausspruch thun: daß Kleinheit des Körpers in ganzen Völkern ein großes Gebrechen sey,

weil sie blos den unvollkommensten Völkern zukommt: daß aber körperliche Größe nicht allein nicht in gleichem Grade mit der Vortrefflichkeit der menschlichen Natur, sondern sehr oft alsdann zunimmt, wenn alle übrigen Vollkommenheiten des Menschen vermindert werden: daß man riesenmäßige Körper häufiger unter den weniger edlen und gebildeten, als unter den edleren und gebildeteren Nationen antrifft: daß also die mittlere Statur der kleinen, und die gewöhnliche Größe der riesenmäßigen Körper-Größe in ganzen Völkern vorzuziehen ist.

Mit dem Gliederbau verhält es sich gerade so, wie mit der Statur des Körpers. Am schwächsten gegliedert, wenn man anders so reden darf, sind die Süd-See-Neger, die Busch-Hottentotten, die echten Finnen, die Koräcken und Kamtschadalen. Auch die Hindus stehen wegen ihres weibisch-zarten Gliederbaus den Mohren sehr weit nach. Den gewaltigsten Gliederbau hingegen findet man unter den Insulanern der Süd-See, besonders den Bewohnern der Schiffer-Inseln, unter den Butanern, den Afganen und anderen Bergvölkern des westlichen Asiens. Selbst unter den ackerbauenden Nationen des Orients scheinen Männer von einem außerordentlich starken Gliederbau häufiger zu seyn, als unter den Völkern unsers Erdtheils. Die holländischen Creolen am Cap sind nicht blos größer, sondern auch stärker von Gliedern, als die Männer des Mutterlandes. Auch in Rücksicht des Gliederbaus also sind die beyden Extreme von Schwäche und Stärke wirkliche Gebrechen; und ein gewöhnlicher Gliederbau ist daher einem kindlich- oder weibisch-schwachen, ein gewöhnlich starker Gliederbau einem überstarken vorzuziehen.

Wenn man in Beziehung auf Beleibtheit die

Menschen mit den Thieren und dann die verschiedenen Völker unter einander vergleicht, so ergibt sich, daß die Hausthiere durch Ruhe und weichliche Nahrung viel eher fett werden, als der Mensch, und zwar um desto fetter, je mehr sie Thiere sind: daß die wilden oder in Freyheit lebenden Thiere viel öfter, als der Mensch, aus dem Zustande von Magerkeit in den der Fettheit und umgekehrt übergehen: daß endlich die menschenähnlichsten Thiere im Durchschnitt viel eher mager, als fett sind. Um desto auffallender ist es, daß die affenähnlichsten Völker, die Süd-See-Neger und die Busch-Hottentotten sich durch eine scheußliche Magerkeit auszeichnen: wiewohl die leztern, wenn sie eine Zeitlang Heuschrecken, Holzwürmer und Ameisen voll auf haben, sich eben so schnell, als die trägsten unter den Hausthieren mästen [1]). Die echten Finnen sind ohne Ausnahme speckig, so wie die mongolischen Hirtenvölker hager, oder, wie die Alten sagten, trocken von Körper sind [2]). Unter den südlichen Asiaten sind die Malayen die einzigen, von welchen man sagen kann, daß sie eher hager, als fett seyen. Die übrigen sind mehr fett, als hager [3]). Auch halten sie, gleich den Hindus und den morgenländischen Nationen, Fettheit für Einen der größten körperlichen Vorzüge. Nur die Hindus und die Mohren in Hindostan schätzen die Zartheit und Schlankheit weiblicher Körper mehr, als eine üppige Fülle. Unter den meisten morgenländischen Völ-

1) Sparmann, S. 191. 278. Man vergleiche meine Abh. über die Hagerkeit und Fettheit verschiedener Völker im 2ten Bande des neuen histor. Magaz. S. 157.

2) Meine Abh. im neuen histor. Magaz. l. c. S. 158.

3) l. c. S. 159.

kern trifft man viele nicht blos wohlbeleibte, sondern fette und überfette Personen von beyderley Geschlecht an. Blos die Araber und Tataren scheinen eher hager, als fett zu seyn. Es ist daher zu verwundern, daß die gemischten Völker tatarisch-mongolischen Ursprungs, besonders die Baskiren und Kirgisen, eher fette und überfette, als hagere Körper haben [1]). Die Spanier, Portugiesen und südlichen Italiäner sind, gleich den Morgenländern, entweder hager oder sehr fett [2]). Die edleren Nationen unsers Erdtheils verdienen neben einigen Insulanern der Süd-See und einigen Bergvölkern des westlichen Asiens allein den Ruhm, daß sie mit einer reitzenden Schlankheit eine nicht minder reitzende Fülle des Körpers verbinden [3]), welche zugleich die Frucht und ein natürliches Zeichen von vorzüglicher Gesundheit und Stärke ist. Wenn Europäer in fremde Erdtheile, besonders in tropische Gegenden auswandern, so werden sie entweder so entfleischt, wie die meisten westindischen Creolen, oder sie werden bis zur Unbehülflichkeit fett, wie es der kleinere Theil der westindischen und fast alle holländische Creolen am Cap sind. Aus dem Gesagten folgt, daß natürliche Magerkeit ein grösseres Gebrechen ist, als Fettheit: daß man Trockenheit oder Hagerkeit des Körpers zwar kein Gebrechen, aber auch nicht einen solchen Vorzug nennen kann, wie die Fülle der mit einem festen Fleische bekleideten Gliedmaßen, wenn sie mit einem schlanken Wuchse gepaart ist.

Ein viertes äußeres Merkmahl ist der verschiedene innre Gehalt von Körpern. Die Burâten und

1) l. c. S. 158.
2) l. c. S. 161. 62.
3) Pellontier, I. 199. et sq. p.

andere sibirische Stämme [1]), die Neger [2]) und ursprünglichen Amerikaner [3]) unterscheiden sich durch eine auffallende Geringhaltigkeit ihrer Körper von den Europäern viel mehr, als durch Größe, Gliederbau und Beleibtheit. Alle diese Völker sind kaum halb so schwer, als man sie nach ihrer Größe und Beleibtheit schätzen sollte. So ernsthaft oder vielmehr gleichgültig die ursprünglichen Amerikaner sind, so lächeln sie doch selbst über die Wirkungen, welche der Eintritt eines einzigen kernhaften Europäers in ihre leichten Kähne hervorbringt. Die Canoes verlieren durch die Schwere eines Europäers so sehr das Gleichgewicht, daß das Wasser an der einen oder andern Seite hereindringt. Auch können die Amerikaner ihre Fahrzeuge nicht regieren, so lange Europäer sich nicht gerade in die Mitte setzen. Die specifische Leichtigkeit der Körper ist die Ursache, daß die genannten und alle ihnen ähnliche Völker besser, als Europäer, schwimmen, und sich besonders viel länger, als diese, über dem Wasser erhalten können [4]).

Andere äußere Merkmahle sind körperliche Stärke und Schwäche, Thätigkeit und Unthätigkeit oder Trägheit.

Körperliche Stärke besitzen einzelne Menschen und ganze Völker, wenn sie durch kurzdauernde Anstrengungen ihrer Muskeln außerordentliche Hindernisse oder gegenstrebende Kräfte überwinden können.

Thätigkeit hingegen kommt ganz allein solchen Menschen und Völkern zu, die vermöge der Einrichtung ihrer festen Theile fähig und geneigt sind, anhaltende, schwere oder mühselige Arbeiten zu verrich-

1) Pallas mongol. Völker, I. 171.
2) Bosmann, 278—80 S.
3) Gily, II. 40.
4) Histor. Mag. VI. 28 St. 314 S.

ten, dergleichen die Arbeiten des Landmanns, der meisten nicht sitzenden Handwerker, auch vieler Gelehrten und Geschäftsmänner sind. Aus den Erklärungen von Stärke und Thätigkeit erhellt von selbst, was man unter Schwäche und Unthätigkeit zu verstehen habe. Schon die Beyspiele der grösseren reissenden Thiere und anderer Ungeheuer der Wildnisse und Sümpfe der heissen Zone lehren, daß körperliche Stärke und Thätigkeit sehr oft nicht allein nicht mit einander verbunden, sondern daß vielmehr sehr oft die grösste körperliche Stärke mit einer unüberwindlichen Trägheit gepaart ist [1]).

Es ist leicht, Stärke und wahre Thätigkeit, aber sehr schwer, Stärke und eine gewiße Gewandtheit zu unterscheiden, oder in den gemeinschaftlichen Wirkungen von beyden zu bestimmen, wie viel man der einen und wie viel der andern zuzurechnen habe. Manche außerordentliche Anstrengungen, besonders im Heben und Tragen von Lasten, im Gehen und Rudern sind eben so sehr oder noch mehr Wirkungen von Gewandtheit, als von Muskelkraft. Es ist bekannt, daß man die ursprünglichen Amerikaner nicht ohne die grösste Lebensgefahr zu den Arbeiten des Feldes oder in den Bergwerken brauchen kann. Eben diese zu anhaltenden Arbeiten gänzlich untüchtigen Indianer legen Wege von sechszig deutschen Meilen in eben so vielen Stunden zurück, und dauern in dem Rudern gegen die großen Ströme ihres Landes viel länger, als die Neger und Europäer aus [2]). Die

1) Betrachtungen über die körperliche Stärke verschiedener Völker sehe man im zweyten Bande des neuen historischen Magazins, 585 u. f. S.

2) Neues hist. Mag. II. 599. 601. Der Pater Och bezeugt sogar, daß ein Indianer achtzig Stunden

Neger-Sklaven in Westindien arbeiten bey der äußersten Anstrengung ohngefähr nur ein Drittel so viel, als Europäer. Eben diesen Negern wird es nicht schwer, Zuckerfässer von tausend Pfunden aufzuheben. Wenn die Neger den ganzen Tag gearbeitet haben, so gehen sie nicht selten Meilen weit, und tanzen die ganze Nacht durch, ohne dadurch ermüdet zu werden [1]). Die Siamesen sind so schwach und träge, daß sie kaum aufrecht gehen, viel weniger also schwere anhaltende Arbeiten verrichten können [2]). Nichts desto weniger rudern die Siamesen drey Tage und Nächte durch, beynahe ohne Unterbrechung. Ungeachtet die Chinesen stärker und thätiger sind, als die Siamesen, so kommen sie in beyden Stücken den Europäern lange nicht gleich. Und doch sind chinesische Lastträger im Stande, Küsten und Fässer von 600 — 1000 Pfunden aufzuheben und fortzutragen [3]). Eben so große oder noch größere Lasten heben und schleppen die Lastträger in den türkischen und persischen Städten; und die Reisenden, welche diese Thatsachen anführen [4]), bemerken ausdrücklich, daß bey diesen den Europäern unerreichbaren Anstrengungen eben so viel Kunst oder Gewandtheit, als eigentliche Muskelkraft angewandt werde.

Weges in achtzehn Stunden Zeit zurücklegte, S. 257. 259.

1) ib. S. 603.

2) Loubère, I. 211. 12. A peine savent-ils marcher, ou se tenir sur leurs piés de bonne grace; ils ne tendent jamais bien leurs jarrets. . . Aussi peuvent ils pagayer trois jours et trois nuits près-que sans se reposer, quoique'ils ne supportent guères aucun autre travail.

3) Lettr. Edif. VII. 172. Sonner. II. 30. Irwin, p. 380. 81.

4) ll. cc. besonders Irwin.

Zu den schwächsten und zugleich trägsten unter denjenigen Völkern, von welchen ich bisher gehandelt habe und auch jezt handle, gehören die Neger der Süd-See und fast gewiß die ihnen natürlich verwandten Ichthyophagen an der arabischen und persischen Küste. Diese schwachen und trägen Menschen waren nicht einmal solcher Anstrengungen fähig, wie die Malayen; viel weniger, als die Europäer [1]).

Wenn die echten Finnen auch um einige Grade weniger träge sind, als die Neger der Süd-See, so sind sie vielleicht noch schwächer, als diese. Kein anderer Menschenstamm ist so reitzbar und so häufigen epileptischen Zuckungen unterworfen, als der finnische. Alle finnischen Horden, so wie die Koräcken und Kamtschadalen, gehen nicht eher auf den Fischfang und die Jagd, als bis sie durch den Hunger oder durch äußere Gewalt dazu gezwungen werden.

In den mongolischen Hirtenvölkern nimmt die Stärke mehr, als die Thätigkeit zu. Wenigstens bewiesen sie bisher eine unüberwindliche Abneigung gegen die Arbeiten des Feldbaus. Selbst die Kirgisen fielen bey den ersten Versuchen, Heu mit leichten Sensen zu mähen, ganz erschöpft zu Boden. Sechs Buräten richten nicht so viel aus, als ein einziger Russe [2]). Die Hirtenvölker des westlichen Asiens übertreffen die des östlichen durch körperliche Stärke sehr weit; allein, in Ansehung der Trägheit sind sie von denselben wenig oder gar nicht verschieden.

Die schönen Insulaner der Süd-See haben in Rücksicht auf körperliche Stärke wenige ihres gleichen [3]). Die stärksten und gewandtesten englischen

1) Péron, I. 476. et sq. p.
2) I. 171. Pallas mongol. Völker.
3) Man sehe neues histor. Mag. II. 600.

Matrosen konnten es weder im Balgen, noch im Ringen mit den Insulanern der Süd-See aufnehmen. Nicht blos Männer, sondern selbst Weiber hoben Britten mit der grösten Leichtigkeit von der Erde auf, und trugen sie über Bäche und Flüsse weg. Die Bewohner der mariänischen Inseln warfen Steine mit einer solchen Kraft, daß sie in Bäume eben so tief eindrangen, als wenn sie aus Büchsen wären geschossen worden. Wie unbedeutend aber ist in Vergleichung mit dieser Stärke die Fähigkeit und Geneigtheit der Süd-See-Insulaner zu schweren und anhaltenden Arbeiten!

Die südlichen Asiaten sind, mit Ausnahme der Birmahner, der Chinesen und Japanesen, nicht nur um viele Grade schwächer, als die Insulaner der Süd-See, sondern auch wenig oder gar nicht thätiger, als diese. Die Chinesen und Japanesen gehen den übrigen ostindischen Völkern nicht sowohl durch Stärke, als durch Thätigkeit vor. Die Thätigkeit von beyden äußert sich nicht blos im Feldbau, sondern auch in vielen Handwerken und Gewerben. Die Birmahner sind stärker, als alle übrige südliche Asiaten. Allein ihre Thätigkeit kommt der Arbeitsamkeit der Chinesen und Japanesen nicht gleich, indem sie sich beynahe nur bey dem Bau von Schiffen, aber nicht in dem Anbau des Feldes äußert.

Die Hindus, besonders die der unteren Kasten, sind schwächer, als alle übrige ostindische Völker. Sechs Hindus arbeiten nicht mehr, als Ein Neger; und die Arbeiten von sechszehn Hindus wiegen gerade die eines einzigen Europäers auf. Wegen ihrer angestammten Schwäche sind sowohl die Waffen, als die Instrumente der Hindus ungleich kleiner und leichter, als die der Europäer. Bey aller dieser Schwä-

che sind die Hindus doch weniger träge, als die meisten hinterindischen Völker. So langsam sie auch arbeiten, und so wenig sie sich beym Arbeiten anstrengen, so arbeiten sie doch anhaltend, und bringen deßwegen mehr zu Stande, als trägere Völker, die viel mehr körperliche Stärke besitzen.

Im westlichen Asien können unter den Nomaden die Turkomannen und Kurden, ferner fast alle Bergwerkvölker, endlich die meisten ackerbauenden Nationen, mit Ausnahme der Armenier, Syrer und Juden, zu den starken, zum Theil zu den sehr starken, Völkern gerechnet werden. Auch in den Morgenländern steht die Thätigkeit in sehr ungleichen Verhältnissen zur körperlichen Stärke. Die stärksten Völker, die Afganen, die Kaukasier u. s. w. sind am wenigsten thätig. Die Tataren zeichnen sich vor allen übrigen dadurch aus, daß sie den Acker mit Eifer bauen, und bey dem Anbau des Ackers schwere Instrumente brauchen. Den Tataren eifern die Araber und Perser als Ackerbauleute am meisten nach. Die Amerikaner ziehen den Handel und dann solche Gewerbe, die keine starke Arbeiten erfordern, dem Ackerbau weit vor. Die Juden scheuen selbst im Morgenlande den Ackerbau am meisten. Auch treiben sie lieber Kleinhandel, als solche Handwerke und Gewerbe, die anhaltende, wenn gleich geringe, Arbeiten auflegen.

Aus dem bisher Gesagten folgt:

erstlich: daß ein hoher Grad von Schwäche, dergleichen sich in den Süd-See-Negern, in den finnischen Stämmen u. s. w. findet, auf einen sehr geringen Grad von Humanität hindeutet.

Zweytens: daß große, selbst die größte Stärke des Körpers, wenn sie mit gar keiner, oder sehr gerin-

ger Thätigkeit verbunden ist, kein viel günstigeres Merkmahl sey.

Drittens: daß angeborne Thätigkeit zu den schätzenswerthesten Vorzügen der menschlichen Natur gehöre, und daß mäßige, ja sogar geringe Körper-Kraft, mit nicht gemeiner Thätigkeit verbunden, den Vorzug vor der größten, aber trägen körperlichen Stärke verdiene.

Viertens: daß die höchste Vortrefflichkeit der menschlichen Natur, in so fern sie von diesen Beschaffenheiten abhängt, darin bestehe, wenn eine vorzügliche Muskelkraft mit einer eben so vorzüglichen Thätigkeit verknüpft ist.

Gewöhnliche Begleiter, und der Regel nach auch Folgen der Stärke und Schwäche, der Thätigkeit und Trägheit sind theils die Versetzbarkeit oder Nicht-Versetzbarkeit in die verschiedensten Klimate und Gegenden, welche man nicht mit Dauerhaftigkeit und Hinfälligkeit verwechseln muß, theils eine gewiße Festigkeit oder Derbheit, und die dieser Festigkeit entgegengesetzte Reißbarkeit, Beweglichkeit, Biegsamkeit und Behendigkeit des Körpers.

Von der Fähigkeit und Unfähigkeit von Völkern, sich in die verschiedensten Gegenden und Klimate versetzen zu lassen, sage ich nach dem, was ich oben beygebracht habe, nichts weiter. Meine Leser werden gleich sehen, daß gerade diejenigen Völker, welche am wenigsten versetzbar sind, die dauerhaftesten Körper besitzen.

Menschliche Körper sind um desto dauerhafter, je langsamer sie sich zur gehörigen Zeit entwickeln, je länger sie die Blüthe der Jugend und die Kraft des mittlern Alters behalten; je später sie altern, und ein je höheres Lebensziel sie erreichen.

Menschliche Körper sind desto weniger dauerhaft, je frühzeitiger sie sich entwickeln, je schneller die Blüthe der Jugend und die Kraft des mittlern Alters verschwinden, je früher sie altern und je kürzer ihre Lebenszeit ist.

Unter allen Völkern entwickeln sich Mädchen früher, als Knaben, und Frauen hören eher auf, fruchtbar zu seyn, als Männer ihre Zeugungskraft verlieren. Allein unter manchen Nationen ist das Mißverhältniß zwischen dem stärkern und schwächern Geschlecht in Rücksicht auf unzeitige Entwickelung und frühzeitiges Verwelken oder Altern ungewöhnlich groß. Man darf daher nicht allenthalben von der Hinfälligkeit des einen Geschlechts auf die geringe Dauerhaftigkeit des andern schließen.

Schon die alten Schriftsteller bemerkten von den thierartigen Ichthyophagen am afrikanischen Ufer, daß sie weniger lang lebend seyen, als die Europäer. Unter den echten Finnen, den Koräcken und Kamtschadalen trifft man häufig zehnjährige Mütter an. Von den Finnen, den mongolischen Hirtenvölkern und den Süd-See-Negern sagen fast alle Reisende, daß ihre Gesichter durch Runzeln entstellt seyen, und daß daher nicht sehr betagte Männer das Ansehen von alten Weibern hätten. Fast eben so früh, als unter den Finnen, reifen die Mädchen nicht blos unter den mongolischen Hirten und unter den Nationen des südlichen, sondern auch des westlichen Asiens; und unter allen diesen Völkern hören die Reitze und Fruchtbarkeit der Weiber im fünf und zwanzigsten, spätestens im dreyßigsten Jahre auf. Die Kaschemirier, die schönen Bergvölker des Kaukasus und, wie es scheint, auch die städtischen Tataren sind die einzigen Bewohner des Morgenlandes, unter welchen

die Mädchen langsamer reifen, und die Weiber ihre Schönheit und Fruchtbarkeit länger behalten, als in dem übrigen Orient. Wenn Knaben und Jünglinge sich im Morgenlande auch etwas früher entwickeln, so behalten deßwegen doch die Männer ihre Stärke und Zeugungskraft, leben auch eben so lange, oder noch länger, als in Europa. Unter den europäischen Slaven verhält sich das Reifen und Verwelken von Mädchen und Frauen, so wie die Dauerhaftigkeit der Männer, ohngefähr so, wie unter den morgenländischen Völkern. Unter den echten slavischen Nationen unsers Erdtheils sind die Zeiten der Entwickelung, der Blüthe, der Stärke und des Verwelkens, so wie die Lebensdauer beyder Geschlechter am wenigsten von einander entfernt. Sobald hingegen Europäer nach beyden Indien oder nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und selbst nach dem nördlichen Amerika auswandern, so fangen die Kinder, welche sie in ihren neuen Wohnsitzen zeugen, an, schneller zu reifen: die Weiber verlieren früher ihre Schönheit und Fruchtbarkeit: die Männer altern früher, und beyde Geschlechter leben weniger lange, als im Mutterlande. So unläugbar es ist, daß dies frühere Reifen von Mädchen und Knaben, dies frühere Verwelken und Altern von Weibern und Männern, endlich das frühere Hinsterben beyder Geschlechter, sichere Merkmahle von Ausartung sind, so wenig darf man daraus schliessen, daß eine außerordentliche Dauerhaftigkeit des Körpers ein Zeichen von edler Natur sey, indem man nicht blos unter den enropäischen Slaven, sondern vorzüglich unter den Amerikanern und Negern viel mehr Beyspiele von ungewöhnlicher Lebenskraft und ungewöhnlich hohem Alter antrifft, als unter den

nicht-slavischen Nationen Europens [1]). Die Natur hat in dem Menschen so wenig, als in den übrigen Thieren, das späte Reifen, das lange Blühen und Früchtetragen, das späte Verwelken und die Lebensdauer dem innern Werthe und Unwerthe der einen und der anderen gleichförmig angepaßt. Die nützlichen gezähmten Thierarten sind kürzerlebend, als der Mensch. Manche wilde oder weniger vollkommne Thiere hingegen erreichen ein viel höheres Alter, als die am längsten lebenden Menschen.

Unter Festigkeit oder Derbheit verstehe ich das Gegentheil der wässerigen oder schleimigen Konstitution, die nach dem Urtheil der größten Aerzte [2]) den menschlichen Körper zu Krämpfen und Zuckungen in hohem Grade geneigt macht, und die festen Theile, besonders die Muskeln, so abspannt, daß alle Gliedmaaßen ungewöhnlich beweglich oder biegsam und in gleichem Grade zu allen Verrichtungen geschickt werden, welche bloße Beweglichkeit oder Biegsamkeit erfordern. Solche Verrichtungen sind: klettern, laufen und springen, tanzen und seiltanzen, die Ausübung gaucklerischer Künste, das Schwimmen und Fahren durch die gefährlichsten Brandungen und Wasserfälle, das Fechten mit leichten Waffen, und das Arbeiten mit schlechten Werkzeugen. Die Muskeln der finnischen Völker, mancher amerikanischen Wilden und selbst mancher Neger sind so beweglich, daß alle diese Völker zur Nachäffung der Bewegungen, welche sie Andere machen sehen, innerlich gereitzt oder gar gezwungen, und durch die geringsten Geräusche

1) Histor. gött. Mag. I. 224—234 S.
2) Man sehe die Zeugnisse von Börhave und Lorry in meiner Abh. über die sympathetische Reitzbarkeit im 2ten Bande des histor. Magaz. 46. 47 S.

oder Unfälle in Verzweiflung gestürzt, ja sehr oft zum Selbstmord getrieben werden [1]). Die Affen, auch die Orang-Utangs und Kimpezeys springen, laufen und klettern ungleich behender, als die geübtesten Europäer. Eine ähnliche Behendigkeit im Springen, Laufen und Klettern besitzen die Buschmänner in Neu-Holland, die Busch-Hottentotten und im Ganzen die Amerikaner und Neger, welche lezteren im Stande sind, hundert und fünfzig Fuß hohe, beynahe senkrechte Felsen hinanzulaufen. Alle Insulaner der Süd-See, alle Amerikaner und Neger, alle südliche Asiaten und selbst die Hindus durchschwimmen oder durchschiffen mit ihren leichten Fahrzeugen die fürchterlichsten Wasserfälle und Brandungen, wohin sich die erfahrensten europäischen Seeleute mit den besten Böten und Schiffen nicht wagen dürfen. Die Bewohner des südlichen Asiens, vorzüglich die Hindus, übertreffen die Europäer ohne Vergleichung nicht blos durch ihre seiltänzerischen und anderen Gauckelkünste, sondern auch durch die Verfertigung von künstlichen Arbeiten mit den schlechtesten Instrumenten. Selbst die Morgenländer und Slaven gehen in beyden Stücken den nicht-slavischen Nationen Europens sehr weit vor. In den Abkömmlingen der lezteren, die sich in Afrika, Amerika u. s. w. angesiedelt haben, nimmt die Beweglichkeit des Körpers und die Anlage zu allen Uebungen, welche Biegsamkeit und Behendigkeit von Gliedmaßen erfordern, in eben den Graden zu, in welchen Stärke und Thätigkeit abnehmen. Wegen aller dieser Erscheinungen hat man Ursache, eine ungewöhnliche Biegsamkeit des Körpers für ein Gebrechen zu halten, wodurch die Vortreff-

lich-

1) Histor. Mag. II. 43. VI. 414. 415. VII. 118. 119.

lichkeit der menschlichen Natur um desto mehr vermindert wird, je mehr sie sich einer affenartigen Beweglichkeit oder der kränklichen Reitzbarkeit der finnischen und amerikanischen Völker nähert.

Ganze Völker, wie einzelne Menschen, unterscheiden sich ferner durch die Schönheit oder Häßlichkeit des Körpers und Gesichts. Menschliche Körper nenne ich der Kürze wegen alsdann schön, wenn alle ihre Theile so gebildet und zusammengefügt sind, wie sie von den griechischen Künstlern in den Bildnissen von Göttern und Göttinnen, von Heroen und Heroinnen dargestellt, und in den wegen ihrer Schönheit am meisten berühmten Völkern von jeher gefunden wurden, und noch jetzt gefunden werden [1]). Körper und Gliedmaßen des Körpers sind um desto häßlicher, je mehr sie von den erwähnten Formen abweichen.

Es ist eine sehr gemeine Erscheinung, daß die Natur auch in den schönsten Menschen nicht alle Theile in gleichem Grade vollendet. Ohne die Zeugnisse zuverläßiger Beobachter aber würde man es kaum glauben, daß die Natur in ganzen Völkern bald schön gebildeten Körpern häßliche, bald häßlichen Körpern schöne Köpfe und Gesichter aufsetzt. Die Malayen und Butaner haben untadelich geformte Körper, aber häßliche mongolische oder negerartige Köpfe und Gesichter. Auch in den Süd-See-Insulanern sind im Ganzen die Körper schöner, als die Köpfe und Gesichter. Die Hindus der unteren Kasten hingegen ver-

1) Die Gründe unserer Urtheile über die Schönheit der Form thierischer und anderer natürlichen Körper findet man in einem Aufsatze über die Schönheit der menschlichen Bildung, der im zweyten Bande des göttinger. histor. Mag. 270 u. f. S. steht.

binden regelmäßige Gesichter mit einer Körperbildung, die manche und große Gebrechen hat.

Die häßlichsten unter allen Völkern sind diejenigen, welche auf der untersten Stuffe der Humanität stehen: die Papus in Neu-Guinea, die Neu-Holländer, die Diemenländer und andere Süd-See-Neger, auch die Busch-Hottentotten. Die Häßlichkeit der genannten Völker ist so scheußlich, daß alle Reisende urtheilen: die Körper und Gesichter derselben seyen mehr affenartig, als menschlich.

Die finnischen Stämme sind auf eine andere Art häßlich, als die Neger der Südländer. Die Häßlichkeit der ersteren erregt weniger Abscheu, als die der lezteren, aber mehr Eckel und bald Lachen, bald Mitleiden.

In den mongolischen Hirtenvölkern bleiben Köpfe und Gesichter ohngefähr eben so häßlich, als in den Finnen; allein die Körper derselben heben oder enthäßlichen sich schon um einige Grade. Noch mehr geschieht dies in den Nationen des südlichen Asiens, unter welchen sich mehrere finden, die gut gebildete Körper und blos eine mongolische Form des Gesichts haben.

Die Hindus der höheren Kasten zeichnen sich durch eben so schöne Körper, als Köpfe und Gesichter aus. In den Hindus der unteren Kasten sind Kopf und Gesicht nach einer edlern, der Körper hingegen nach einer weniger edlen Form geschaffen worden.

In den Völkern des westlichen Asiens sind Körper und Gesichter schöner, als in allen Nationen des nördlichen, östlichen und südlichen Asiens, die höheren Kasten der Hindus ausgenommen. Unterdessen kleben den Körpern der meisten morgenländischen

Völker noch manche Gebrechen an. Die drey Hauptvölker des Kaukasus sind die einzigen, in welchen die Natur von jeher Muster, sowohl von männlicher, als von weiblicher Schönheit hervorbrachte. Die Lesghis, Georgianer und Tscherkassen übertreffen selbst die Hindus der höheren Kasten, die Kaschemirier und Insulaner der Süd-See durch ihre Schönheit sehr weit. Gerade in den schönsten der Völker entspricht das Innere dem Aeußern gar nicht. Ich muß also auch hier wiederholen, was ich schon einigemale von körperlichen Vorzügen angemerkt habe, daß die vollkommenste Schönheit kein sicheres Merkmahl einer ungewöhnlichen Vortrefflichkeit menschlicher Naturen ist, ungeachtet die äußerste Häßlichkeit ganzer Völker einen untrüglichen Beweis einer ähnlichen Thierartigkeit darbietet.

Eine größere Aufmerksamkeit, als alle bisher untersuchte Merkmahle, verdient die in verschiedenen Völkern so sehr abweichende Farbe der äußern Haut. Unter einer gewißen Bedingung ist die Farbe eins der sichersten: ohne diese Bedingung eins der unsichersten Merkmahle von Völkern. Und eben daher irrten diejenigen gröblich, welche unbedingt die Farbe zum einzigen oder vornehmsten Unterscheidungszeichen von Nationen machten, indem sie nach diesem trüglichen Kriterio die verschiedensten Nationen als gleichbürtig oder verwandt betrachten, und die am nächsten verwandten als ursprünglich verschieden von einander trennten.

Schon unter den Begleitern Alexanders nahmen Einer und der Andere wahr, daß das Klima nicht die Ursache der verschiedenen Farben von Völkern und namentlich nicht der schwarzen Farbe der Hindus seyn könne. Viele große Beobachter der neuern Zeit

wiederholten dieselbige Wahrnehmung und unterstützten sie mit den triftigsten Gründen. Nichts destoweniger fuhren berühmte Naturforscher fort, zu behaupten, daß äußere Ursachen, besonders die verschiedenen Grade der Sonnenwärme, die hellere oder dunklere Farbe von Völkern bestimmten. Ich habe schon an einem andern Orte diese Meinung ausführlich widerlegt [1]), und zugleich auf das bündigste bewiesen, daß die Farbe der ganzen Oberfläche menschlicher Körper einzig und allein von dem Blute oder von färbenden Theilen abhange, die sich aus dem Blut absondern und in der Netzhaut absetzen [2]). Eben daher kann ich mich hier auf einige Hauptresultate und auf eine kurze Darstellung der vornehmsten Gründe beschränken.

Unter den äußeren Ursachen, welche auf die Oberhaut des Menschen wirken, sind die Strahlen der Sonne die mächtigsten, allein sie sind nicht die einzigen. Trockenheit und Feuchtigkeit der Luft, trocknende und schneidende Winde bringen ähnliche Veränderungen hervor. Eine feuchte, sowohl heisse, als kühle Luft erhellt, eine trockne Luft hingegen, so wie heisse und trocknende Winde verdunkeln die Oberhaut ein wenig: wohl bemerkt aber nicht die ganze Oberhaut, sondern nur die Haut der entblößten Theile, die den Einwirkungen der äußeren Ursachen ausgesetzt werden. Die von äußeren Ursachen hervorgebrachten Veränderungen der Farbe verlieren sich wieder, so bald die Ursachen selbst zu wirken aufhören, und pflanzen sich auch nicht auf die Kinder fort. Dauern-

1) In der Abhandlung über die Farben und Schattirungen verschiedener Völker, im ersten Bande des neuen histor. Mag. 611—625 S.
2) l. c. 629 u. f. S.

de Veränderungen, dergleichen oft während eines langen Aufenthalts in der heissen Zone entstehen, sind, wie ich schon oben aus Marsden bemerkte, nicht Wirkungen des Sonnenbrandes, sondern der durch gallichte Krankheiten oder Beschwerden verdorbenen Blutmasse.

Daß die Farbe von Völkern nicht durch äußere Ursachen, also auch nicht durch die Hitze oder Kälte des Klima's bestimmt wird, erhellt zuerst unwidersprechlich daher, daß die Farbe von Völkern sich weder in dem Maaße aufklärt, noch verdunkelt, in welchem die Länder, welche sie bewohnen, kalt oder heiß sind. Die bisherigen Untersuchungen über die Völker in Asien und den Südländern, auf den ostindischen und Süd-See-Inseln enthalten viele Beyspiele, daß hellere Nationen in heisseren, dunklere in kühleren oder kälteren Gegenden wohnen. Die Neu-Holländer und Diemenländer sind viel dunkler, als die Insulaner der Süd-See: die Hindus dunkler nicht blos, als die hinterindischen Völker, sondern als selbst die ostindischen Insulaner, die unter, oder nahe an dem Aequator leben. Aehnliche Beyspiele finden sich auch in Afrika und Europa. Man denke Lappen und Finnen mit den Schweden, Normännern und Russen: die Neger am Senegal mit den helleren Völkern zusammen, die zwischen dem Senegal und dem Gambia, zum Theil noch jenseits des Gambia's umherziehen.

Ein zweyter unwiderleglicher Beweis, daß die Farbe von Völkern nicht durch äußere Ursachen, sondern durch das Blut bestimmt wird, liegt in dem Facto, daß in unzähligen Ländern und Eylanden, besonders auf den ostindischen und Süd-See-Inseln, in Hindostan und dem ganzen östlichen Asien, auch

an beyden Küsten von Afrika seit undenklichen Zeiten Menschen von ganz verschiedenen Farben zusammenwohnten und ihre ursprünglichen Farben behielten, so lange sie sich nicht mit fremdem Blute vermischten. Hienge die Farbe der Menschen von äußeren Ursachen ab, so müßten durch den fortdauernden Einfluß derselben die verschiedensten Farben zulezt in eine mit dem Klima eines jeden Landes zusammenstimmende Farbe verwandelt werden.

Ein dritter Beweis desselbigen Satzes ist die Erfahrung aller Jahrhunderte, daß Völker oder Colonien, die in ferne Gegenden auswanderten, oder versetzt wurden, ihre Farbe unverändert behielten, wenn sie sich nicht mit eingebornen Weibern vermischten, oder Krankheiten nicht die Blutmasse verdarben und die Netzhaut von innen modificirten. Die Germanier und Gallier, die sich in Asien und Afrika niederließen, blieben ihren Brüdern in Europa eben so ähnlich, als die Armenier und Juden, welche nach Europa übergiengen, ihren Landsleuten in Asien. Die Neger, deren Vorfahren seit mehreren Zeugungen in die mittleren Provinzen des freyen Amerika's verpflanzt wurden, haben nichts von ihrer Schwärze verloren [1]); und die Europäer, welche in Neu-Holland, ja selbst auf den ostindischen Inseln leben, zeugen eben so weisse oder gar noch weissere Kinder, als in unserm Erdtheile geboren werden.

Einen vierten Beweis desselbigen Satzes nimmt man aus den bekannten Erfahrungen her: daß Wunden und Krankheiten, welche die Netzhaut zu ihren Verrichtungen untüchtig machen, oder die Blutmasse verändern, die weisse Farbe in die gelbe, rothe und

1) Neues histor. Magaz. l. c. S. 632.

schwarze, und die zulezt genannten drey Farben in die weisse verwandeln [1]).

Der fünfte und lezte Grund für denselbigen Satz findet sich in dem allgemein bekannten Naturgesetze, nach welchem Eltern von verschiedenen Farben Kinder zeugen, deren Farbe zur Hälfte aus der Farbe der Väter, und zur Hälfte aus der Farbe der Mütter gemischt ist [2]). Europäer mögen sich mit Negerinnen oder Amerikanerinnen, oder mit den Weibern der ostindischen und sibirischen Völker vermischen, so bewährt allenthalben das Naturgesetz, daß die daher entstehenden Kinder weder so hell, als die Väter, noch so dunkel, als die Mütter sind. Drey bis vier Zeugungen reichen hin, den Abkömmlingen von Europäern eine glänzend schwarze oder eine goldgelbe, oder eine kupferrothe Farbe und eben so den Abkömmlingen von schwarzen, rothen und gelben Müttern eine blendend weisse Farbe zu verschaffen. Durch die Vermischung mit schwarzen Weibern sind viele arabische und Maurische Stämme in Afrika, sehr viele Hindus der höheren Kasten, sehr viele Mohren in Hindostan und anderen ostindischen Ländern, ja sogar sehr viele Europäer in beyden Indien glänzend schwarz oder schwärzlich, oder gelb und roth geworden, ohne zugleich mit der Farbe die Bildung und übrige Natur der Völker anzunehmen, zu welchen die Mütter gehörten. Gerade deßwegen nun, weil die Vermischung mit fremden Weibern die Farbe von einzelnen Menschen sowohl, als von ganzen Völkern in eine ganz andere, ja sogar in entgegengesetzte verwandelt, ohne die Gesichts- und Körperbildung oder

1) l. c. S. 631. 669. 70.
2) l. c. 630. 35. u. f. S.

die übrige Natur in gleichem Maaße zu verändern, gerade deßwegen darf man Völker nicht blos nach ihren Farben eintheilen. Die schönen Habessinier, Nubier und Kaffern, die Fuhls, Ualoffs und andere Völker mauriſchen Urſprungs ſind von den Negern gänzlich verſchieden, wenn ſie ihnen gleich in Anſehung der Farbe ähnlich ſind. Auch ſtehen die ſchönen Nairen an der malabariſchen Küſte, oder die ſchwarzen Mohren in Oſtindien ſehr weit von den Hindus der unteren Kaſten ab, ungeachtet ſie dieſen in Anſehung der Farbe gleichen. So lange es alſo ungewiß iſt, ob die Farbe von Völkern eine urſprüngliche oder eine durch Vermiſchung mit fremdem Blute erhaltene Farbe iſt, ſo lange darf man die Farbe nicht als ein Merkmahl der Abſtammung oder Verwandtſchaft von Nationen brauchen.

Unter den meiſten Nationen ſind die Weiber und Kinder um eine oder einige Nuancen heller, als die Männer: wie es ſcheint, nicht bloß deswegen, weil die erſteren der Sonne und Witterung weniger ausgeſetzt ſind, als die lezteren, ſondern auch weil das Blut derſelben weniger färbende Theile in der Netzhaut abſetzt, als das der Männer. Die einzigen Ausnahmen von dieſer Regel ſind die gläuzend ſchwarzen Neger und Hindus, und dann alle diejenigen Völkerſchaften, unter welchen die Weiber eines andern, und zwar weniger edeln Urſprungs ſind, als die Männer.

Die Farben der bekannten Völker gehen durch mancherley Abſtuffungen aus dem Blendend-Weiſſen in das Glänzend-Schwarze über. Man kann in dieſen Abſtuffungen mehrere Hauptfarben, und in jeder Hauptfarbe mehrere Schattirungen unterſcheiden. Nur muß man deßwegen nicht glauben, wie ich ſelbſt

vormals wähnte [1]), daß die eine Farbe oder Schattirung weniger ursprünglich, weniger eine Wirkung des Bluts sey, als die anderen.

Blendend weiß waren ursprünglich alle nichtslavische Völker unsers Erdtheils. Diese blendende Weisse haben blos die nördlich-europäischen Nationen beybehalten, die weder mit Slaven, noch mit Mauren und anderen Morgenländern stark vermischt worden sind. Eben so weiß oder fast so weiß als die nördlichen Europäer sind in Asien die drey großen kaukasischen Völker und in Afrika die Kabylen auf dem Atlas [2]). Blendend weiß sind auch im Ganzen die Weiber der besseren Stände unter den europäischen Slaven und die Weiber der nicht armen Städter des Morgenlandes [3]).

Weiß, aber nicht blendend, sondern schmutzigweiß sind die Männer und die gemeinen Weiber der slavischen Nationen, unter welchen man deßwegen auch blonde Haare und blaue Augen viel seltener antrifft, als unter den von den alten sogenannten celtischen Völkern [4]).

Eine weißbräunliche Farbe haben im Durchschnitt die südlichen Völker Europens und die meisten Bergvölker sowohl, als Städtbewohner im westlichen Asien und nordwestlichen Afrika. Die Strahlen der Sonne oder heisse und herbe Winde mögen die Haut des Gesichts und anderer entblößten Theile des Körpers so sehr bräunen, als sie wollen, so werden dennoch die Tataren, Perser, Kurden, Araber, Kasche-

1) l. c. S. 671. 72.
2) Shaw, p. 39.
3) Meine Vergleich. des ältern und neuern Rußl. I. 115. 116. Histor. Magaz. VII. 388 S.
4) Meine Vergl. des ältern und neuen Rußl. l. c.

mirier u. s. w. in Hindostan und dem ganzen übrigen Ostindien als wahre Mogols oder als echt-weisse Menschen anerkannt. Nach der Schilderung, welche Symes von den Butanern macht, sind diese Bewohner des südlichen Tibets in Rücksicht auf Farbe den morgenländischen Völkern ähnlich.

Weißlichgelb sind manche Männer und Weiber der höheren Kasten der Hindus, manche Chinesen und Chinesinnen, manche Mongolen und Mongolinnen, ja selbst manche Kamtschadelinnen. Auch diejenigen indischen Weiber aber, in welchen die gelbliche Farbe am meisten erhellt ist, werden nie für weiß gehalten, und die Mohren heirathen sie deßwegen nicht, weil man die Kinder derselben nicht als echte Mogols betrachten würde.

Schmutziggelb, dunkelgelb oder braungelb sind die meisten Hindus, die durch die Vermischung mit schwarzen Weibern nicht noch tiefer gefärbt worden: manche südliche Asiaten, besonders die gemeinen Japaner und die Chinesen in den südlichen Provinzen: die mongolischen Hirtenvölker, die finnischen Stämme, die Hottentotten, manche Insulaner der Süd-See. In eben diese Classe gehören auch die Mulatten oder die Kinder, welche weisse Väter mit schwarzen Müttern zeugen. Es versteht sich von selbst, daß unter den Nationen, deren Farbe man für schmutzig- oder dunkelgelb erkennen muß, kleine Verschiedenheiten von Nüancen Statt finden.

Die Malayen unterscheiden sich von den übrigen südlichen Asiaten durch ihre Farbe, wie durch andere Eigenschaften. Sie haben nemlich weder eine weißlich- noch eine schmutzig-gelbe, sondern vielmehr eine goldgelbe Farbe. Die zu ihrer Zeit angeführten Schriftsteller, welche von den Malayen reden, bemerken, daß sich die goldgelbe Farbe in manchen

Weibern bis zur weißlichgelben erhellt, und in manchen Männern bis zur röthlichgelben oder bis zur Kupferfarbe verdunkelt [1]).

Röthlichgelb oder Kupferfarbig [2]) sind manche schöne Insulaner der Süd See, manche Bewohner der ostindischen Inseln, und die Cambodier.

Braunroth oder dunkelroth, oder von einer schmutzigen Kupferfarbe sind die Siameser, Peguaner und Arrakaner [3]), manche Insulaner der Süd-See, manche gemischte Mauren am Senegal, vorzüglich aber die ursprünglichen Amerikaner, deren Farbe fast alle Reisende mit einer schmutzigen Kupferfarbe vergleichen [4]).

Hellbraun sind manche schöne Insulaner der Süd-See, da hingegen die Tautaus oder die dienende Caste eine dunkelbraune Farbe haben [5]). Die dunkelbraune Farbe geht in vielen Javanen und in den Insulanern, welche die Eylande an der Ostküste von Malakka bewohnen, in die schwärzliche Farbe über [6]).

Selbst in der schwarzen Farbe trifft man mehrere Abstufungen an. Die Süd-See-Neger sind größtentheils nur weißfarbig oder schmutzig schwarz: nicht aber glänzend schwarz, wie die afrikanischen oder wie die Malabaren nnd Tamuden. Man behauptet, daß die Neger an der Ostküste von Afrika im Durchschnitt nicht so glänzend schwarz seyen, als die an der Westküste.

1) Marsden p. 40. Percival p. 147. 150.
2) Die gelbe Farbe, sagt Marsden p. 40. mit einem rothen Anstrich versetzt, macht die Kupferfarbe aus.
3) Loubère I. 26—28. d'un brun melé de rouge.
4) Histor. Magazin VII. 108 S.
5) Forster S. 204. 5. Mortimer p. 44.
6) Kaempfer I. p. 6. Barrow's Cochinchina. p. 225. 29.

Da die Farbe von Völkern eine Wirkung des Bluts ist und die Beschaffenheit der Blutmasse von der Organisation der festen Theile des Körpers abhängt; so kann man annehmen, daß die einem jeden Volke eigenthümliche ursprüngliche Farbe eben so wohl eine Gabe oder ein unmittelbares Werk der Natur ist, als die übrigen Anlagen des Körpers, des Geistes und Herzens, wodurch die Völker der Erde von Anbeginn an ausgezeichnet oder von einander unterschieden worden sind.

Ungeachtet die Farben von Völkern sich nicht ganz in dem Verhältnisse verdunkeln, in welchem Völker weniger glücklich organisirt sind; so darf man doch mit Zuversicht behaupten, daß die helleren ursprünglichen Farben günstigere Merkmahle seyen, als die ursprünglich dunklen: daß unter den helleren Farben die blendend weisse den Vorzug vor allen übrigen verdiene, und unter den dunklen hingegen die schmutzig schwarze, oder die Rußfarbe der Süd-See-Neger das gerechteste Vorurtheil gegen sich habe.

Außer der Farbe gibt es noch andere Beschaffenheiten der Haut, die zu Merkmahlen von Völkern dienen können; und zwar zuerst die verschiedene Dicke, Feinheit oder Zartheit der Haut. Im Ganzen wird die Haut von Völkern um desto feiner oder zarter, je weisser und um desto dicker, je dunkler sie ist. Die zarteste Haut hatten daher von jeher die blendend weissen Völker, besonders in Europa. Diese blendend-weissen Völker waren und sind die einzigen, unter welchen die Natur nicht blos die Wangen von Kindern und Weibern, sondern auch die von Jünglingen und Männern mit schönen Rosen schmückte: die einzigen, durch deren Haut selbst der Lauf der feineren Adern durchschien, und in welchen sich die lei-

sesten Gemüthsbewegungen durch Veränderungen der Farbe ankündigten. Unter den gelben und hellbraunen Völkern gibt es nur einige wenige, namentlich die Hindus der höhern Kasten, die Tunkinesen, und die helleren Insulaner der Süd-See, auf deren Gesichtern man Spuren von Erblassen und Erröthen wahrnehmen kann. Die übrigen ostindischen Völker, auch die übrigen Amerikaner und Neger haben eine so dicke Haut, daß die heftigsten Gemüthsbewegungen gar keine merkliche Veränderungen der Farbe veranlassen [1]). Schon bey den ostindischen Sklaven und noch mehr bey den Negern werden wenigstens sechsmal so viel Geisselhiebe, als bey Europäern erfordert, um ihre Haut in eben dem Grade, wie die von weissen Menschen zu zerreissen [2]). Auch ist die ungewöhnliche Dicke der Haut die Ursache, daß die Blattern in allen dunkelfarbigen, am meisten in den ursprünglich schwarzen Völkern, ohne Vergleichung gefährlicher werden, als in den weissen [3]), weil das Blatterngift nicht durchbrechen kann.

Die Weichheit und Glätte nehmen nicht, wie die Feinheit mit der hellern, so wie die Rauhheit und Unebenheit nicht mit der dunkleren Farbe der Haut zu. In Europa haben zwar Kinder und Weiber, so wie eine feinere, also auch eine weichere und glattere Haut, als Männer, und blonde Personen übertreffen bräunliche im Ganzen nicht weniger durch die Weichheit und Glätte, als durch die Feinheit der Haut. Allein die zartesten Blondinen und Blondins in Europa bleiben in Rücksicht auf Weichheit und Glätte

1) Gött. histor. Magazin. VII. 266 S.
2) Ibid.
3) Verhandling van het Batav. Genootsch. 173. Browne p. 342.

der Haut unendlich weit hinter den Hindus, und selbst hinter den Negern zurück. Meine Leser erinnern sich des Ausspruchs von Orme, daß die Weiber der Hindus alle übrigen Frauen und Jungfrauen durch die Weichheit und Glätte der Haut übertrafen, und daß die gemeinsten Lastträger oder Küchenmägde in Hindostan eine weichere und glättere Haut hätten, als die weichlichsten Schönen und Stutzer unsers Erdtheils. Auch die afrikanischen Neger und Negerinnen zeichnen sich durch die sammtartige Weichheit und Glätte ihrer Haut aus. Selbst in Ostindien bemerkten Naturforscher, daß die Haut von Sklaven um desto weicher und glätter werde, je schwächer sie sey [1]). Ein sonderbares Gebrechen der mongolischen Hirtenvölker und der finnischen Stämme ist dieses, daß nicht blos ihr Gesicht durch Runzeln gefurcht, sondern daß auch die Haut an dem übrigen Körper so rauh, wie die von gepflückten Gänsen ist.

Die Reinheit und Unreinheit der Haut stehen mit der hellern und dunklern Farbe derselben mehr in Verhältniß als die Weichheit und Rauhheit oder die Glätte und Unebenheit. Die europäischen, besonders die nicht-slavischen Völker haben eine reinere Haut, als die Morgenländer, indem Hautausschläge und selbst Aussatz unter diesen viel gemeiner, als unter jenen sind. Nach Chardins Bemerkung sind die Amerikaner und Perser häufiger, als die übrigen westlichen Asiaten durch eine unsaubere und kupferige Haut entstellt. Am eckelhaftesten aber sind durch die Unreinheit ihrer Haut die Neger der Süd-See, weil ihre Körper meistens mit aussatzartigem Grind oder Flecken bedeckt ist.

1) Verhandling etc. II. 235.

Die letzte Beschaffenheit der Haut, aus welcher man Merkmahle hernehmen kann, ist das Maaß und der Geruch von Ausdünstungen. Kein Reisender sagt von den schwarzen Hindus, daß sie einen übeln Geruch verbreiteten. Von den afrikanischen Negern hingegen bezeugen alle Beobachter, daß sie einen widerlichen Geruch von sich geben, und daß dieser widerliche Geruch sogar noch den Mastisen und Mastissinnen anklebt, deren Urgroßmütter Negerinnen waren [1]). Allem Ansehn nach sind die Süd-See-Neger den afrikanischen in Rücksicht auf übelriechende Ausdünstungen ähnlich [2]). Von den Kamtschadalinnen erzählt Steller, daß sie zwar keinen unangenehmen Schweißgeruch hätten, daß aber ihre Haut, wenn man sie reibe, einen Fischgeruch verrathe, wie See-Möven und andere Seevögel. Die Grönländer sind so hitzig, daß sie selbst im Winter, wo ihre Hütten blos von brennenden Thranlampen erwärmt werden, die Beinkleider ausgenommen, nackt einhergehen, und daß sie durch ihre heissen Ausdünstungen in den ihnen nahe sitzenden Europäern eine solche Hitze erregen, daß diese es nicht lange aushalten können. Der Schweiß der Grönländer riecht, wie Thran und ihre Hände sind immer klebrig [3]). Da ich der kalten Haut der Neger und Negerinnen, der Hindus, der ostindischen Völker, ja selbst der im heissen Erdgürtel gebornen Creolen schon oben er-

1) Histor. Magazin VI. 642.

2) Collin's sagt von den Neu-Holländern: I. 557. But the oil, together with the perspiration frori their bodîes, produces in hot weater a most horrible stentch.

3) I. 178. 179. Cranz. Die Apaches in Neu-Mexiko haben einen widerlichen Geruch, weil sie beständig Pferdefleisch essen. Och S. 289.

wähnt habe; so berühre ich dieses Merkmahl hier nur kurz in einer Note. Die Habessinerinnen zeichnen sich durch eine entgegengesetzte Beschaffenheit der Haut, nemlich durch eine ungewöhnliche Wärme aus und werden deßwegen von den Türken in der kalten Jahrszeit allen übrigen Weibern vorgezogen [1]).

Auch die Haare, womit die Natur den Kopf, die Lippen, das Kinn und andere Theile des menschlichen Leibes bekleidet hat, enthalten mancherley Merkmahle, an welchen man Völker von Völkern und die mehr oder weniger glücklichen Anlagen derselben unterscheiden kann.

An dem Haupthaar hat man nicht blos auf die Kärglichkeit oder Fülle derselben, sondern auch auf ihre Länge oder Kürze, ihre helleren oder dunkleren Farben, ihre Feinheit oder Grobheit, ihre Weichheit oder Härte, ihre Strackheit oder Krause zu achten.

Die finnischen Stämme sind unter allen Völkern der Erde diejenigen, welche die Natur überhaupt und besonders auf dem Kopfe höchst kärglich mit Haaren versehen hat. Man hält daher mit Recht eine solche Kärglichkeit des Haupthaars für ein sehr ungünstiges Zeichen: um desto mehr, da unter allen Völkern mit dem sinkenden Alter oder den verschwindenden Kräften des Körpers das Haupthaar sich zu vermindern anfängt.

Man würde sehr irren, wenn man hieraus schlöße, daß eine ungewöhnliche Fülle des Haupthaars ein sehr günstiges Merkmahl sey. Kinder und Weiber haben allenthalben einen reichern Haarwuchs, als Männer;

und

1) III. 41. Bruce N. A.

und die Amerikaner übertreffen vielleicht durch die Fülle des Haupthaars alle übrigen Völker der Erde [1]).

Ungewöhnliche Kürze und ungewöhnliche Länge des Haupthaars sind eben so wenig günstige Zeichen, als ungewöhnliche Armuth und Fülle. Das kürzeste Haar haben die afrikanischen Neger: das längste die Amerikaner und Amerikanerinnen [2]). Auch unter anderen Völkern ist das Haar von Kindern und Weibern im Durchschnitt länger, als das von Männern.

Unter allen Farben des Haars ist keine allgemeiner, als die schwarze. Glänzend schwarzes Haar haben nicht blos die Amerikaner und Neger, sondern auch mit Ausnahme der Finnen, die Völker des nördlichen, östlichen und südlichen Asiens, die Bewohner der Südländer und der meisten Süd-See-Inseln, fast alle morgenländische und viele slavische Nationen, endlich manche nicht-slavische Völker unsers Erdtheils, die entweder mit Slaven oder Morgenländern stark vermischt worden sind. Hingegen fand man schwarzes Haar in keinem der nicht slavischen Völker unsers Erdtheils, so lange diese unvermischt blieben. Nach den angeführten Wahrnehmungen kann man mit Zuversicht behaupten, daß diejenige Farbe des Haars, welche man in allen unvollkommneren und in keiner der vollkommneren Nationen antraf, viel eher ein ungünstiges als ein günstiges Zeichen ist.

Die Finnen sind unter allen Völkern die einzigen, unter welchen feuer- oder dunkelrothes Haar entweder ganz allgemein oder doch das gemeinste ist.

1) Man sehe meine Betrachtungen über den Haar- und Bartwuchs verschiedener Völker im ersten Bande des neuen Gött. histor. Magaz. S. 488.

2) l. c.

Sporadisch findet man dieselbige Farbe des Haars in den Bewohnern der Süd-See-Inseln, und selbst der Südländer, in den morgenländischen, besonders den kaukasischen Völkern, selbst unter den edelsten Nationen Europens, besonders unter den Slaven [1]). Eine Farbe des Haars, die unter solchen Völkern, dergleichen die Finnen sind, allgemein oder wenigstens die gemeinste ist, muß eher für ein ungünstiges, als für ein günstiges Merkmahl erklärt werden.

Blondes Haar, unter welchem man weisse, gelbe, hellbraune und röthliche Haare begreift, war vormals den nicht-slavischen Völkern Europens gemein. Alle diese edleren Nationen gaben der gelben Farbe den Vorzug vor den übrigen Schattierungen des blonden Haars, und sahen gelbes Haar als ein untrügliches Zeichen von hohem Adel, hohem Geiste und Muthe an [2]). Gelbes Haar zeigte sich unter keinem andern Volke, als den nicht-slavischen Nationen unsers Erdtheils. Weisse, hellbraune und röthliche Haare trifft man sparsam unter den Slaven und unter den Bergvölkern des westlichen Asiens an. Auch unter den Insulanern der Süd-See sind manche, deren Haupt-Haare sich wenigstens in weißliche, braunliche oder röthliche Spitzen endigen.

Grobes Haar haben alle Amerikaner, alle Völker des nördlichen, östlichen und südlichen Asiens, mit Ausnahme der Hindus, alle Bewohner der Südländer und Süd-See-Inseln, alle Morgenländer und Slaven: auch manche nicht-slavische Völker Europens, die mit Morgenländern stark vermischt worden sind. In den Amerikanern [3]), in den Finnen und

1) Neues histor. Magazin. l. c. S. 473.
2) l. c. 452. 455 S.
3) Neues histor. Gött. Magazin. l. c. S. 488.

manchen Süd-See-Insulanern ist das Haar so grob, daß man es eher für Borsten als für Haare halten sollte, und daß es eben deswegen wie Lichter um den Kopf und Nacken hängt. Das Haar der Hindus ist feiner, als das aller ihrer Nachbarn gegen Westen, Norden und Osten. Auch das wollartige Haar der Neger ist nicht so dick, als das der übrigen dunkelfarbigen Völker. Die nicht slavischen Nationen unsers Erdtheils waren die einzigen auf der ganzen Erde, die sich durch eine charakteristische Feinheit ihrer Haare auszeichneten [1]). Schwerlich wird also Jemand widersprechen, wenn ich feines Haar für ein sehr günstiges, grobes für ein ungünstiges, und zwar für ein desto ungünstigeres Merkmahl halte, je gröber es ist.

Die sichersten Merkmahle, die sich in dem menschlichen Haupthaar entdecken lassen, sind die Weichheit und Härte, oder Sprödigkeit, die Strackheit und Lockigkeit und wollartige Krause desselben.

Die nicht slavischen Völker Europens hatten vormals allgemein so wie blondes und feines, also auch seidenweiches Haar [2]); und unter den Nachkommen derselben trifft man eben dieses weiche Haar bis auf den heutigen Tag am häufigsten an. Nicht weich, sondern hart war von jeher, und ist auch jetzt das Haar der Slaven und Morgenländer [3]). Das härteste Haar findet man unter den Völkern des nördlichen, östlichen und südlichen Asiens: besonders unter den Amerikanern. Selbst das feinere Wollenhaar der Neger unterscheidet sich durch seine Härte oder Sprödigkeit von dem Haar der Europäer nicht weniger, als durch seine übrigen Eigenschaften. Aus

1) l. c. S. 455.
2) Neues histor. Magazin, I. 452—55 S.
3) ib. 474 S.

diesem Datis ergibt sich, daß Weichheit ein günstiges, Härte oder Sprödigkeit ein ungünstiges Merkmahl ist.

Je gröber und härter Haare sind, desto straker sind sie im Durchschnitt. Strackes Haar ist den Amerikanern, den nördlichen, östlichen und südlichen Asiaten, vielen Insulanern der Südsee, dem bey weitem größten Theile der Morgenländer und Slaven, auch den südlichen Völkern Europens gemein. Lockiges oder sonst sich lockendes Haar war von jeher nur den germanischen und anderen diesen natürlich verwandten Völkern unsers Erdtheils eigenthümlich. Von dem lockigen Haar der unvermischten Nationen Europens ist die kurze und krause Wolle der afrikanischen Neger gänzlich verschieden [1]). Das Haar der Hottentotten ist etwas länger, als das der Neger, aber auf eine ähnliche wollartige Art gekraust, und hat deswegen das Ansehn der Kluckern eines Schaafpelzes [2]). Manche Neger der Südländer haben eben so kurzes und krauses Haar, als die afrikanischen Neger, ungeachtet es der Wolle der letzteren sonst gar nicht gleicht [3]). Viele schwarze Völker in den Südländern und auf den Südsee-Inseln besitzen langes Haar, das aber wie Wolle zusammenläuft, und daher einen Nimbus von Haaren bildet, der einen oder anderthalb Fuß im Durchmesser hat [4]). Diesem langen wollartigen Haar nähert sich das Haar der Wuluffs und anderer schöner Völker in Afrika, die durch eine fortgesetzte Mischung mit schwarzen Weibern eine schwarze oder schwärzliche Farbe erhalten ha-

1) l. c. S. 488. 489.
2) ib.
3) Grant p. 116.
4) Neues hist. Magazin. l. c. 490.

ben [1]). Die schwärzesten Hindus hingegen haben nicht blos langes, sondern strackes Haar. Nur in Einigen der schönen Insulaner der Süd-See kräuseln sich die Enden der Haare sanft. Die meisten haben strackes oder wollartig sich kräuselndes Haar [2]).

Die nicht slavischen europäischen Völker waren von jeher die einzigen, welche niemals das Haupthaar auf eine solche Art wegschoren, daß dadurch eine künstliche Glatze entstanden wäre. In älteren Zeiten gehörten lange, entweder fliegende, oder in Flechten gebundene, oder auf dem Kopfe zusammengerollte Haare zu den Kennzeichen der königlichen Würde oder des hohen Adels, und eben deswegen stuzten die Gemeinen das Haar am Nacken ab [3]). Die vorzügliche Schätzung des langen Haars war unter keinem alt-europäischen Volke fortdaurend. Fürsten und andere Edle trugen sehr häufig das Haar nicht blos am Nacken, sondern um den ganzen Kopf her abgestuzt. Unter den slavischen und morgenländischen Nationen schoren schon im Alterthum mehrere das Haar bis auf einen kleinen Schopf weg [4]). Dies Abscheeren des Haars hat unter den Slaven abgenommen, und ist hingegen unter den Morgenländern durch die Reinigungen der mahomedanischen Religion beynahe allgemein geworden. Die höheren Casten der Hindus behandeln das Haupthaar nicht auf einerley Art. Die Einen scheeren den Kopf: andere nähren

1) l. c. das Haar der Habessinier ist eben so kraus, als das der Wulufs, aber nicht so lang. Bruce II. 204. N. E.

2) Neues hist. Mygazin. l. c. 472 S.

3) l. c. S. 456. 489.

4) l. c. 278. 83 S.

das Haar, wie die Insulaner der Süd-See [1]). Die mongolischen Hirtenvölker und die meisten Nationen des südlichen Asiens scheeren den Kopf, wie sehr viele amerikanische Horden [2]). Auch unter den Negern ist es gar nicht selten, daß Männer sowohl als Weiber sich allerley Figuren in ihre Wollhaare scheeren [3]).

Der geringere oder stärkere Bartwuchs charakterisirt verschiedene Völker nicht weniger, als die Beschaffenheiten des Haupthaars. Die unvermischten Finner, die mongolischen Hirtenvölker, besonders die Buräten und Tungusen, die Bewohner des südlichen Asiens, die meisten Neger in Afrika, vor allen anderen aber die ursprünglichen Amerikaner [4]) erhalten an den Lippen und am Kinn so wenige Haare und diese Haare so spät, daß man sie eher unbärtig als schwachbärtig nennen kann. Da die Natur allen übrigen dunkelfarbigen und häßlichen Völkern den Bart ganz oder fast ganz versagte; so scheint sie auf eine gewisse Art mit sich selbst im Widerspruch zu seyn, indem sie nicht blos den schönen Insulanern der Süd-See, sondern auch den thierartigsten unter allen Menschen, den Negern der Südländer einen starken Bartwuchs enthielte. Die meisten unbärtigen Völker reissen die geringen Spuren des Barts, so bald sie sich zeigen, mit der grösten Sorafalt aus. So wie der Bart nicht in gleichem Verhältniß mit den wahrhaft menschlichen Vollkommenheiten schwächer wird; so nimmt auch die Stärke des Barts nicht in gleichem Verhältnisse mit eben diesen Voll-

1) l. c. S. 494.
2) S. 491. 93.
3) ib.
4) l. c. 500 u. f. S.

kommenheiten zu. Die starkbärtigsten unter allen Völkern sind die Morgenländer, welche von jeher einen langen, starken und schwarzen Bart für die gröste männliche Schönheit hielten. In Europa sind die Slaven starkbärtiger, als die Nicht-Slaven. Die meisten slavischen Völker nähren und haben eine ähnliche Achtung gegen denselben, wie die Morgenländer. Unter den Germanischen, und den ihnen natürlich verwandten Nationen war nie auch nur eine einzige, unter welcher man allgemein und beständig den Kinnbart hätte wachsen lassen. So lange die edleren europäischen Völker wenig gebildet waren, und entweder den Morgenländern überhaupt, oder den vornehmen Griechen in Constantinopel nachahmten; so lange kehrte von Zeit zu Zeit die Mode zurück, nach welcher die vornehmeren Stände den Bart nährten und auf ansehnliche Bärte einen großen Werth setzten. Allein diese Schätzung langer und starker Bärte ward nie weder allgemein noch daurend. Wenn also auch Mangel oder ungewöhnliche Schwäche des Barts der Bärtigkeit nachzusetzen ist; so wird diese wenigstens nicht in dem Grade schätzenswerther, in welchem sie größer ist. Die Morgenländer und Slaven sind nicht durchgehends einmal stärker, noch viel weniger thätiger, geistvoller, oder von besserer Gemüthsart, als die nicht-slavischen Völker Europens, welche die Natur bebartet hat.

Die Augenbraunen, Augenwimpern, und die Haare an dem übrigen Körper, besonders an der Schaam, scheinen mit dem Bartwuchse in natürlichen Verhältnissen zu stehen. Alle unbärtigen Völker haben schwarze und wenig gewölbte Augenbraunen, sehr dünne Augenwimpern, und wenige oder gar keine Haare an dem übrigen Körper, weßwegen sich auch im

Durchschnitt die einen und die anderen selbst die Augenwimpern ausreissen [1]). Unter den wenigen unbärtigen Völkern, deren Weiber die Haare an den Geschlechtstheilen nicht vertilgen, bestehen diese blos in einem kleinen Büschel von Haaren, das oben an der Schaam sitzt [2]). Ein ähnliches Haarbüschel haben berühmte Zergliederer und Geburtshelfer auch an Negerinnen bemerkt, welche sich nicht enthaart hatten. Die Morgenländer sind so, wie die bärtigsten, also auch diejenigen Völker, welche die stärksten Augenbraunen, und die am stärksten behaarten Körper besitzen. Besonders werden im ganzen Orient starke, hochgewölbte und zusammenlaufende Augenbraunen für eine eben so große Schönheit der Weiber, als lange und starke Bärte für eine Zierde der Männer gehalten. Unter den heutigen mahomedanischen Völkern lassen beyde Geschlechter der gottesdienstlichen Reinlichkeit wegen die Haare am ganzen Körper, selbst an der Pubes, durch eine künstliche Beize vertilgen [3]). Wo dieses nicht geschieht, wie unter den maldivischen Insulanern, da haben die Männer eben so stark behaarte Körper, wie die Einwohner der Kurilen, die von den Tataren abstammen. Wenn es noch Völker gibt, die mit den Orientalern in Rücksicht auf starke, gleichsam beschattende Augenbraunen und auf eine ungewöhnliche Behaartheit der Körper wetteifern können; so sind es die Neger in den Südländern: ein Factum, das einen Jeden überzeugen muß, daß ungewöhnlich starke Augenbraunen und Behaartheit keine natürliche Vorbedeutungen von

1) Neues histor. Magazin. I. 496. 504. Pallas mongol. Völk. I. 99.
2) Steller S. 299—300.
3) Neues histor. Magazin. I. 474.

wahrhaft menschlichen Vorzügen sind. Stark behaarte Körper findet man in Europa häufiger unter den slavischen, als nicht-slavischen Nationen. Unter den lezteren zählte man Personen beyderley Geschlechts, die am Leibe oder Rücken mit wollartigen oder borstenartigen Haaren versehen waren, so wie bärtige Männerinnen und unbärtige, am ganzen Körper glatte, selbst der Augenbraunen beraubte Männer zu den Monstris [1]). Bärtige Weiber waren meistens unfruchtbar: unbärtige Männer zur Zeugung unfähig; und die mit einem unnatürlichen Pelzwerk bekleideten Personen sowohl des sympathetischen Mitgefühls, als des moralischen Sinnes beraubt. Wenigstens hat man an manchen Verbrechern, die als grausame Mörder und Menschenfr-sser hingerichtet wurden, nicht selten wahrgenommen, daß sie am ganzen Leibe, besonders am Rücken mit starken und langen Haaren bedeckt waren.

Auch der Kopf enthält theils sehr zuverläßige, theils weniger zuverläßige Unterscheidungszeichen von Völkern. Besonders bemerkenswerth sind zuerst seine Größe: dann die Verhältnisse der Theile unter einander: drittens, die mehr oder weniger natürlichen oder unnatürlichen Formen des Kopfes überhaupt, besonders des Schädels: viertens, die verschiedenen Grade der Dicke und Festigkeit der Theile, welche den Schädel ausmachen.

Die Größe des Kopfes schäzt man nach dem Verhältnisse desselben zu dem übrigen Körper. In gut organisirten Europäern verhält sich die Größe des Kopfes zur Länge des ganzen Körpers, wie Eins zu acht. Je mehr der Kopf über dieses Verhältniß hinaussteigt, desto thierischer oder affenartiger wird er.

1) I. 507. 508. Neues histor. Mag.

Im Orang-Utang macht der Kopf den sechsten Theil seiner ganzen Länge aus [1]). Selbst unter den gebildeten Völkern unsers Erdtheils haben Blödsinnige oder Verrückte meistens entweder unverhältnißmäßig große oder unnatürlich gebildete Köpfe [2]). Alle häßliche und dunkelfarbige Völker, die Neger [3]), die Amerikaner [4]), die Bewohner des nördlichen, östlichen und südlichen Asiens [5]), besonders die Südsee-Neger [6]) zeichnen sich auch dadurch von den kultivirten Nationen Europens aus, daß sie in Vergleichung mit diesen unverhältnißmäßig große Köpfe besitzen. Selbst in den Völkern des westlichen Asiens scheinen im Ganzen die Köpfe größer, als in den Europäern zu seyn: vorzüglich in denen, welche schon Hippokrates als Langköpfe oder Großköpfe beschrieb [7]), und in gewißen Berg-Tataren, die bis auf den heutigen Tag in der Crimm bestehen [8]). Auch die europäischen Slaven haben, so wie überhaupt gröbere Knochen, also auch breitere Gesichter und größere Köpfe, als die nicht-slavischen Völker unsers Erdtheils [9]).

1) Oeuvres de P. Camper, Paris 1803. I. 113. La tête de l'Orang est le sixième de toute sa longueur, tandis que chez l'homme elle en est le huitième.
2) Advers. medic. pract. III. 594. 600. 656. 664.
3) Histor. Magaz. VI. 403. 4.
4) VII. 109.
5) ib. VII. 234. 268.
6) Péron, I. 450. 52. Grant, p. 115. 116.
7) De aëre, aquis et locis c. 35.)
8) Pallas Reise in die südl. Statthalterschaften, II. 148. 150. 158.
9) Hacquets Reisen, IV. 218—220. Voyages de Forster, Ed. de Langlès, II. 303. Marcard, S. 284. Meine Vergleich. des ältern und neuern Rußl. l. c.

Wenn man die übrigen häßlichen und dunkelfarbigen Völker nach den von Zergliederern genau untersuchten Negern sowohl in Afrika, als in den Südländern beurtheilen darf, so haben diese Nationen blos deßwegen unverhältnißmäßig größere Köpfe als die Europäer, weil theils die Werkzeuge der Sinne, vorzüglich aber die zur Zermalmung der Speisen bestimmten Theile, die Backenknochen, die Kinnladen, die Beismuskeln und die Zähne in ihnen ohne Vergleichung stärker, als in den gebildeten Nationen unsers Erdtheils sind [1]). Wollte man die Masse der Gesichtsknochen des afrikanischen Negers als eine Basis annehmen und darauf nach dem Verhältniß europäischer Köpfe die knöcherne Schaale für das Gehirn bilden, so würde der Raum, der diesem Organe der Denkkraft gewidmet ist, ohne Vergleichung größer werden, als er sich der Regel nach in den Menschen unsers Erdtheils findet. Dies ist aber so wenig der Fall, daß sowohl die Gehirnhöhle, als der Umfang des Schedels, ja alle Knochen des Schedels nach jeder Richtung gemessen, besonders die Gehirnmasse selbst ohne Vergleichung kleiner im Neger, als im Europäer sind. Ueberdem nahmen schon Meckel und Walther wahr, daß die markige Gehirnsubstanz im Neger fester als im Europäer und fast von einer solchen Zähigkeit sey, wie man sie unter uns in Blödsinnigen und Verrückten antrifft [2]). In allen übrigen Thieren liegt die ovale Oeffnung der Gehirnkapsel, durch welche das Rückenmark herabsteigt, weiter nach hinten, als im ausgewachsenen

1) Sömmering über den Unterschied des Negers und Europäers. Mainz 1785. §. 12. 50. 55. Grant, p. 115. 116.
2) Sömmering §. 55.

Menschen. Man kann es also mit Recht als ein Merkmahl der geringeren menschlichen Vorzüge des Negers ansehen, daß diese Oeffnung auch bey ihm sich weiter nach hinten findet, als im Europäer [1]). Ein englischer Zergliederer bemerkte an den Schedeln von Neu-Holländern, daß nicht blos der knöcherne Gehörgang, sondern auch das sogenannte foramen magnum ohne Vergleichung größer, als im Europäer waren. [2]). Der größere Umfang der ovalen Oeffnung der Gehirnkapsel beweist, daß die aus dem Gehirn ausgehenden Nerven in den Neu-Holländern viel gröber als im Europäer, also weniger menschlich, oder mehr thierisch, als in diesem sind [3]). Je stärker und schwerer daher in den Köpfen von Völkern die Werkzeuge der Sinne, besonders die zum Zermalmen von Speisen bestimmten Theile: je kleiner die Schedelknochen, die Gehirnhöhle und das Gehirn: je größer hingegen und weiter zurückliegend die ovale Oeffnung der Gehirnkapsel ist; einen desto geringern Antheil besitzen Völker an denjenigen Vollkommenheiten, welche die wahre Humanität ausmachen.

Die Formen der Köpfe und Gesichter verschiedener Völker weichen noch mehr von einander ab, als die Verhältnisse der Köpfe zu den übrigen Körpern oder der verschiedenen Theile gegen einander. Als natürliche Formen von Köpfen und Gesichtern kann man ganz allein diejenigen anerkennen, welche man von jeher in den schönsten, geistvollsten und tugendreichsten Völkern gefunden hat und noch findet. Wenn man auch zugibt, daß die griechischen Künstler in ihren Meisterwerken die höchsten Ideale der Formen

1) §. 51. l. c.
2) Grant, l. c.
3) Sömmering, §. 57. S. 60.

von Köpfen und Gesichtern ausdrückten, so kann man doch nicht in Abrede seyn, daß die natürlichen Formen von beyden nicht etwas feststehendes, oder durchaus gleichförmiges sind: daß es vielmehr sowohl in der schönen Gewölbtheit der Schedel, als in den ovalen Umrissen von Gesichtern mancherley Grade gibt, mit welchen allen vorzügliche Gaben des Körpers, des Geistes und Herzens verbunden waren und verbunden seyn können. Unnatürliche Formen von Schedeln und Gesichtern kann man ganz allein diejenigen nennen, die von den Formen dieser Theile in gutorganisirten Menschen ungewöhnlich abweichen. Die unnatürlichen Formen sowohl von Schedeln, als von Gesichtern, die Monstrositäten nicht mitgerechnet, die durch Krankheiten erzeugt werden, lassen sich auf drey zurückbringen. Unnatürlich geformt sind Schedel, wenn sie entweder kugelrund oder piramidalisch zugespitzt, oder eingedrückt und gleichsam abgeplattet sind: welche unnatürliche Formen man im Deutschen durch die Wörter: Kugelköpfe, Spitzköpfe und Flachköpfe ausdrückt. Gesichter haben unnatürliche Formen, wenn sie entweder unverhältnißmäßig lang, schmal, schräg und ausgehöhlt: oder wenn sie in der Gegend der Backenknochen eben so breit, als lang, aber sowohl oben, als unten zugespitzt: oder endlich wenn sie unverhältnißmäßig breit und platt, und bald viereckig, bald kugelrund sind.

Kugelrunde Köpfe haben die großen mongolischen Hirtenvölker und alle Nationen, die von ihnen abstammen, oder ihnen natürlich verwandt sind: manche amerikanische Horden, denen man deßwegen den Beynamen der Kugelköpfe gegeben hat [1]): einzelne

1) Histor. gött. Mag. II. 281. VII. 109.

Süd-See-Neger [1]): die Türken und wahrscheinlich noch eine oder die andere Völkerschaft des Morgenlandes [2]): endlich einzelne slavische Nationen, besonders die Stockböhmen, wenn anders, wie Hacquet versichert [3]), die Schedel derselben den Schedeln der Kalmücken ähnlich sind.

Lange oder spitze und zugespitzte Köpfe sind den meisten Negern sowohl in Afrika, als in den Südländern [4]): den meisten amerikanischen Wilden [5]): fast allen Völkern des südlichen Asiens [6]), endlich gewißen Berg-Tataren in der Krimm gemein [7]). Ledyard fand die unter den afrikanischen Negern am meisten herrschende Form des Schedels am auffallendsten in drey olivenfarbigen Sennaar-Negern, welche er zu Kairo sah [8]).

Die seltenste unter den unnatürlichen Formen von Schedeln ist diejenige, wo die Scheitel von Natur platt oder eingedrückt ist. Diese Form findet sich vorzüglich in den Malayen, in vielen Neu-Holländ-

1) Z. B. die Bewohner der Insel Garret. Dampier's Zeugniß habe ich oben in der Untersuchung über die Süd-See-Neger angeführt.
2) Gött. histor. Mag. VII. 392. Blumenbach Dec. I. Cranior. p. 16.
3) IV. 218.
4) Histor. Mag. VI. 403. 4. Edwards, II. 62. et sq. Ledyard in den Proceedings, p. 57. Péron, I. 450.
5) Histor. Mag. II. 281. VII. 109.
6) ib. VII. 268. besonders die in der Untersuchung über diese Völker oben wörtlich angeführten Zeugnisse von Loubere und Buchanan.
7) Pallas, l. c.
8) Proceedings, etc. p. 57. but they had all three heads uncommonly formed: the forchead was the narrowest, the longest, and most protuberant Jever saw.

dern [1]) und in manchen Wilden sowohl des nördlichen, als südlichen Amerika's [2]), gleichwie die häßlichen Nationen fast ohne Ausnahme in der Vergrößerung und Uebertreibung ihrer natürlichen Gebrechen eine Schönheit suchen, so bestreben sie sich auch durch die gewaltsamsten Zusammenpressungen die noch zarten Köpfe ihrer Kinder entweder runder oder spitziger, oder platter zu machen, als sie von Natur sind [3]).

So ausgemacht es ist, daß gewiße Formen von Schedeln unter gewißen Völkern und Völker-Familien herrschend sind, eben so ausgemacht ist es, daß unter keiner Völker-Familie, auch nicht einmal unter einem einzelnen Volke, eine vollkommene Gleichförmigkeit der Form von Köpfen Statt findet. Sowohl die afrikanischen, als die Süd-See-Neger haben im Durchschnitt einen langen und schmalen Vorderkopf, der an den Seiten zusammengedrückt scheint. Nichts desto weniger haben nicht blos Reisende [4]), sondern selbst Naturforscher nach Anleitung von Negerschedeln bemerkt [5]), daß man in den Formen der letzteren eben so große, oder noch größere Verschiedenheiten, als in den Formen europäischer Schedel antreffe. Auch unter den Süd-See-Negern zeichnen sich Einige durch eingedrückte, andere durch runde Schedel von den übrigen aus. Der Schedel einer Neu-Holländerin, welchen ein englischer Zergliederer untersuchte, näherte sich dem einer afrikanischen Negerin,

1) Péron, l. c.
2) Blumenb. Decas. I. p. 25. V. im 16ten Bande der Comment. Soc. Gœtting. p. 212.
3) Histor. gött. Mag. II. 280. u. f. S. Marsden, p. 38. 39.
4) Bruce und Edwards, ll. cc. auch Ledyard, l. c.
5) Blumenbach, Dec. I. p. 21. II. 13.

da hingegen der Schedel eines Neu-Holländers eine große Aehnlichkeit mit dem eines Affen hatte [1]), welche Aehnlichkeit man auch an den Köpfen und Gesichtern der Eboes-Neger in Afrika beobachtet hat [2]). Unter den Amerikanern haben die einen spitze, andere kugelrunde Köpfe. In den städtischen Tataren sind die Schedel eben so regelmäßig gebildet, als die Gesichter, da hingegen die Türken durch kugelrunde und die Bergtataren in der Krimm durch lange und schmale Köpfe verunstaltet sind. Auch unter den slavischen Völkern unterscheiden sich einige durch sehr schöne, andere durch sehr mißgestaltete Köpfe und Gesichter [3]). Unter den nicht-slavischen Nationen unsers Erdtheils hat man meines Wissens in Rücksicht auf die Form von Schedeln keine charakteristische Nationalunterschiede beobachtet. Desto größer aber sind die Abweichungen der Schedel in den Individuen eines jeden Volks.

Die Umrisse der Gesichter sind nicht blos in denselbigen und verwandten Völkern verschieden, sondern entsprechen auch nicht immer den Gestalten der Schedel: oder mit anderen Worten, Völker können ähnliche Schedel und sehr verschiedene Gesichter oder verschiedene Schedel und ähnliche Gesichter haben. Die Türken stimmen in Ansehung der Schedel mit den mongolischen Hirtenvölkern überein: in Ansehung des Gesichts aber nähern sie sich den übrigen Morgenländern.

1) Grant, p. 115. though that of the male differed very materially from both, approaching in its shape neares to the ape.

2) Edwards, II. 73. 74. I cannot help observing too, that the conformation of the face, in a great majority of them, very much resembles that of the baboon.

3) Hacquet, l. c.

dern. Die Köpfe der meisten Amerikaner sind eben so spitz oder noch spitzer, als die der Neger; allein ihre Gesichter sind platt und breit, und bey dieser Breite bald viereckig, bald rund, wie Teller [1]). Auch die Schädel der südlichen Asiaten sind auf eine ähnliche Art, wie die der Neger gebildet. Die Gesichter der ersteren hingegen sind in der Mitte viel breiter und nach unten ungleich spitzer, als die der Neger: so, daß man sie mit zwey Pyramiden oder Kegeln vergleichen kann, deren Grundflächen sich berühren. Die städtischen Tataren haben regelmäßige länglichte: die Turkomannen breite und platte und die Bergtataren in der Krimm unverhältnißmäßig lange und schmale Gesichter. Aehnliche Verschiedenheiten in den Umrissen der Gesichter trifft man sowohl unter den slavischen, als nicht-slavischen Nationen Europens an [2]). Unter den einen und den anderen sind die Gesichter bald mehr rund und flach, als länglicht und scharf ausgeschnitten: unter anderen umgekehrt.

Eben die Natur, welche die häßlichen Völker durch unverhältnißmäßig große und unförmliche Köpfe auszeichnete, ertheilte denselbigen Nationen bald übermäßig starke und schwere, bald ungewöhnlich dünne und leichte Knochen, und unter diesen auch Schädel. Die Schädel der Amerikaner sind, wie ihre übrigen Knochen, ungleich plumper und schwerer, als die der Europäer [3]). Wegen ihrer Härte hauten die ersten spanischen Eroberer nicht nach den Köpfen der Amerikaner, weil die Säbel darauf zersprangen [4]). Um desto sonderbarer ist es, daß die Schädel der Grön-

1) ll. cc. und Labat VI. 72.
2) Hacquet, l. c. Reise eines Liefländers, VII. 128.
3) Ulloa's Nachr. II. 99.
4) Sterrera, I. c. 16. Edwards, I. 59.

länder, die unstreitig zu den Völkern der neuen Welt gehören, viel leichter und dünner, als die von Europäern sind [1]). Mit den Knochen und Schädeln der afrikanischen Neger verhält es sich, wie mit denen der meisten Amerikaner: die Knochen sind ohne Vergleichung stärker und schwerer, die Schädel dicker und härter, als in Europäern [2]). Wegen der Dicke und Härte der Negerschädel mußten Spanier, welche an der Küste von Angola mit den Eingebornen Krieg führten, dieselbige Vorsicht, wie in der neuen Welt brauchen: das heißt, sie mußten sich des Hauens nach den Köpfen enthalten, weil ihre besten Klingen dadurch zerbrochen wurden. Es ist daher abermals befremdend, daß die Knochen der Neger in Neu-Holland und wahrscheinlich also auch ihre Schädel dünner und schwächer sind, als die von Europäern [3]). Fast noch überraschender ist der Abstand zwischen der Dicke und Schwere der Schädel von zwey benachbarten slavischen Völkern, den Böhmen und Pohlen. Wenn man zwey Schädel von gleicher Größe und gleichem Alter, den einen eines Böhmen, den andern eines Pohlen mit einander vergleicht, so ergibt sich immer, daß der erstere sich gegen den leztern verhält, wie 38 zu 32, oder wie 37 zu $32\frac{1}{2}$ [4]). Da nun die Schädel sowohl, als die Gesichter derselbigen und verwandter Völker so sehr von einander abweichen und die Form der Gesichter häufig der Form der Schä-

1) Blumenbach Decas. Cran. IV. p. 12.

2) Browne, p. 340. Des Zergliederers Ponuo Zeugniß bey Sömmering, S. 53. Die Beobachtung von Sömmering selbst, S. 52.

3) Grant, p. 115. That the bones were slender and weak in proportion to their length.

4) Hacquet, IV. 220.

del nicht entspricht, so folgt nothwendig, daß man die Verwandtschaft und Nichtverwandtschaft von Völkern weder allein nach den Schädeln, noch allein nach den Gesichtern beurtheilen könne, sondern daß man auf beyde Rücksicht nehmen müsse.

Außer den Formen von Schädeln und Gesichtern geben die Physiognomien, in so fern sie von den Falten und Bewegungen der Gesichtsmuskeln und den Blicken des Auges abhangen, charakteristische Merkmahle her, durch welche sich in ganzen Völkern Blödsinn oder Schwachsinn und Geist, Gutartigkeit und Bösartigkeit, eine frohe oder traurige Gemüthsstimmung ausdrücken. Alle Völker, die auf der untersten Stuffe der Humanität stehen, haben von dem, was die Alten vultus oder Antlitz nannten, weniger, als die fähigeren unter den häuslichen Thieren. Ihre starren Gesichter und Augen werden weder durch die unerwartetsten oder erhabensten Erscheinungen, noch durch die glücklichsten oder unglücklichsten Begebenheiten im geringsten gerührt oder verändert. Beyde sind gänzlich ausdruckslos, oder wenn sie etwas sagen, so verkündigen sie einen Trübsinn, der sich durch nichts erheitern, oder eine natürliche Wildheit, welche sich durch nichts besänftigen läßt. Die Neu-Holländer, welche Dampier [1]) und Cook [2]) antrafen, achteten weder auf die nie vorher von ihnen gesehenen Fremdlinge, noch auf ihre Schiffe, Waffen und Werkzeuge, oder auf die Geschenke, welche man ihnen anbot: weßwegen Cook kein Bedenken trug, sie unter die halbbeseelten Bewohner des Feuer-

1) II. 125.

2) Lezte Reise, I. 111. 112.

landes herabzusetzen [1]). Alle Reisende ohne Ausnahme bemerken von den Austral-Negern, daß sie sich von den schönen Insulanern der Süd-See auch durch einen Ausdruck von furchtbarer Wildheit in Minen und Zügen unterscheiden. Das Gesicht und die Augen der ursprünglichen Amerikoner sind fast eben so starr, als die der thierartigsten Neu-Holländer. Gegenstände mögen so neu oder erhaben seyn, als sie wollen, so erwecken sie in den stumpfen Seelen der Amerikaner keine Neugierde und in ihren Zügen und Blicken nicht das geringste Zeichen derselben [2]). Ihr Gesicht bleibt sich in der größten Traurigkeit und Wuth, so wie bey den heftigsten Streitigkeiten ihrer Angehörigen immer gleich; und es ist daher unmöglich, aus ihren Zügen und Blicken zu errathen, was in ihrem Innern vorgeht. Diese Starrheit oder Unbeweglichkeit begleitet die Amerikaner

1) Nach Peron, I. 450. stehen die Diemenländer in Rücksicht der geringen Kultur noch mehrere Stuffen unter den Neu-Holländern. Und dennoch untersuchten eben diese Diemenländer die Personen, Kleider, Waffen und besonders die Fahrzeuge der Europäer mit der größten Aufmerksamkeit, hatten auch die ausdrucksvollsten Physiognomien, in welchen sich alle Gemüthsbewegungen auf das deutlichste abbildeten. I. 221. besonders 280. La physionomie dans ces hommes sauvages est très-expressive; les passions s'y peignent avec force, s'y succédent avec rapidité. Mobiles, comme leurs affections, tous les traits de leur figure se changent, et se modifient suivant elles. Die Blicke der Diemenländer behielten aber selbst in der lebhaftesten Freude quelque chose de sinistre, et de féroce, qui ne sauroit échapper à l'observateur attentif, et qui ne correspond que trop an fond de leur caractère.

2) Die Zeugnisse findet man im histor. gött. Mag. VII. 115—117.

auf ihren Reisen, erhält sich während der langwierigsten und geräuschvollsten Feste und behauptet sich selbst in den Gefahren und Schmerzen eines nahen oder martervollen Todes [1]). Wenn die Amerikaner auch Tage und Wochen lang getanzt, gesoffen und gefressen haben, so wird doch ihr Gesicht nie erheitert. Sie bleiben in den wildesten Festen eben so starr und trübsinnig, als im Zustande der vollkommensten Ruhe. Selbst die Schrecken und Qualen des Todes verzerren ihr Gesicht und stören ihre unerschütterliche Apathie nicht. Es geschieht sehr häufig, daß gemarterte Gefangene in den Zwischenräumen ihrer unnennbaren Qualen sich mit ihren Peinigern über die gleichgültigsten Dinge unterhalten: daß sie zum Beyspiel nach den Sitten und Gewohnheiten ihrer Mörder fragen, oder die Sitten und Gebräuche ihres eigenen Volks erzählen.

Die Gesichter und Augen der echten Finnen sind beynahe eben so seelenlos, als die der Amerikaner. Wenn die Züge und Blicke der Lappen irgend einen Ausdruck haben, so ist es der von starrer Thierheit und trostlosem Trübsinn, so wie in allen ihren Geberden, Lagen, Stellungen, selbst in Stimme und Sprache etwas auffallend thierisches ist [2]). Die Neger können mit den Amerikanern in Rücksicht auf natürliche Gefühllosigkeit und auf Unerschütterlichkeit

1) Perouse IV. 54. 55. traf an der Westküste von Amerika Wilde an, die überhaupt mehr Physiognomie und besonders etwas angenehmeres in Minen und Zügen hatten, als die ursprünglichen Amerikaner. Wenn Perouse sich nicht täuschte, so waren die Menschen mit ausdrucksvolleren und anziehenden Gesichtern wahrscheinlich Nachkommen von verschlagenen Fremdlingen.

2) Arndt, III. 259 S.

in den grausamsten Martern wetteifern [1]). Doch sind ihre Gesichter und Augen nicht ganz so starr, als die der Wilden der neuen Welt. Die heftigen Regungen von Zorn und Wuth offenbaren sich einigermaßen in Zügen und Blicken: wiewohl man sehr lange und genau mit den Negern bekannt seyn muß, wenn man an ihrer Stimme oder ihrem Gesange unterscheiden will, ob die Lieder, welche sie singen, fröhlich oder traurig sind. Da unter den Negern vielmehr natürliche Unterschiede sind, als unter den Amerikanern; so ist es nicht zu verwundern, daß ihre Gesichter weder gleich leer oder unbeweglich sind, noch auch einerley Ausdruck haben. Einige tragen unverkennbare Zeichen von Blödsinn oder thierischer Beschränktheit: andere von tigerartiger Wildheit an sich [2]).

Die großen mongolischen Hirtenvölker im östlichen Asien erheben sich über die Finnen durch ihre bedeutenderen Physiognomien noch weit mehr, als durch ihre Gesichtsbildung. So wie die Gesichter der Kalmücken sich von denen der echten Finnen durch etwas offenes, sorgloses, freymüthiges und geselliges unterscheiden [3]); so unterscheiden sich die Mongolen von den Chinesen und den meisten übrigen südlichen Asiaten durch einen Ausdruck von Geradheit und Zuversichtlichkeit. Im südlichen Asien zeichnete die Natur vor allen anderen zwey Völker, die Hindus und Malayen, durch eigenthümliche und zwar entgegengesetzte Physiognomien aus. In den Gesichtern und Augen der Hindus liegt ein Ausdruck von Milde und Wehrlosigkeit, der Männern das Ansehen von Wei-

1) Gött. histor. Mag. VI. 412. 13.
2) l. c. S. 633. 34.
3) Pallas mongol. Völker, I. 99 S.

bern gibt: in denen der Malayen ein Ausdruck von Wildheit, der sie für die schwachen und feigen Bewohner der ostindischen Länder und Inseln zu allgemeinen Gegenständen des Schreckens macht. Die Völker des westlichen Asiens weichen von den gebildeten Nationen Europens kaum durch Kleidung und äußeres Betragen oder durch ihre ganze Art zu leben, zu denken und zu handeln so sehr ab, als durch ihre Physiognomien [1]). Statt der heiteren Züge und Blicke, womit gebildete Europäer sich einander entgegen kommen, haben oder geben sich die Morgenländer ein ernsthaftes, strenges oder trübsinniges Ansehen. Ihr Gesicht wird selbst in Trinkgesellschaften wenig oder gar nicht erheitert, so wie es durch die bittersten Beschimpfungen und die größten Unfälle selten oder niemals verzerrt oder getrübt wird. Unter den europäischen Slaven sind einige, besonders die Russen, eines leichten und frechen Sinnes, und geben dieses auch durch ihren Hang zum Gesange, zur Musik und zum Tanz zu erkennen. Allein in den Gesichtern der meisten findet sich entweder ein Ausdruck von bösartiger Schalkheit oder gar von Wildheit, der aus dem Mangel sichtbarer Zeichen der sanfteren menschlichen Gefühle entspringt [2]).

Ein wichtiger Theil des Gesichts und des Schädels ist die Stirn. Man belegt die Stirn mit mancherley Beywörtern, welche entweder blos die Beschaffenheiten der Stirnhaut oder auch Merkmahle von Regungen und Eigenschaften des Gemüths bezeichnen, die durch Bewegungen oder Falten der Stirn-

1) Die Zeugnisse findet man oben in den Untersuchungeu über die morgenländischen Völker oder im gött. histor. Mag. VII. 403. u. f. S.
2) Histor. Mag. VII. 605.

muskeln ausgedrückt werden. Solche Beywörter sind: eine glatte oder runzelige, eine heitere oder düstere, eine stolze, harte, eiserne, unverschämte Stirn u. s. w. Uns gehen hier blos solche Merkmahle an, die in dem Knochengehäuse der Stirn enthalten sind. Und wir untersuchen daher vor allen Dingen, ob die Stirn von Völkern mäßig oder unmäßig breit oder schmal, lang oder kurz, erhaben oder platt und eingedrückt sey. Das Uebermaas der genannten Eigenschaften machte eben so viele Gebrechen aus, wodurch die Natur bald mehrere, bald wenigere der unvollkommneren Völker charakterisirt hat.

Die Breite der Stirn schätzt man nach dem Raume, der zwischen dem Rande der beyden Schläfen enthalten ist. Je nach dem dieser Raum groß oder klein, zu groß oder zu klein ist, wird eine Stirn bald breit, bald schmal, zu breit oder zu schmal genannt. Eine unnatürliche breite Stirn haben alle diejenigen Völker, die, wie die mongolischen, die finnischen und manche amerikanische Nationen, ein sehr breites, entweder viereckiges oder rundes Gesicht besitzen. Zu schmal hingegen ist die Stirn in den Negern und den meisten ostindischen Nationen, deren Schädel die Natur von beyden Seiten gleichsam zusammengedrückt oder abgeplattet hat.

Kein Gebrechen findet sich in den unvollkommneren Völkern häufiger, als eine verunstaltende Plattheit der Stirn. Dieses Gebrechen ist sowohl den finnischen, mongolischen und südlich-asiatischen, als den amerikanischen Völkern gemein. Viele südliche Asiaten und die meisten Amerikaner drücken die von Natur platte Stirn ihrer Kinder noch mehr ein: die Caraiben namentlich so sehr, daß sie gerade über sich sehen können. Die entgegengesetzte Mißgestalt zeigt

sich in den Negern, deren Stirn gerade deßwegen ungewöhnlich hervortritt, weil ihre Schädel von beyden Seiten zusammengedrückt sind.

Auch in Ansehung der Kürze und Länge der Stirn sind die Amerikaner und Neger einander am meisten entgegengesetzt. Unter allen Völkern der Erde haben die Neger die längste Stirn, weil sie den längsten und am meisten hervorspringenden Vorderkopf besitzen. Die Stirn der Amerikaner hingegen ist unnatürlich kurz, in manchen so kurz, daß die Haare des Vorderhaupts beynahe die Augenbraunen oder die Stellen der Augenbraunen berühren [1]). Dieses Gebrechen pflanzt sich auch auf die Mestizen oder auf die Kinder fort, welche Europäer mit ursprünglichen Amerikanerinnen zeugen. Einige Wilde der neuen Welt reissen die Haare des Vorderhaupts sechs und mehr Zolle weit weg, damit in Gefechten Feinde sie nicht bey den Haaren ergreifen, und wenn sie in Gefangenschaft gerathen sollten, sie nicht scalpiren können.

Ein noch wichtigerer Theil des Gesichts, als die Stirn, sind die Augen, an welchen man die Augenlieder und Augenwinkel, den Schnitt oder die Oeffnungen derselben und die davon abhangende Größe oder Kleinheit, die Richtung und mehr oder weniger gesenkte Lage, den Abstand des einen von dem andern, endlich Farbe und Ausdruck zu beobachten hat.

Alle von Natur häßliche Völker haben dickere, die Augen mehr bedeckende Lieder, als die weissen und schönen Nationen. Am auffallendsten ist dieses Gebrechen in den Negern der Süd-See, deren Augenlieder sehr oft so tief herabgehen, daß sie ihren Kopf

1) Gött. histor. Mag. VII. 285.

zurückbeugen müssen, wenn sie vor sich stehende oder liegende Objekte wahrnehmen wollen [1]).

Die Augenlieder schließen sich in den von Natur häßlichen Völkern nicht so an einander, wie in den schönen; und daher haben jene ganz andere Augenwinkel, als diese. In den Nationen des nördlichen, östlichen und südlichen Asiens, besonders in den großen mongolischen Hirtenvölkern sind die äußeren Augenwinkel viel spitzer, die inneren viel runder, als in Europäern. Die leztere Mißbildung trifft man auch in den Negern und Amerikanern an [2]).

In allen Völkern, welche ungewöhnlich große Augenlieder haben, müssen die Augen kleiner als in den Europäern seyn. Die Augen der Bewohner des nördlichen, östlichen und südlichen Asiens sind kleiner, als die der Amerikaner und Neger: ein sicherer Beweis, daß man aus der Kleinheit der Augen allein nicht auf eine gleiche Beschränktheit des Geistes schließen dürfe. Von manchen Amerikanern und Negern wird berichtet, daß sie große, selbst sehr große Augen haben [3]). Im Ganzen scheinen die Augen der Morgenländer größer, als die der Europäer zu seyn: aus welchem Facto man abermals folgern kann, daß ungewöhnlich große Augen kein zuverläßiges Merkmahl von vorzüglichen Gaben des Geistes und Herzens seyen. Auch in den übrigen Thieren richten sich die Fähigkeiten nicht nach der Kleinheit oder Größe der Augen.

1) Dasselbige Gebrechen in geringeren Graden haben auch die afrikanischen Neger. Sömmering, S. 10. 11.

2) Sömmering S. 11. Begert S. 90. Gumilla, I. 105.

3) VII. 110. Gött. histor. Mag.

Kein einziges ursprünglich häßliches Volk hat das, was man in Europa einen schönen Schnitt der Augen nennt, und weßwegen in Asien die Hindus, und deren Weiber vor allen anderen gerühmt werden. Auf der ganzen Erde zeichnen sich die Bewohner des nördlichen, östlichen und südlichen Asiens am meisten durch ihre schmalen und länglichten, oder sogenannten Schweinsaugen aus. Dieser eigenthümliche Schnitt ist um desto auffallender, da die Augen der erwähnten Völker eine schräge Richtung haben und sich von der Nase schief gegen die Schläfe hinaufziehen. Auch die Augen der Amerikaner und Neger sind im Durchschnitt schmal und länglicht [1]): wiewohl einige fast ganz runde Augen haben [2]). Die kreisförmige oder fast kreisförmige Oeffnung der Augen ist gleichfalls ein Gebrechen, wiewohl kein so großes, als der schmale, schiefe und länglichte Schnitt.

Je kleiner die Augen, und je schmaler die Augenöffnungen von Völkern sind, desto tiefer liegen im Durchschnitt die Augen in den Kopf gesenkt, da hingegen ungewöhnlich große Augen der Regel nach mehr als gewöhnlich hervortreten. Das erste Gebrechen findet sich im höchsten Grade in den Nationen des östlichen und nördlichen: das andere, in denen des westlichen Asiens. Ich bemerkte schon oben, daß alle Morgenländer sehr große, aus dem Kopf hervorstehende Augen für eine außerordentliche Schönheit halten. Die Flachheit des Gesichts ist gewiß die Ursache, daß in den Chinesen und einigen anderen Völkern des südlichen Asiens die Augen mit der Stirn und den übrigen umgebenden Theilen parallel liegen [3]).

1) Histor. Gött. Mag. l. c.
2) Histor. Mag. VII. S. 270.
3) Gött. histor. Mag. VII. 269. 70. de Guignes II.

In allen ursprünglich häßlichen Völkern ist der Raum zwischen den Augen oder der Abstand der Augen von einander ungleich größer, als in den weissen und schönen Nationen: am größten in den Kalmücken, wo er bisweilen fünf bis sechs Zoll beträgt [1]).

Die herrschende Farbe der Augen, nicht blos aller häßlichen und dunkelfarbigen Völker, sondern auch der westlichen Asiaten, ist die schwarze, welche in den Negern am dunkelsten ist [2]). Die schwarze Farbe der Augen geht in den häßlichen Völkern seltener in die graue oder braune, als unter den Morgenländern in die blaue über. Unter den europäischen Slaven, besonders den Russen, sind braune und graue Augen eben so häufig, als schwarze [3]). Schöne blaue Augen waren sonst nirgend allgemein, als unter den alten nicht-slavischen Völkern Europens. Eben diese Völker waren und sind auch die einzigen auf der ganzen Erde, in welchen das Weisse des Auges vollkommen rein oder ungetrübt ist, anstatt daß es in allen übrigen schmutzig oder gelb und zwar um desto dunkler gelb ist, je schwärzer die Augapfel sind. In den Negern ist es gelblich braun, fast wie in einigen Affen tingirt [4]). Da in allen unvollkommneren Völkern, deren Blicke und Minen entweder ganz unbedeutend sind, oder blos Stupidität, Trübsinn und natürliche Wildheit ankündigen, die schwarze Farbe der Augen die herrschende ist, so muß diese Farbe für sich allein eher für ein ungünstiges als für ein günstiges

156. 158. meldet, daß die Augen mancher Chinesen so hervortreten, daß man sie von der Seite sehen kann.

1) Tavernier, I. 300.

2) ll. cc. besonders Sömmering.

3) Vergl. des ältern und neuern Rußl. I. 116. 117.

4) Sömmering, S. 11.

Merkmahl gehalten werden. Die Griechen und Römer fanden die blauen Augen der alten Germanier und der übrigen ursprünglichen Bewohner des nördlichen und westlichen Europa's ungleich feuriger und drohender, als schwarze [1]); so wie man noch das ganze Mittelalter durch eben diese Völker für viel heftiger und ungestümmer in Gemüthsbewegungen und Entschließungen anerkannte, als die Italiener und andere südliche Europäer [2]).

Die Natur bildete die Nase in verschiedenen Völkern nach eben so abweichenden Formen, als den Schädel und das Gesicht, die Stirn und die Augen. Alle häßliche und dunkelfarbige Völker haben kleinere, plattere, breitere oder dickere Nasen und größere Nasenlöcher, als die schönen Nationen. Am kleinsten ist die Nase in den mongolischen Hirtenvölkern und deren Abkömmlingen und Stammsverwandten [3]). Die Kleinheit der kaum sichtbaren Nasen hindert aber nicht, daß dieselben nicht sehr breit seyn und große Oeffnungen haben sollten. Die Nasen der südlichen Asiaten sind denen der östlichen ähnlich, oder unterscheiden sich von denselben blos dadurch, daß ihre Enden und die Nasenflügel runder und dicker sind [4]). Die leztere Form trifft man auch in fast allen amerikanischen Stämmen und selbst in manchen schönen Insulanern der Süd-See an [5]). Von den wenigen Völkerschaften der neuen Welt, die höhere oder gar

1) Die Zeugnisse stehen im 8n Bd. des götting. histor. Mag. S. 12.

2) Neues histor. Mag. I. 284. 285.

3) Die Zeugnisse habe ich in der Schilderung der körperlichen Merkmahle dieser Völker angeführt.

4) Gött. histor. Mag. VII. 272. 273.

5) l. c. VII. 110. 111. 273.

Habichtsnasen haben, muß man vernünftiger Weise annehmen, daß sie eines andern Ursprungs, als die echten Eingebohrnen von Amerika sind. So wie die mongolischen Hirtenvölker sich durch die kleinsten Nasen auszeichnen; so die Neger, durch die stumpfsten, breitesten und am meisten geöffneten. Die Nasen mancher Neger sind in der Mitte wie gebrochen und liegen mehr auf den Oberlippen, als sie über dieselben hervorragen [1]). Unter den meisten plattnasigen Völkern drückt man die Nasen der Kinder noch mehr ein, als sie von Natur sind [2]). Große und gebogene, oder sogenannte Habichtsnasen sind allem Ansehen nach unter den Morgenländern häufiger, als unter den gebildeten Nationen Europens. So wenig die Kalmucken, welche die kleinsten Nasen haben, die thierartigsten Menschen sind; so wenig kann man die Morgenländer für die edelsten halten. Man sieht, daß die Vortreflichkeit der menschlichen Natur weder mit der Kleinheit der Nasen in gleichem Verhältniß abnimmt, noch mit der Größe derselben in gleichen Graden wächst.

Sowohl die Bewohner des nördlichen, östlichen und südlichen Asiens, als die Amerikaner und Neger [3]) haben sehr hohe oder hervorstehende Backenknochen. Dasselbige Gebrechen zeigt sich unter den Morgenländern und Slaven häufiger, als unter den nicht-slavischen Völkern Europens. Unter den letzteren sind die Schottländer die einzigen, unter welchen hervorragende Backenknochen so häufig vorkommen, daß man sie als ein National-Merkmahl der

1) Sömmering S. 12.
2 Gött. histor. Mag. II. 1. c.
3) VII. 112. Gött. histor. Mag.

Nordbritten betrachtet [1]). Von einem Kennzeichen, das unter einem so schönen, geistreichen und edelmüthigen Volke, als die Schottländer sind, gemein ist, kann man nicht voraussetzen, daß es für sich allein auf einen Mangel dieser oder jener menschlichen Vorzüge schließen lasse.

Alle Völker des nördlichen, östlichen und südlichen Asiens, auch die Amerikaner und Neger haben viel längere oder rundere, oder mehr vom Kopf abstehende, oder gar bewegliche Ohren, als die meisten Europäer [2]). Nicht weniger große Ohren sind den Hindus und den schönen Insulanern der Süd-See gemein; und diese schönen Völker geben sich eben so viele Mühe, die Ohren zu verlängern, als die meisten südlichen Asiaten, oder die Amerikaner und Neger. Da in Europa auch die Biscayer und Bataver sich durch die Größe oder durch die Form und Lage der Ohren auszeichnen oder vormals auszeichneten [3]); so gilt von großen Ohren eben das, was ich kurz vorher von hohen Backenknochen bemerkte.

Der Mund ist in den Bewohnern des nördlichen, östlichen und südlichen Asiens, in den Amerikanern und Negern ohne Vergleichung größer und thierartiger, als in den Morgenländern und Europäern [4]). Dieselbigen Völker haben scheußlich dicke, entweder schwärzlichblaue oder bleiche Lippen. Nur in einigen wenigen, besonders den Lappen, sind die Lippen so dünn, daß man sie beynahe lippenlos, nennen könnte.

1) Blumenbach Dec. I. Cran. p. 8.

2) ll. cc. bes. Gött. histor. Mag. VII. 112. 235. 271. Sömmering S. 14. Blumenbach de variet. gener. human p. 234.

3) Blumenbach l. c.

4) Histor. Mag. ll. cc.

Auch die Hindus und schönen Insulaner der Süd-See bildete die Natur mit volleren Lippen, als man gewöhnlich in den Menschen unsers Erdtheils antrifft. Der Größe des Mundes und dem Schwulste der Lippen entsprechen in den häßlichen Völkern die Zähne und Kinnbacken. Die Zähne der nördlichen, östlichen und südlichen Asiaten, der Amerikaner und Neger sind ungewöhnlich stark, breit, dick, lang und blendendweiß, wo sie nicht durch künstliche Mittel geschwärzt werden [1]). Einige unter diesen Völkern reissen sich einzelne Zähne aus. Andere feilen sie spitz zu und noch andere reiben sie bis an die Kinnladen ab [2]). In allen Völkern von starkem Gebiß sind auch die Kinnladen, wie die Beißmuskeln und Zungen ungewöhnlich stark. In den meisten ragen die oberen Kinnladen über die untere, in einigen, die untere über die obere hervor [3]). Das Kinn ist in den meisten häßlichen Völkern, nahmentlich den Finnen, den südlichen Asiaten und den afrikanischen Negern sehr lang und spitz, oder wenn auch nicht spitz, sehr hervorstehend: in andern hingegen ungewöhnlich kurz und wie abgeschnitten oder sich zurückziehend. Das letztere Gebrechen ist thierischer, als das erstere und findet sich am auffallendsten in den Südsee-Negern [4]). Die westlichen Asiaten haben öfter ein langes und hervorragendes, als ein mäßiges

1) ll. cc. Sömmering S. 28. 29. Blumenbach de variet. gen. hum. p. 224—30.
2) Histor. Gött. Mag. I. 340 u. f. S.
3) Sömmering S. 26. 28. Edwarts II. 74.
4) Grant p. 116. The space from the teeth to the extremity of the chin was extremety short, and retreated backwards.

ges und abgerundetes Knie, dergleichen man in den schönsten europäischen Völkern findet.

Alle häßliche Völker haben einen kurzen und dicken Hals, der gleichsam zwischen den Schultern steckt und ihnen das Ansehen von hohen Schultern gibt. Auch in den Morgenländern und Slaven ist der Hals dicker, als in den nicht-slavischen Nationen unsers Erdtheils [1]). Schultern und Brust scheinen in den kleineren Völkern, den Finnen, selbst den Kalmucken und manchen Amerikanern nach dem Verhältniß des übrigen Körpers sehr stark zu seyn. Im Grunde aber sind die Schultern und Hüften in allen häßlichen Völkern schmaler [2]), so wie die Brust weniger breit und gewölbt ist, als in den weissen und schönen Nationen. Die Brust, sagt Camper [3]), ist im Menschen mehr breit als tief, im Orang-Utang hingegen und in allen vierfüßigen Thieren mehr schmal als tief. Der Grund davon ist leicht zu entdecken. Der Orang-Utang ist nicht bestimmt auf dem Rücken, sondern wie alle vierfüßigen Thiere und die übrigen Affen auf der Seite zu schlafen. Da nun die Busch-Hottentotten und allem Ansehen nach auch die Südsee-Neger sich beym Schlafen zusammenwickeln, und nach Art der Thiere ruhen; muß man nicht daher vermuthen, daß ihre Brust auf eine der thierischen ähnliche Art gebildet ist?

Selbst in den unberührten Töchtern der Südsee-Neger sind die Brustwarzen größer und die Brüste schlaffer, als in den Europäerinnen. So bald die Weiber der Südsee-Neger geboren haben; so werden ihre Brüste scheußlich lang und hangend. Dassel-

1) Hacquets Reis. I. 135.
2) Bes. Sömmering S. 33—35.
3) Oeuvres I. 115.

bige Gebrechen findet sich mehr oder weniger in den Weibern aller übrigen häßlichen Völker. Die Kamtschadalinnen allein ausgenommen, deren Brüste bis in das vierzigste Jahr ihre Festigkeit erhalten sollen. Die Leichtigkeit, womit die Weiber der häßlichen Völker gebähren, entspringt aus der eigenthümlichen Bildung des Beckenknochens [1]). Selbst dieser scheinbare Vortheil wird dadurch zu einem ungünstigen Merkmahl, daß die Weiber der häßlichen Völker ihn mit den Thiermüttern gemein haben.

Zu den Eigenthümlichkeiten der thierartigsten Menschen, der Südsee-Neger und Busch-Hottentotten gehören auch ein ungewöhnlich hohler Rücken und ein vorhangender Bauch. Kein einziges häßliches Volk besitzt das, was man in Europa eine schlanke Taille nennt. Diesen körperlichen Vorzug trifft man außer unserm Erdtheil blos in den kaukasischen Nationen, in manchen Tataren, in den Kaschemiriern, den Weibern der Hindus, und in den schönen Insulanern der Süd-See an. Die Hindus selbst, die Morgenländer und manche Slaven, besonders die Russen sehen oder sahen wenigstens vormals eine außerordentliche Fettheit als eine eben so große Schönheit an [2]).

In allen Völkern des nördlichen und östlichen Asiens haben die Männer sehr kleine, die Weiber hingegen sehr große und weite Geschlechtstheile [3]). Steller bemerkt ausdrücklich, daß in diesem Mißverhältniß der Geschlechtstheile der Grund liege, warum die Kamtschadalinnen die Männer ihres Volks verachten,

1) Sömmering S. 36. 37.
2) Vergleichung des ältern und neuen Rußlandes. I. 112. 113.
3) Steller S. 250. 51.

und nach den Russen oder Kosacken so begierig seyen. Die Weiber des südlichen Asiens, die Amerikanerinnen, und selbst die Negerinnen bezeugten von jeher eine entschiedene Vorliebe für die Europäer. Wer schließt nicht aus derselbigen Wirkung auf eine gleiche oder ähnliche Ursache? Nach einem Präparat zu urtheilen, was unser Herr Hofrath Osiander besitzt, ist wenigstens in manchen afrikanischen Negern die Ruthe außerordentlich groß; allein sie hat eine thierartige Bildung, weil sie viel spitzer zuläuft, und die Eichel viel kleiner, auch weniger bedeckt oder ausgestopft ist, als in Europäern. Die Nymphen verlängern sich, wie bekannt, am monströsesten in den Hottentottinnen und Negerinnen. Wahrscheinlich sind längere Nymphen den Weibern aller häßlichen Völker gemein. Wenigstens haben auch die Kamtschadalinnen Nymphen, die einen Zoll lang aus der Schaam hervorstehen, und wie Pergament oder Marienglas durchsichtig sind [1]).

Wenn man die monströsen Fettklumpen an dem Gesäß der Hottentotten und Hottentottinnen ausnimmt; so sind alle häßliche Völker weniger fleischig, nicht blos an dem genannten Theile, sondern auch an den Lenden, als die Europäer [2]). Zugleich haben dieselbigen Völker, einige wenige ausgenommen, entweder gar keine, oder schwächere und höher sitzende Waden, als die Menschen unsers Erdtheils. Dieser Fehler zeigt sich auch in den Hindus, und in geringeren Graden, selbst in den westlichen Asiaten. Die Kniee der häßlichen Völker sind dicker und weiter von einander abstehend, woher die säbelförmige

1) Steller S. 297—300.

2) Man sehe unter Anderem Sömmering S. 33.

Gestalt ihrer Beine entspringt [1]): welches letztere Gebrechen manche Insulaner der Süd-See, manche Hindus und Morgenländer theilen. Eine eigenthümliche Mißgestalt, sowohl der afrikanischen, als der Südsee-Neger besteht darin, daß ihre Schienbeine sowohl seitwärts, als nach vorn ausgebogen sind. Arme und Beine sind in den häßlichen Völkern entweder unverhältnißmäßig lang oder unverhältnißmäßig kurz. Der erste Fehler sticht am meisten in den Südsee-Negern, der andere, in den Finnen, den Grönländern, den Kamtschadalen und anderen kleinen Völkern hervor. Aehnliche Extreme finden in der Bildung von Händen und Füßen, von Fingern und Zehen statt, die in den einen unproportionirlich groß, in den anderen eben so unproportionirlich klein sind [2]). Unförmlich große Füße werden auch an den schönen Insulanern der Süd-See, an den Hindus, und an manchen westlichen Asiaten getadelt [3]). Füße und Hände sind in den häßlichen Völkern nicht blos unverhältnißmäßig groß oder klein, sondern auch viel platter, als in den Europäern [4]). Aus den Formen der Kniee, der Beine und Füße allein kann man es erklären, daß die häßlichen Völker nie mit geraden Knieen oder gestreckten Beinen gehen, und daß sie beym Gehen die Füße entweder gerade aus, oder gar einwärts setzen: in welchem letztern Fall der Gang

1) Histor. Mag. VII. 112. 201.
2) Histor. Mag. VII. 112. 236. 277. Sömmering S. 39. 40.
3) Die Türken und Moldauer sollen verhältnißmäßig kleine Füße haben. Hacquets Reis. I. 135.
4) Der Drang-Utang hat noch längere Arme, Hände und Füße, als die Südsee-Neger, in welchen diese Theile des Körpers am längsten sind. Camper Oeuvres I. 113. 114.

watschelnd oder gänseartig wird [1]). Nur in der von der unsrigen abweichenden Bildung derselbigen Theile kann man den Grund suchen, warum so viele Nationen sich ganz anders setzen, oder beym Sitzen eine andere Attitude annehmen, als die Europäer. Die Morgenländer sitzen, wie bekannt, mit untergeschlagenen Beinen: eine Stellung, welche die Creolinnen im spanischen und portugiesischen Amerika, ohne alle Muster angenommen haben, an welche sich aber nur wenige gebohrne Europäer nach langwierigen Uebungen gewöhnen können. Die meisten Völker des südlichen Asiens sitzen nach Art der Affen mit angezogenen Beinen [2]), oder sie neigen sich auf die linke Seite, wobey sie sich auf die linke Hand stützen [3]). Die Chinesen und Ceylanesen brauchen Stühle, oder setzen sich auf erhöhte Estraden, an welchen sie die Beine herunterhängen lassen. Es wird sich in der Zukunft offenbaren, daß die unteren Theile des Körpers in den Chinesen nicht ganz so, wie in den hinterindischen Völkern gebildet sind. — Camper machte es aus der Bildung der einzelnen Theile des Körpers begreiflich, warum der Orang-Utang weder, wie der Mensch reden, noch sehen, und liegen könne [4]). Warum sollten nicht andere Naturforscher den Grund des eigenthümlichen Ganges oder Sitzens einzelner

1) ll. cc. bes. Steller ll. cc.
2) Loubère I. 26—28. leur contenance naturellement accroupie, comme celle des singes.
3) Marsden p. 53. Their mode of sitting is not cross legged, as the inhabitants of Turkey . . use, hut either on the haunches, or on the left side, supported by the left hand, with the legs tucked in on the right side.
4) Oeuvres I. p. 145. Qu'il ne peut ni parler, ni s'asseoir comme l'homme ni se coucher sur le dos.

Völker in gewißen Eigenthümlichkeiten ihrer Bildung entdecken können?

Nicht blos die natürlichen Vorzüge und Gebrechen von Völkern, sondern auch die künstliche Erhöhung der einen und der andern, besonders die Verunstaltungen des Körpers, in der Absicht ihn zu verschönern, bieten charakteristische Merkmahle von Völkern dar. Ich habe über die in der jetzt erwähnten Absicht unternommenen Verunstaltungen von Völkern theils schon früher [1]), theils in dem Laufe der gegenwärtigen Untersuchungen so vieles beygebracht, daß ich diese Materie gegenwärtig ganz übergehen und mich auf das Gesagte berufen könnte. Unterdessen halte ich es nicht für überflüssig, hier folgende Punkte zu berühren.

Bey den Zerfleischungen oder Verstümmelungen des Körpers muß man vor allen Dingen darauf achten: in welcher Absicht sie unternommen worden: ob in der Absicht, sich schöner, und den Feinden furchtbarer zu machen, oder ob in gottesdienstlichen Absichten? Die in gottesdienstlichen Absichten vorgenommenen Zerfleischungen und Verstümmelungen müssen von den übrigen Verunstaltungen ganz abgesondert werden.

Im Allgemeinen ist es unverkennbar, daß die Bewohner der verschiedensten Erdtheile ihre natürlichen Gebrechen für Schönheiten halten und sie daher durch Kunst zu vermehren suchten. Daher die mancherley Verbindungen des Schädels, das Eindrücken der Stirn und Nase, die Verlängerungen der Ohren, das Ausreissen des Barts und der übrigen Haare

1) Man s. histor. Gött. Mag. I. 26. u. f. S. 337 u. f. S. II. 278 u. f. S. IV. 371 u. f. S.

des Körpers, das Zusammenpressen der Füße, der Gebrauch künstlicher Mittel, fett zu werden u. s. w. Andere Verunstaltungen lassen sich nicht aus diesem Princip, oder derselbigen Absicht ableiten: z. B. das Schwärzen der Zähne, das Abschneiden oder Abscheeren des Haupthaars, die Verlängerungen der Nägel u. s. w. Es ist immer ein bemerkenswerther Umstand, wenn sonst ähnliche Völker in diesen Verunstaltungen abweichen, oder verschiedene Nationen in denselbigen Verunstaltungen zusammenstimmen.

Die edelsten oder vollkommensten unter allen Völkern der Erde, die nicht-slavischen Nationen Europens, waren die einzigen, welche kein natürliches Gebrechen für eine Schönheit hielten, und daher auch kein Gebrechen vergrößerten, um sich zu verschönern. Manche derselben punktirten zwar vormals allerley Figuren in das Gesicht und andere Theile des Körpers. Allein sie thaten dieses höchst wahrscheinlich blos in der Absicht, um zu einer Zeit, wo sie dergleichen weder durch Kleider, noch durch Rüstungen zu erkennen geben konnten, ihren Stamm, ihr Geschlecht, ihre Würden und Thaten anzudeuten. Die Slaven und Morgenländer hielten von jeher Fettheit, eine sehr kurze Stirn, dicke und hochgewölbte Augenbraunen, schwarze Augen, Haare und Bärte für große Schönheiten, und wandten deswegen künstliche Mittel an, um diese Vorzüge zu erlangen oder zu erhöhen. Die Hindus giengen noch weiter, als die westlichen Asiaten, indem sie ihre Ohren eben so ungeheuer verlängerten, als die meisten ostindischen Völker. Unter den letztern kommen zu den Verlängerungen der Ohren noch Verlängerungen der Nägel, das Schwärzen, und andere unnatürliche Verzierungen der Zähne, das Ausreissen der Haare am ganzen Körper, das Ein-

drücken der Stirn und Nase hinzu. Die Verunstaltungen des Körpers in der Absicht, ihn zu verschönern, werden immer widersinniger, peinlicher und scheußlicher entstellend, je thierartiger die Völker sind; und eben daher trifft man das Ausbrechen, Zuspitzen oder Abstumpfen von Zähnen, das Wegreissen ganzer Streifen der Gesichtshaut, die Erkünstelung eines zweyten Mundes durch einen Queerschnitt in die Unterlippe, das Einschneiden von Löchern in die Unterlippe, und das Durchbohren der Nase oder der Backen, um allerley Zierrathen darin zu tragen u. s. w. blos unter den Amerikanern und unter den Negern so wohl in Afrika, als in den Südländern an. Mit dem Putze, in so fern er in dem Tragen von Zierrathen am Leibe oder an den Kleidern besteht, verhält es sich, wie mit den Verunstaltungen des Körpers. Er wird immer kindischer, zusammengesetzter, lästiger, oder gar entstellender, je ungebildeter und geistloser die Völker sind; und den lästigsten sowohl, als scheußlichsten Putz findet man deswegen unter eben den Nationen, welche ihre Leiber am meisten verunstalten, um sie zu verschönern.

Da die Natur den Menschen nicht, wie die übrigen Thiere bekleidete, so mußte er sich selbst künstliche Bedeckungen des Leibes verschaffen, und diese künstlichen Bedeckungen des Leibes machen nicht weniger, als die Sprache, ein Merkmahl der menschlichen Natur aus. Man kann mit Gewißheit annehmen, daß alle Wilde, die keine Kleider brauchen, thierartig, und zwar um desto thierartiger sind, je mehr unter ihnen nicht blos Kinder, sondern auch Erwachsene, nicht blos Männer, sondern auch Weiber nackt einhergehen.

Es ist natürlich und für die gegenwärtige Absicht nicht bemerkenswerth, daß die Bewohner des kalten Erdgürtels sich ganz anders kleiden, als die des gemäßigten und heissen: Weiber anders, als Männer: Vornehme anders, als Geringe. Allein bemerkenswerth ist es, wenn die Kleidung ganzer Völker und Völker-Familien mit dem Klima, in welchem diese leben, streitet: wenn Völker in denselbigen oder ähnlichen Gegenden und Himmelsstrichen in Rücksicht auf Kleidung beständig von einander abweichen: wenn ein Volk sich von allen seinen Nachbarn und Stammsverwandten durch eine eigenthümliche Kleidung absondert: wenn endlich die einen Jahrtausende bey denselbigen Trachten beharren, und andere die Trachten sehr oft ändern. Die Morgenländer bedecken den Leib und besonders den Kopf viel mehr, als sie nach dem Verhältniß ihres Klima nöthig hätten; und eben diese Morgenländer beharren schon seit Jahrtausenden bey denselbigen Trachten. Auch unterscheiden sie sich in beyden Rücksichten von den gebildeten Nationen Europens nicht weniger, als durch andere Merkmahle. Die Germanier und deren Stammsverwandte trugen von jeher enge, an den Leib anschließende: die Sarmaten oder Slaven hingegen, weite, den Morgenländischen ähnliche Kleider; und wenn es daher von irgend einem Volke ungewiß wäre, ob es sarmatischen oder germanischen Ursprungs sey, und man nur die Kleidung eines solchen Volkes kennte, so würde man nach dieser allein die streitige Frage entscheiden können. Die Nationen des südlichen Asiens weichen bey einer großen Aehnlichkeit des Bodens und Klima in Ansehung der Kleidung sehr von einander ab. Mit Recht also nahm ich auch aus der Verschiedenheit der Kleidung einen

Grund zu dem Beweise her, daß diese Nationen nicht eines gemeinschaftlichen Ursprungs seyen. Aehnliche Verschiedenheiten fanden unter den ursprünglichen Völkern Europens statt. Eine große und daureude Verschiedenheit der Kleidung setzt, wenn auch nicht Verschiedenheit der Natur oder Abstammung, wenigstens höchst wahrscheinlich Vermischung voraus.

Keins der bisher angeführten Merkmahle ist ein so günstiges Zeichen vorzüglicher Gaben des Geistes und Herzens, als ein hoher Grad von Empfindlichkeit; und keins so ungünstig, als ein geringer Grad von Empfindlichkeit, oder als natürliche Gefühllosigkeit und Härte. Einzelne Menschen sowohl, als ganze Völker sind um desto gefühlloser, je dicker, und gleichsam undurchdringlicher ihre Haut ist: je leichter sie die Beschwerden der Jahrszeiten und Witterung, besonders die höchsten Grade und schnellsten Abwechslungen von Hitze und Kälte ertragen: je weniger sie Krankheiten unterworfen sind: je schneller sie von Krankheiten ohne alle Arzneyen genesen: wenn sie aber dergleichen brauchen, je stärkere, besonders äußere Mittel erfordert werden, um ihre stumpfen Nerven zu rühren oder zu erschüttern [1]): je mehr sie ferner

1) Schon Boerhave de morbis nervorum II. 754. bemerkte sehr richtig, daß die Thierärzte sich von denen, welche Menschen heilen, am meisten dadurch unterscheiden, daß sie viel heftigere oder grausamere Mittel anwenden, und daß sie selbst innere Uebel gewöhnlich durch äußere Mittel heben. Saepe versabar cum Veterinariis, ut viderem eorum experimenta, et patuit mihi, quod boves et equi crudelibus, et fere semper externis remediis curari debeant: equus toto languet corpore, ad nullum opus idoneus; infligunt vulnus in pectore usque ad panniculum carnosum, cui imponunt frustulum

in Krankheiten ihren Schlaf und ihre Eßlust beybehalten: je länger und tiefer sie entweder, oder je weniger sie schlafen [1]): mit je schlechteren, entweder rohen und unverdaulichen, oder stinkenden und sonst eckelhaften Nahrungsmitteln sie sich begnügen: je weniger sie durch die scheußlichste Unsauberkeit in Speisen, Kleidung und Wohnung beleidigt werden: je stärker sie bald fasten, bald fressen und saufen können, ohne ihrer Gesundheit zu schaden: je ungeschwächter sie ihre Stärke und Behendigkeit bis in das höchste Alter und zwar bis zu einem solchen Alter erhalten, welches die aus weicherem Stoff geschaffenen Menschen selten, oder niemals erreichen: je ruhiger und länger sie endlich die fürchterlichsten Schmerzen und Operationen, ja selbst die Qualen des langwierigsten und grausamsten Todes dulden, ohne das geringste Zeichen der leidenden oder unterliegenden Natur von sich zu geben. Wenn wir nach den jetzt mitgetheilten Kriteriis die verschiedenen Völker der Erde mit einander vergleichen, so finden wir bald, daß die Amerikaner und Neger unter allen die gefühllosesten sind [2]). Diesen folgen zunächst die Bewohner des nördlichen, östlichen und südlichen Asiens [3]). Selbst

hellebori nigri, et tegunt cum emplastro. Oritur tumor pugno major, exit ichos quasi cancrosus. Animal anhelat, et vix quiescit, sed totum corpus mutatur, et redit perfecta sanitas. Man kann diese Bemerkung auf die Heilarten ganzer Völker anwenden.

1) Das erstere ist den Negern, das andere den Amerikanern eigenthümlich.

2) Gött. hist. Mag. I. 230 u. f. S. VII. 114 u. f. S. ferner I. 228. 29. VI. 409 u. f. S.

3) ib. VII. 236. 37. 278. 279.

die Morgenländer [1]) und Slaven [2]) sind um viele Grade gefühlloser oder weniger empfindlich, als die nicht-slavischen Nationen Europens, an welchen schon die Griechen und Römer die feine und weisse Haut, so wie die Zartheit ihres Fleisches um desto mehr bewunderten [3]), da eben diese Völker durch kalte Bäder, durch leichte Bedeckungen ihrer Körper, durch die heftigsten gymnastischen Uebungen, und durch unaufhörliche Bewegungen sowohl auf der Jagd, als im Kriege sich gegen die Unbequemlichkeit ihres Klima, und zu den schwersten männlichen Arbeiten und Unternehmungen abhärteten. Ungeachtet die von den Alten sogenannten Celten in den verschiedensten Himmelsstrichen besser ausdauern, und sich an die Produkte der verschiedensten Zonen leichter gewöhnen, als alle übrigen Völker; so begnügten sie sich doch nie mit so schlechten Speisen, und konnten auch nie eine so ungeheure Menge von hitzigen Getränken zu sich nehmen: nie in Krankheiten solche Heilmittel brauchen: nie solche Grade von Schmerzen und Martern aushalten: nie sich von solchen Wunden erholen: nie solche Abwechslungen von Hitze und Kälte ertragen, als nur die Slaven und Morgenländer: wie viel weniger also, als die Neger und Amerikaner.

Je gefühlloser Völker sind, desto schärfer sind in ihnen die Sinne des Gehörs, des Geruchs und des Gesichts, desto stumpfer die Sinne des Geschmacks und des Gefühls, und desto schwächer endlich derjenige Sinn, welchen brittische Weltweise bald den innern, bald den Schönheitssinn nannten,

1) VII. 403.
2) I. 218 u. f. S. Meine Vergleichung des ältern und neuern Rußlandes I. 209 u. f. S.
3) I. 198. Pelloutier.

und vermöge dessen wir die Harmonie und Melodie von Tönen, so wie die Schönheit der Farben, der Formen und Ordnung sichtbarer Körper wahrnehmen. Die ausserordentliche Schärfe der Sinne, welche man an den Negern [1]), den Amerikanern [2]), den Völkern des nördlichen, östlichen und südlichen Asiens [3]) beobachtet hat, ist nicht, wie man lange glaubte, eine Wirkung von frühen und anhaltenden Uebungen, sondern ein Geschenk der Natur, indem fast alle diese unvollkommneren Völker größere Ohren und Nasenöffnungen, vorzüglich viel weitere Gehörgänge, Augenhöhlen und Nasenhöhlen haben, als die Europäer [4]). Die beynahe unglaublichen Proben der Sinnenschärfe der Amerikaner, Neger u. s. w., so wie die Beweise des ihnen mangelnden Schönheitssinnes habe ich schon anderswo weitläuftiger angeführt [5]): weßwegen ich hier blos folgende Data wiederhole. Ungeachtet die Amerikaner und Neger, vermöge ihres scharfen Geruchs die Fußstapfen von Menschen und Thieren auswittern oder verfolgen können, so sind sie doch gegen den scheußlichsten Gestank von Sümpfen und Aesern durchaus gefühllos. Wiederum sind die Nasen der Amerikaner, die durch die eckelhaftesten Uebelgerüche nicht beleidigt werden, gegen die Eindrücke von Bisam und wohlriechenden Wassern höchst empfänglich. So scharf das Gesicht

1) Histor. Gött. Mag. VI. 422 u. f. S.
2) ib. VII. 127 u. f. S.
3) ib. VII. 243. 287.
4) Von den Negern und Amerikanern, Sömmering l. c. S. 12. 14. 21. 22. 23. 24. 25. Auch die Affen haben ungewöhnlich große Augen- und Ohren-Organe, so wie Nasenhöhlen. S. 63. Von den Neu-Holländern, Grant p. 116.
5) ll. cc.

der Amerikaner, der Neger, der südlichen Asiaten u. s. w. auch ist, so ist es doch nicht correct, und kann auch nie durch Uebung oder Unterricht correct gemacht werden. Wegen des gänzlichen Mangels von richtigem Blick oder von Augenmaaß lernen diese Völker nie richtig zeichnen, und nehmen nie weder die Harmonie von Farben, noch die Uebergänge oder Mischungen von Schatten und Licht wahr. Die Amerikaner und Neger machen unter schönen und traurigen Gegenden nicht allein keinen Unterschied, sondern ziehen, wenn sie die Wahl haben, die ödesten und unfruchtbarsten den schönsten und fruchtbarsten vor. Die Neger sind durchaus unfähig, eine gerade Linie zu ziehen, oder einen Eßtisch nach einer geraden Linie zu setzen; und diese Incorrectheit des Auges bleibt auch in den Creol-Negern, wie man durch unzählige Versuche gefunden hat. So wie viele Neger nicht einmal mit Hülfe der Richtschnur und des Senkbleys im Stande sind, nach einer geraden Linie zu arbeiten; so können selbst die Chinesen weder mathematische Instrumente, noch andere Arbeiten liefern, zu deren Verfertigung ein richtiges Auge erfordert wird. Alle großohrige und scharfhörige Völker stimmen darin zusammen, daß ihre musikalischen Instrumente höchst unvollkommen und meistens mißtönend sind: daß ihr Gesang nur aus wenigen Noten besteht und so gleichförmig ist, daß man kaum unterscheiden kann, ob er eine frohe oder traurige Gemüthsstimmung ausdrücke: daß sie wenige Sylben und Worte Stundenlang, ohne Ueberdruß wiederholen können, und daß die europäische Musik in ihnen nicht allein kein Vergnügen, sondern vielmehr widrige Impressionen erregt. Gerade diejenigen Völker, die gegen die Harmonie und Melodie von Tönen am

wenigsten empfänglich sind, besitzen von Natur die größte Tactfestigkeit. Wenn auch Hunderte von Negern und Amerikanern zusammen singen oder spielen und tanzen, so wird der Tact sowohl von Weibern und Kindern als von Männern auf das genaueste beobachtet. — In eben dem Grade, in welchem die Morgenländer und Slaven überhaupt weniger empfindlich sind, als die nicht-slavischen Völker Europens; in eben dem Grade sind sie auch weniger empfänglich gegen die Schönheiten der Natur und Kunst, als diese [1]).

Nicht weniger ungünstige Merkmahle als geringe Empfindlichkeit und Mangel des Schönheitssinns sind ein starkes Wortgedächtniß, eine ungewöhnliche Gelehrigkeit für mechanische, selbst für feine und schwere mechanische Arbeiten, Lebendigkeit und unauslöschliche Dauer der Bilder sichtbarer Gegenstände, eine seltene Gabe der Nachäffung und eine unausweichliche Verschmitztheit oder natürliche Fertigkeit im Stehlen und Betrügen, wenn diese Eigenschaften mit einer übrigens matten Phantasie, einem höchst beschränkten Sachengedächtniß und Verstande, und einer gänzlichen Unfähigkeit zu Künsten und Wissenschaften verknüpft sind. Die Neger [2]), die Amerikaner [3]), die Bewohner des nördlichen, östlichen und südlichen Asiens [4]), lernen wegen ihres starken Wortgedächtnisses fremde Sprachen sehr leicht: freylich nie vollständig und richtig. Die größten Wunder des Wortgedächtnisses bieten die blödesten unter-

1) Götting. histor. Mag. VII. 426. 427. Vergleich. des ältern und neuern Rußlandes, I. 134. u. f. S.
2) Gött. histor. Magazin VI. 427. u. f. S.
3) ib. VII. 128. u. f. S.
4) ib. VII. 244. u. f. S. 289. u. f. S.

diesen Völkern, die Amerikaner, dar. Die europäischen Missionarien führten in Paraguay und anderen Gegenden des südlichen Amerika's die Gewohnheit ein, daß die Angesehensten einer jeden Gemeine Sonntags die Predigten der Missionarien wiederholen mußten. Dieß ward den Neubekehrten so wenig schwer, daß sie stundenlange Reden hersagten, ohne eine Periode oder nur ein Wort auszulassen: welches um desto auffallender war, da die Amerikaner den größten Theil dessen, was sie den Missionarien nachpredigten, nicht einmal verstanden hatten. Die scharfe Stimme, besonders das scharfe Gesicht dieser Völker verschaft ihnen eben so klare als unauslöschliche Bilder sichtbarer Dinge. Wenn sie eine Person nur einmal gesehen, eine Gegend nur einmal besucht haben, so erkennen sie die erstere unfehlbar nach vielen Jahren unter hunderten wieder, und von der leztern können sie nach einem eben so langen Zeitraum jeden Fußsteig, jeden Baum, jeden Hügel oder Berg auf das genaueste angeben. Dieselbigen Nationen lernen alle Handarbeiten, die kein richtiges oder Künstlerauge erfordern, leichter, als die Europäer. Auch verfertigen sie feine und schwierige Arbeiten, z. B. Näthereyen und Stickereyen, Laubwerk aus Gold und Silber u. s. w. mit so mangelhaften Instrumenten, womit die größten Künstler unsers Erdtheils dergleichen nicht liefern könnten. Dieser natürlichen Geschicklichkeit entspricht ihre Gabe der Nachäffung und die Schlauheit der Behendigkeit, womit sie dem klügsten und erfahrensten Europäer das Seinige entweder entwenden oder ihn sonst übervortheilen. Auf der andern Seite sind dieselbigen Nationen durchaus unfähig, die deutlichsten Vorschriften für die leichtesten Arbeiten so zu fassen und zu behalten, daß sie nach

den-

denselben arbeiten könnten. Sie ahmen insgesammt die Muster, welche man ihnen vorlegt, auf das genaueste nach. Allein ohne Muster artet alles, was man ihnen aufträgt, in Monstra aus; und diese Unfähigkeit, ohne Muster Kleidungsstücke, Schuhe u. s. w. zu machen, ist den Chinesen und den Hindus der niedrigsten Kasten nicht weniger gemein, als den Amerikanern und Negern. Wenn man die Klarheit und die Dauerhaftigkeit der Bilder sichtbarer Dinge sammt dem Talent der Nachäffung ausnimmt, so ist die Phantasie derselbigen Völker in einem beynahe unglaublichen Grade matt und unfruchtbar. Sie bekümmern sich im Durchschnitt eben so wenig um die Zukunft, als um das Vergangene. Ihre Gedichte sind noch ärmer an Gedanken und Empfindungen, als an Worten; und diesen Gedichten ist ihr Gesang und Spiel ähnlich. So wenig sie das Schöne in den Werken der Natur und Kunst empfinden, so wenig sind sie im Stande, Werke der schönen Kunst hervorzubringen. Fast noch entschiedener als die Beschränktheit ihrer Phantasie und ihre Unfähigkeit zu Künsten ist die Beschränktheit ihres Verstandes und ihre Unfähigkeit zu Wissenschaften. Sie erfanden nicht allein keine wissenschaftlichen Kenntnisse und nahmen die Wissenschaften der Europäer nicht allein nicht an, sondern sie eigneten sich nicht einmal solche Gewerbe und Handwerke oder nützliche Künste zu, auf deren Produkte sie selbst einen großen Werth setzen. Auch zeigten sich in denselbigen Völkern alle übrigen Merkmahle beschränkter Menschen: ein gänzliches Unvermögen, richtige allgemeine Begriffe zu bilden und diese zu Reihen von Schlüssen zu verbinden: gänzlicher Mangel von Wißbegierde und Erfindungskraft: bald unüberwindlicher Starrsinn und Anhänglichkeit

an alten Meinungen und Gewohnheiten: bald kindische Leichtglaubigkeit, Unbeständigkeit und Unentschlossenheit. — Wenn die Morgenländer und Slaven auch höhere Geistesgaben besitzen, als die bisher erwähnten Völker, so kommen sie doch den nichtslavischen Nationen Europens bey weitem nicht gleich: ein Factum, welches Niemand abläugnen wird, welcher den Zustand der Künste und Wissenschaften, der Handwerke, Fabriken und Manufacturen, der Sprachen und der schriftstellerischen Arbeiten unter den einen und den anderen sorgfältig verglichen hat, oder vergleichen will [1]).

Nach den bisherigen Untersuchungen wird keiner meiner Leser daran zweifeln, daß nicht blos das Empfindungsvermögen überhaupt und die äußeren Sinne insbesondere, sondern auch die Anlagen des Geistes in verschiedenen Völkern eben so verschieden sind, als in den verschiedenen Individuen irgend eines einzelnen Volks. Nicht weniger ausgemacht ist es, daß alle äußere Werkzeuge der Sprache, Kehle, Gaumen, Zunge, Zähne, Lippen und Nase in verschiedenen Völkern auf eine höchst verschiedene Art gebildet sind [2]). Ungeachtet man die Luftröhre, die Luftröhrenspalte und die Bänder oder Häute, welche durch die Luftröhrenspalte getheilt werden, noch nicht so genau untersucht hat, als die äußeren Organen der Sprache, so darf man doch annehmen, daß diese inneren

1) Götting. histor. Magaz. VII. 426. u. f. S. Meine Vergleich. des ältern und neuern Rußlandes, I. 164. u. f. S.

2) Man s. die trefflichen Bemerkungen des Herrn D. Lichtenstein über die Verschiedenheiten der Sprachorgane der Hottentotten und Europäer in dem allgemeinen Archiv für Ethnographie, I. B. S. 272. Weimar 1808.

Werkzeuge in verschiedenen Völkern nicht weniger von einander abweichen, als die äußeren. Da nun alle Kräfte und Theile, wodurch der Mensch allein von den übrigen Thieren zur Sprache fähig gemacht wird, in allen Völkern verschieden waren und noch sind; so mußten nothwendig die menschlichen Sprachen in gleichen Graden verschieden werden. Die Erfahrung und Geschichte bestätigen diesen Schluß nicht blos, sondern zeigen uns sogar eine unendlich größere Verschiedenheit menschlicher Sprachen, als wir nach unserer Kenntniß der Organen und Kräfte der verschiedenen Völker hätten vermuthen können.

Je thierartiger Völker sind, desto weniger sind ihre Sprachen artikulirt und desto mehr gleichen diese entweder einem thierischen Geheule oder Gebelle, oder einem Gesange und Gekrächze, oder einem Gezische und Geknarre, oder sie enthalten wenigstens solche Zungenschläge oder Aspirationen oder Zurückziehungen des Athems [1]), in welchen man weder Selbstlauter noch Mitlauter zu unterscheiden im Stande ist: welche die biegsamsten und vollkommensten Organe der geistvollsten und gebildetsten Völker nicht erreichen, und welche diese eben so wenig durch alphabetische Zeichen ausdrücken können. Von den Waldnegern und den Buschmännern sowohl in Afrika als in Neu-Holland kann man mit Zuversicht behaupten, daß ihre Laute mehr inartikulirt als artikulirt sind. Ueberhaupt aber kann man von den Sprachen aller ursprünglich dunkelfarbigen und häßlichen Völker sagen, daß sie mehr oder weniger, bald mit Aspira-

1) Man s. bes. die kurz vorher angeführten Nachrichten des Hrn. D. Lichtenstein über die Eigenthümlichkeiten der Sprache der Hottentotten, l. c. S. 270—274.

tionen oder Accentuationen, bald mit zischenden oder knarrenden, oder schmatzenden Lauten angefüllt sind, welche Europäer selten oder niemals nachzusprechen, wenigstens niemals durch alphabetische Zeichen auszudrücken vermögen [1]) Eben die Völker, deren Sprachen entweder aus Thiergeschrey's oder aus unaussprechlichen und unschreibbaren Lauten bestehen, sind es, unter welchen man fast keine Spur der drey Sprachen entdeckt, welche man in neueren Zeiten natürliche oder Natursprachen genannt hat, weil die Natur dadurch in den vollkommneren Menschen, ohne ihr Zuthun und selbst wider ihren Willen angenehme und unangenehme Empfindungen und andere Gemüthsbewegungen ausdrückt.

Je weniger artikulirt die Sprachen von Völkern sind, desto weniger können diese wegen der Unvollkommenheit ihrer Organe die Selbstlauter und Mitlauter der wahrhaft menschlichen Sprachen erreichen. Wer würde es ohne ein solches Zeugniß, als das des v. Charleroix ist, glauben, daß die Huronen gar

1) Gött. histor. Mag. VII. 421. Du Halde sagt von der chinesischen Sprache, II. 275. Pour la prononciation, elle est très-difficile, non seulement à cause des accents, qui ne s'apprennent, que par l'usage; mais bien plus, parce qu'il ya plusieurs mots, que nous ne pouvons ni prononcer, ni écrire. Les dents des Chinois sont disposées autrement, que les nôtres: le rang d'en haut, par exemple, sort, et avance prèsque à tous en dehors, et le rang d'en bas rentre, et se retire en dedans: au lieu, que les dents des Européens se choquent toutes par l'extrémité, celles des Chinois tombent quelquefois sur la lèvre inférieure, on du moins sur les gencives, et ne se rencontrent presque jamais assez justes. Ueber die Sprache der Siamesen, Loubère, II. 74. 77.

keine Labial-Wörter und Labial-Buchstaben hervorbringen können [1])? Andere nordamerikanische Wilde sind nicht im Stande, die Buchstaben J, T, Gn und Ks auszusprechen [2]). In der californischen Sprache fehlen die Buchstaben D, F, G, L, X, Z und S [3]): in der brasilischen F, L, S, Z, R, und selbst in der chinesischen A, B, D, O, R, X und Z. [4]).

Die ursprüngliche Verschiedenheit der menschlichen Sprachen offenbart sich ferner dadurch, daß in den Wörtern derselben Selbstlauter und Mitlauter auf eine höchst ungleiche Art gemischt sind: wodurch die einen weich oder weichlich, die andern hart oder übermäßig hart werden. Die Weichheit und Härte von Sprachen hangen gar nicht von der Milde und Rauheit des Klima's ab, wie manche Schriftsteller vermutheten, indem sich sehr sanfte Sprachen in kalten und die härtesten hingegen in den heissesten Gegenden finden. Die Sprachen der Algonkinen im nördlichen Amerika [5]), der Naudowessirs an dem westlichen Ufer des Missisippi [6]), besonders die der Mandschuren [7]) sind sehr sanft. Hingegen die Wilden in Popajan reden so sehr aus der Kehle, daß man schon sehr an ihre Sprache gewöhnt seyn muß, wenn man in den Wörtern Consonanten und Vokalen unterscheiden will [8]). Sowohl Coudamine [9])

1) Charleroix Journal, p. 196.
2) Adair, p. 68.
3) Begert, S. 179.
4) Le Comte, I. 305.
5) Charleroix, l. c, p. 196.
6) Corves, p. 416.
7) Georgi's Beschr. S. 310.
8) Coreal, II. 116.
9) p. 67.

als Quenilla [1]) konnten in der Sprache der Yameos am Oronoko nur kaum eine Spur von Vokalen entdecken. Die Sprachen der Peruaner und der Bewohner der Erdenge Dariens sind eben so voll von harten Gutturalen, als die der Feuerländer [2]). Die Sprachen der Süd-See-Inseln weichen nicht weniger von einander ab, als die Farbe, Körperbildung und Gemüthsart der Menschen, von welchen diese Eylande bewohnt werden. Am härtesten ist die Sprache der Mallikolesen, in deren Wörtern die Consonanten R, S und Ch häufig vorkommen [3]): am weichsten die der Otahaiter, in welcher nicht blos alle Wörter, sondern eine jede Sylbe eines jeden Worts sich in einen Selbstlauter endigt und zischende Consonanten gänzlich unbekannt sind [4]). Fast eben so weichlich als die otahaitische sind die Sprachen der meisten Neger in Afrika. Besonders kennen die Neger in Loango und Kakongo kein aspirirtes H, kein R oder X oder Sch. Ihre meisten Wörter gehen in Selbstlauter aus, und enthalten häufig die von den Franzosen so genannten syllabes mouillées [5]).

Ein anderer Beweis der ursprünglichen Verschiedenheit menschlicher Sprachen ist die außerordentliche Ungleichheit der Kürze oder Länge von Wörtern. In dieser Rücksicht sind die amerikanischen Sprachen und dann die des östlichen und südlichen Asiens einander am meisten entgegengesetzt. Die lezteren bestehen fast ganz aus einsylbigen Wörtern, oder wenn

1) II. 67.
2) Zorate, I. p. 12. Watèr, p. 281. 82. Forster, II. 500.
3) Forster, II. 206.
4) Forsters Beobacht. S. 348.
5) Projont, I. 153.

auch die Wörter zwey Sylben enthalten, so spricht man sie oft so kurz aus, daß man nicht mehr als Eine Sylbe hört [1]). Hingegen die Wilden im nördlichen sowohl als im südlichen Amerika haben nicht blos Wörter von fünf bis zehn Sylben, sondern ziehen sehr oft mehrere Wörter auf eine solche Art zusammen, daß sie ein einziges ungeheures Wort von zwanzig Sylben bilden [2]). Es ist merkwürdig, daß die Chinesen bisweilen ihre einsylbigen Worte durch Accentuation so sehr verlängern, daß sie den längsten amerikanischen Wörtern gleich kommen [3]).

Die menschlichen Sprachen unterscheiden sich ferner durch die sehr ungleiche Zahl von Redetheilen, aus welchen sie bestehen: durch die kleinere oder größere Zahl von Wörtern, welche sie enthalten, durch die Beschaffenheit ihrer allgemeinen Ausdrücke und durch die abweichenden Gesetze, nach welchen Wörter auf einander folgen, oder sich gegenseitig abändern.

Die einzigen Redetheile, die in keiner, auch nicht der unvollkommensten menschlichen Sprache fehlen, sind Nomina und Verba [4]). Selbst diese aber sind in verschiedenen Sprachen unsäglich verschieden. In den meisten, besonders roheren Sprachen, haben die Nomina keine Casus, Genera und Numeros:

1) Georgi Alph. Thib. p. 587. Le Comte, I. 298. Loubère, I. 24.

2) Voy. au Nord V. p. 303. Adair, p. 68. Cranz S. 277. Condamine, p. 67. Dobrizhofer, II. 165. et sq. p.

3) I. 305. Le Comte. Ils allongent quelquefois leurs paroles d'une manière insupportable; et quoiqu'elles soient chacune d'une seule syllabe, à force de les étendre, ils en font des mots infinis, et semblables à des phrases entières.

4) Gött. histor. Mag. III. 428. u. f. S.

die Verba keine Numeros, Tempora und Modos, sondern die einen und die anderen werden entweder durch die Stellung von Wörtern oder durch Flickwörter versetzt. Auch in den Sprachen, wo die Nomina, Casus, Genera und Numeros, die Verba, Numeros, Tempora und Modos haben, weichen die einen und die anderen sehr weit von einander ab.

Adverbia mangeln in mehreren Sprachen, namentlich in der chinesischen gänzlich, und wenn Adjectiva nicht ganz fehlen, so sind sie doch in manchen Sprachen in sehr kleiner Zahl vorhanden, indem man sie bald durch Gerundia, bald durch Substantiva ersetzt [1]). Sogar die Chinesen brauchen dieselbigen Wörter bald als Substantiva, bald als Adjectiva und bald als Verba.

Unter allen Bestandtheilen menschlicher Sprachen mangeln keine in so vielen Sprachen, als die Artikel und dann die Conjunctionen [2]). Die Präpositionen werden unter vielen Völkern durch Präfixa oder Suffixa ersetzt [3]). Wenn auch die Pronomina seltener fehlen als die Präpositionen, so finden sie sich doch in den wenigsten Sprachen in hinreichender Zahl. Die wenigen, welche man hat, müssen die fehlenden ersetzen: woraus nothwendig Dunkelheit und Verwirrung entstehen [4]).

Je unvollständiger und mangelhafter die Redetheile von Sprachen sind, desto ärmer sind sie im Durchschnitt an Wörtern überhaupt. Die Sprachen der amerikanischen Wilden haben nicht allein keine Ausdrücke für die allgemeineren Begriffe besonders

1) l. c. 428. 435 S.
2) l. c. 436. 441 S.
3) l. c. S. 440.
4) S. 437.

von unsichtbaren Dingen, sondern auch für sehr viele Gegenstände, Eigenschaften und Veränderungen, von welchen man nicht glauben sollte, daß sie in irgend einer menschlichen Sprache unbezeichnet seyn könnten [1]). Die Kalifornier zum Beyspiel haben gar keine Wörter für die Begriffe von Leben und Tod, von Wetter, Zeit, Kälte, Hitze, Regen, Verstand, Wille, Gedächtniß, Erlaubniß, Ehre, Ehrbarkeit, Trost, Friede, Streit, Glied, Freude, Gemüth, Freund, Freundschaft, Wahrheit, Schaamhaftigkeit, Feindschaft, Glaube, Liebe, Hoffnung, Verlangen, Begierde, Haß, Zorn, Dankbarkeit, Geduld, Sanftmuth, Neid, Fleiß, Tugend, Laster, Schönheit, Gestalt, Krankheit, Gefahr, Furcht, Gelegenheit, Sache, Strafe, Zweifel, Knecht, Herr, Urtheil, Argwohn, Glück, glückselig, verständig, ehrbar, klug, mäßig, fromm, gehorsam, arm, reich, jung, alt, angenehm, halb, geschwind, tief, wund, danken, sorgen, strafen, schweigen, klagen, arbeiten, verfolgen, beleidigen, trösten, leben, und unzählige andere. Selbst die Sprache der Chinesen enthält nicht mehr, als ungefähr dreyhundert und dreyßig, meistens einsylbige Wörter [2]). Die Chinesen verfünffachen diese kleine Zahl von Wörtern, zuerst dadurch, daß sie ein jedes derselben mit einem fünffach verschiedenen Ton oder Accentuation aussprechen, wo denn dasselbige Wort mit jeder Veränderung des Tons eine andere Bedeutung erhält. Wenn man z. B. das Wort Tchá so ausspricht, daß man das á in die Länge zieht, und zugleich die Stimme erhebt, so bedeutet es Herr oder Meister. Spricht man es mit einem gleichförmigen Ton aus, so be-

1) l. c. S. 424. 425.
2) Le Comte I. 298 et sq. p. Du Halde II. 269.

deutet es Schwein. Schnell ausgesprochen heißt es Kühe, mit einer starken hingegen und zuletzt sinkenden Stimme, Säule. Das einsylbige Wort Po erhält nach den verschiedenen Accentuationen, womit man dasselbe vorbringt, eilf verschiedene Bedeutungen. Es bedeutet nämlich Glas, kochen, Reis säubern, weise oder freygebig, vorbereiten, alte Frau, brechen oder theilen, schief oder sich neigend, wenig, wässern, Sclav oder Gefangener.

Die Chinesen verdoppeln ferner die durch verschiedene Accentuationen schon verfünffachten Wörter ihrer Sprache dadurch, daß sie dieselbigen bald mit, bald ohne eine merkliche Aspiration aussprechen, und demselbigen Worte eine andere Bedeutung geben, je nachdem es mit oder ohne Aspiration vorgebracht wird. Du Halde hatte gewiß die Aspirationen im Sinne, wenn er sagte, daß das Wörtchen Po durch die verschiedenen Arten, wie es ausgesprochen werde, eilf, und mehr, verschiedene Bedeutungen erhalte.

Das dritte Mittel, wodurch die Chinesen die Bedeutungen der wenigen Worte ihrer Sprache vermehren, besteht in der Verbindung einfacher Wörter mit andern Wörtern [1]). Mu z. B. für sich allein bedeutet einen Baum oder Holz. So bald es aber mit anderen zusammengesetzt wird, erhält es eine Menge anderer Bedeutungen. Mu Leao bedeutet Zimmerholz: Mu Lan, hölzerne Gitter: Mu Hia, ein Kästchen: Mu siang, einen Schrank: Mu Tsiang, einen Zimmermann: Mu nul, einen Erdschwamm: Mu nü, eine kleine Art von Orangen: Mu sing, den Planeten Jupiter: Mu Mien, Baumwolle u. s. w.

1) Du Halde II. 269. D'ailleurs le même mot quand on lui joint d'autres mots différens, signifie une infinité de choses différentes.

Zu den merkwürdigsten und zugleich den am wenigsten bemerkten ursprünglichen Unterschieden der menschlichen Sprachen gehört dieser, daß die Hauptwörter aller dunkelfarbigen und häßlichen Völker niemals ganze Arten und Gattungen von Dingen oder von Eigenschaften der Dinge; und ihre Zeitwörter nie ein Seyn, oder Handeln, oder Leiden überhaupt bezeichnen, weil diese Völker wegen der Schwäche ihres Abstractions-Vermögens nicht im Stande waren, richtige allgemeine Begriffe zu bilden [2]). Die Hauptwörter drücken beständig gewiße zufällige Beschaffenheiten aus, die nicht allen Dingen einer Art zukommen; und die Zeitwörter gewiße Zufälligkeiten, die nicht immer mit einem Handeln oder Leiden verbunden sind. Die Californier haben keine Worte für Vater, Mutter und Bruder, für Kopf, Stirn und Nase. Die Worte, welche Vater, Mutter u. s. w. bezeichnen, drücken zugleich mein oder dein, oder unser u. s. w. Vater, Mutter u. s. w. aus. Die Abiponen sind nicht im Stande, Wunde überhaupt anzudeuten. Sie belegen eine Wunde mit ganz verschiedenen Ausdrücken, je nachdem sie entweder durch die Zähne von Menschen und Thiere, oder durch Messer und Schwert, oder durch Lanze und Pfeil beygebracht worden. Den Lappen mangelt es durchaus an einem allgemeinen Ausdruck für Rennthier. Dagegen haben sie eine Menge von Wörtern, wodurch Rennthiere von einem gewißen Alter oder Geschlecht, oder von einem gewißen Gebrauch bezeichnet werden. Auf dieselbige Art verhält es sich mit den Zeitwörtern. Die Huronen haben kein Wort für Essen über-

2) Gött. hist. Mag. III. 426 — 428. Meine Untersuchung über die Denkkräfte und Willenskräfte des Menschen. I. 188 u. f. S.

haupt. Sie benennen das Essen mit eben so verschiedenen Wörtern, als es genießbare Dinge gibt. Sie bezeichnen das Sehen ganz anders, je nachdem das gesehene Object entweder lebendig oder nicht lebendig u. s. w. ist. Die Grönländer drücken das Fischen und die Mongolen das Machen durch ganz verschiedene Wörter aus, je nachdem die Fische, die gefangen, und die Gegenstände, welche gemacht werden, sich abändern. In keinem andern Falle ist es so unläugbar, als in dem gegenwärtigen, wie sehr die Beschaffenheit menschlicher Sprachen von den geistigen Anlagen der Menschen abhängt, und wie nothwendig die Verschiedenheit dieser Anlagen auch Verschiedenheit von Sprachen hervorbringen mußte.

Der letzte ursprüngliche Unterschied menschlicher Sprachen zeigt sich in der großen Verschiedenheit der Gesetze, nach welchen die verschiedenen Redetheile sich gegenseitig abändern und mit einander verbunden werden [1]). In dieser Rücksicht waren die noch nicht gebildeten Sprachen der europäischen Völker den Sprachen der unvollkommneren Nationen gerade entgegengesetzt. Die griechische Sprache war vor ihrer höchsten Kultur ungebundener, als nach ihrer Ausbildung; denn die ältesten Dithyramben-Dichter erlaubten sich Wort-Versetzungen, welche man in späteren Zeiten nicht mehr wagen durfte. In deutschen Uebersetzungen alter Schriftsteller aus dem siebenten Jahrhundert und in dem sogenannten codex argenteus folgen die deutschen Wörter in eben der Ordnung auf einander, wie die Wörter in den übersetzten Urschriften: welches unwidersprechlich beweist, daß die Syntax der ältern Zeit viel freyer war, als unsere heutige

1) Gött. histor. Mag. VII. 441. 42.

Syntax ist. In den Sprachen der dunkelfarbigen und häßlichen Völker, selbst der Chinesen und anderer südlichen Asiaten finden gar keine Inversionen statt, weil jede Wortversetzung den Sinn der Rede gänzlich verändern würde.

So nothwendig es war, daß die ursprüngliche Verschiedenheit sowohl der Organen, als der Geisteskräfte von Völkern von Anbeginn an eine gleiche Verschiedenheit menschlicher Sprachen hervorbrachte; eben so nothwendig war es, daß die ursprüngliche Aehnlichkeit von beyden auf der andern Seite entsprechende Zusammenstimmungen der Sprachen der verschiedensten Völker erzeugte. Die menschlichen Sprachen sind sich bey aller ihrer Verschiedenheit darin ähnlich, daß sie dieselbigen wesentlichen Redetheile mit einander gemein haben: daß sie handelnde und leidende Gegenstände durch Hauptwörter, die Beschaffenheiten derselben durch Beywörter, und ein gewißes Seyn, Handeln und Leiden durch Zeitwörter ausdrücken. Wenn sie auch nicht die Zahl, das Geschlecht, und die Beziehung der handelnden und leidenden Gegenstände durch Numeros, Genera und Casus, oder die Zahl und Gemüthstimmung der redenden Personen, so wie die Zeiten des Handelns und Leidens in ihren Verbis andeuten; so ersetzen sie die einen und die anderen entweder durch die Stellung von Wörtern oder durch Flickwörter. Die meisten menschlichen Sprachen haben gleichfalls Adverbia, Pronomina und Präpositionen; und diejenigen, denen diese Redetheile mangeln, ergänzen solche Lücken entweder durch den Gebrauch von Substantiven und Adjectiven, oder durch neue Substantiva, oder durch Präfixa und Suffixa. Auch gibt es keine menschliche Sprache ohne gewiße Gesetze, nach welchen die

verschiedenen Redetheile mit einander verbunden werden, und sich einander modificiren.

Alle, auch die verschiedensten menschlichen Sprachen stimmen ferner darin überein, daß die Urheber zuerst tönende Gegenstände durch die Nachahmungen ihrer eigenthümlichen Töne bezeichneten, und daß daher ihre ersten oder sogenannten Wurzelwörter insgesammt aus Onomatopoieticis bestanden. Freylich gaben dieselbigen Gegenstände nicht immer dieselbigen Töne von sich. Verschiedene Völker hörten dieselbigen Töne wegen der Verschiedenheit ihrer Gehörorgane nicht auf dieselbige Art, und konnten sie wegen der Verschiedenheit ihrer Sprachwerkzenge nicht auf gleiche Art nachahmen. Hieraus kann man begreifen, warum die Onomatopoietica in den menschlichen Sprachen so sehr von einander abweichen. Nichts desto weniger ist es unläugbar, daß in den Nachahmungen derselbigen Töne, und in den Bezeichnungen derselbigen tönenden Gegenstände selbst unter den verschiedensten Völkern eine gewiße Aehnlichkeit entstehn und daß diese Aehnlichkeit um desto größer werden mußte, je ähnlicher die Gehör- und Sprachorganen von Völkern waren.

Nach demselbigen Gesetze oder derselbigen geheimen Anleitung der Natur, nach welcher die ersten Menschen tönende Gegenstände durch die Nachahmungen ihrer Töne ausdrückten, bezeichneten sie die verschiedenen Sprach-Werkzeuge mit Wörtern, in welchen einer oder mehrere derjenigen eigenthümlichen Mitlauter vorkommen, die durch jedes Organ hervorgebracht werden; und mit Recht also nannten große Sprachforscher die Namen der Sprach-Werkzeuge in eben der Bedeutung natürlich, in welchem es die Onomatopoietica sind [1]). Das heißt, solche

1) De Brosses I. §. 77.

Wörter, auf welche der Mensch durch die allgemeinen Anlagen seiner Natur hingeführt wurde. Es ist wahr, daß nicht alle Völker durch dieselbigen Organen dieselbigen Buchstaben hervorbringen können: daß fast alle Organe mehrere Mitlauter hervorbringen, und daß man unter diesem Volke diesen, unter einem andern Volk, einen andern Mitlauter zur Bezeichnung desselbigen Organs wählen konnte: daß endlich die gewählten charakteristischen Buchstaben unter verschiedenen Völkern auf verschiedene Arten zu ganzen Wörtern ergänzt werden mußten. Meine Absicht ist aber nicht zu beweisen, daß, wenn auch alle Sprach-Erfinder der geheimen Leitung der Natur in der Bildung der Sprache folgten, daraus eine größere oder geringere Aehnlichkeit der Bezeichnungen mancher Dinge entstehen konnte [1]).

1) Zu den natürlichen Wörtern rechnete de Brosses I. §. 73. — auch die beyden Labial-Wörter, Mama und Papa, wodurch in den verschiedensten Sprachen Vater und Mutter angedeutet werden. Da diese Wörter unter einer großen Menge von Völkern die reinsten und leichtesten sind, welche Kinder aussprechen können; so ist es begreiflich, daß man sie in sehr vielen Sprachen antrifft. Allein ich trage doch Bedenken, sie deswegen zu den natürlichen Wörtern zu rechnen. Erstlich fehlen diese Wörter in sehr vielen slavischen und Südsee-Sprachen gänzlich, wie die Einsicht der Sprach-Tabellen beym Spangenberg und Cook lehrt. Zweytens hätten nach dem Gesetze der Onomatopoie eher die Kinder, als die Eltern mit einem der beyden angeführten Labial-Wörter belegt werden sollen. Drittens scheint nicht der geringste natürliche Grund vorhanden zu seyn, warum Vater und Mutter mit den Wörtern bezeichnet wurden, die sich in den europäischen Sprachen finden. Auch gibt es in der That Sprachen, unter anderen die Malayische — Dampier

Nationen mögen so sehr von einander verschieden seyn, als sie wollen; so gleichen sie doch mehr oder weniger, wie schon die Alten bemerkten, musikalischen Instrumenten, an welchen keine Saite berührt werden kann, ohne daß nicht die übrigen nachtönten oder mittönten [1]). Vermöge des natürlichen Zusammenhanges oder vielmehr Zusammenstimmens der Nerven wurde das Ohr der ersten Sprachbildner so gut, als das unsrige, von allen angenehmen und unangenehmen Gegenständen, welche auf die übrigen Sinne wirkten, auf eine ähnliche Art gerührt, als wenn angenehme oder unangenehme Töne die Gehörnerven unmittelbar getroffen hätten; und den Gehörnerven stimmten sich wiederum die Nerven der Sprach-Organe gleich. Eine nothwendige Folge dieser Organisation war, daß man unter allen Völkern und in allen Sprachen nicht blos Objecte, welche das Ohr angenehm oder unangenehm rührten, sondern alle angenehme und unangenehme Gegenstände überhaupt mit entsprechenden Tönen bezeichnete: die angenehmen mit sanften, die unangenehmen mit rauhen Wörtern. Auch bey dieser in der Natur gegründeten Bezeichnung angenehmer und unangenehmer Gegenstände mußten nothwendig beträchtliche Verschiedenheiten oder Gegensätze in den Benennungen einzelner

II. 230. in welcher der Vater mit dem Worte, das in Europa die Mutter, und die Mutter mit dem Worte, das den Vater bezeichnet, benennt werden.

1) Cicer. de Orat. III. c. 57. Omnis enim motus animi suum quendam a natura habet vultum, et sonum, et gestum: totumque corpus hominis, et ejus omnis vultus, omnesque voces, ut nervi in fidibus, ita sonant, ut e motu omnis quoque sunt pulsue.

zelner Dinge entstehen. Dieselbige Objekte wirken nicht auf die Sinne aller Völker auf eine gleichförmige Art, sondern erregen in den einen Vergnügen, in den anderen Unlust, und noch in anderen weder das eine, noch die andere. Bey so abweichenden Impressionen derselbigen Dinge mußten die Benennungen derselben eben so verschieden werden. Hiezu kam noch, daß die Organen verschiedener Völker nicht alle in gleichem Grade fähig waren, die Töne oder Wörter den Eindrücken der Dinge angemessen zu machen. Töne oder Wörter, die dem einen Volke lieblich klangen, schienen dem andern rauh oder unlieblich, und umgekehrt.

Nach eben dem Gesetze, nach welchem man in allen Sprachen angenehme Gegenstände mit sanften, unangenehme mit rauhen Tönen ausdrückte, bestrebte man sich auch, die übrigen Beschaffenheiten der Dinge durch Wörter anzudeuten, die mit denselben eine natürliche Aehnlichkeit hatten. Es war also nicht Zufall, sondern eine geheime Anleitung der Natur, daß in allen, wenigstens den bekanntesten Sprachen, die Benennungen platter Gegenstände ein oder mehrere L: die von zischenden ein S oder Z: die von rauhen oder kraftvollen eine oder mehrere R: die von fließenden F L: die von beständigen oder feststehenden, S T: die von hohlen oder lockeren S: die von hauchenden oder wallenden A oder Ah enthielten [1]). Es

1) De Brosses I. §. 80. Leibnitz in den Misc. Berolin. I. p. 2. Oeuvres posthumes p. 240. 241. Ich führe blos aus der letzten Stelle folgende Worte an: Il semble, que par un instinct naturel les anciens Germains, Celtes, et autres peuples, apparentés avec eux, ont employé la lettre R pour signifier un mouvement violent, et un bruit tel, que celui de cette lettre. Cela paroit dans ῥέω. rinnen, ruren, rutis, le Rhin, Rhône, Roer, Rhe-

ist unläugbar, daß die angeführten Selbstlauter und Mitlauter wegen ihrer Aehnlichkeit oder Verwandtschaft mit den auszudrückenden Gegenständen gewählt wurden, und daß das allgemeine Bestreben, Töne und Wörter der Natur von Dingen anzupassen, mancherley Uebereinstimmungen in die Sprachen der verschiedensten Völker bringen mußte.

Völker mochten endlich von einander so verschieden seyn, als sie wollten; so fingen sie alle früh an, ihre Wurzelwörter mit geringen Abänderungen auf ähnliche nicht-tönende Gegenstände, und dann die

nus, Rhadanus, Eridanus, Rura, rauben, Radt, radere, rauschen, recken etc. On remarque aussi ce bruit, et mouvement violent dans riss, (rupture) avec quoi le latin rumpo, le grec ῥαγνυμι, le françois arrcher, l'italien Straccio ont de la connexion. Or comme la lettre R signifie naturellement un mouvement violent, la lettre L. en designe un plus doux. Aussi voyons nous, que les enfans et autres, à qui l'R. est trop dur, et trop difficile à prononcer y mettent la lettre L à la place, comme disant par exemple mon levelend pêle. Ce movement doux paroît dans leben, laben, lind, lenis, lentus, lieben, labi, laub, etc. — A première lettre suivie d'une petite aspiration fait Ah, et comme c'est une emission de l'air, qui fait un son assez clair au commencement, et puis évanouissant, ce son signifie naturellement un petit souffle, lorsque A et H ne sont guères forts. C'est de quoi ἀω, aer, aura, hauch, halure, haleine, ατμως, athem, adem ont en leur origine. Mais comme l'eau est un fluide aussi, et fait du bruit, il en est venu, ce semble, qu'Ah, rendu plus grossier par le redoublement, c'est-à-dire aha, ou ahha, a été pris pour l'eau. Les Teutons, et autres Celtes, pour mieux marquer le mouvement, y ont préposé leur W à l'un et à l'autre; c'est pourquoi wehen, wind, vent, marquent le mouvement de l'air, et waten, nadum, water le mouvement de l'eau ou dans l'eau.

Benennungen sichtbarer Dinge überhaupt auf ähnliche unsichtbare überzutragen [1]). Je ähnlicher die Wurzelwörter von Sprachen, und je auffallender die Verwandtschaften erst der tönenden und nicht-tönenden körperlichen Gegenstände, dann der sichtbaren und unsichtbaren Dinge waren; desto häufiger mußten selbst die abgeleiteten Wörter verschiedener Sprachen zusammenstimmend werden.

Wenn man sowohl die Gründe der Verschiedenheit, als die der Aehnlichkeit menschlicher Sprachen mit der Organisation oder dem Zustande der älteren und neueren bekannten Sprachen zusammenhält; so wundert man sich viel weniger darüber, daß die Sprachen verschiedener Völker manche Aehnlichkeiten mit einander gemein haben, als daß die Sprachen der am nächsten verwandten Völker so oft gänzlich von einander verschieden sind.

Es gibt unläugbar natürliche Verwandschaften oder Stämme, und Familien von Sprachen, wie von Völkern. Auch entsprechen im Ganzen die Stämme und Familien von Sprachen den Stämmen und Familien der Nationen, welche sie reden. Man kann daher im Allgemeinen behaupten, daß Sprachen einander um desto ähnlicher sind, je mehr die Naturen von Völkern mit einander übereinstimmen. Es ist unter den größten Sprachforschern lange anerkannt, daß die Sprachen der alten nicht-slavischen Völker Europens einander nahe verwandt waren: daß aber doch die germanischen Mundarten viel weniger von einander abwichen, als diese sich von den Dialekten der eigentlichen Celtischen, der Ligurischen, Illyri-

1) Viele Beyspiele führen de Brosses II. 194. 241. et sq. p. und Leibnitz Oeuvres posthumes p. 239. 240. an.

schen, Griechischen, Thracischen u. s. w. Sprachen unterschieden. Die Aehnlichkeiten der alt-europäischen Sprachen sind allein aus der Aehnlichkeit der Naturen oder der körperlichen und geistigen Anlagen der Völker, welche sie redeten, erklärbar, ohne daß man nöthig hat, anzunehmen, daß die Völker oder Sprachen von einander abstammten oder eines gemeinschaftlichen Ursprungs waren. Keiner sah dieses besser ein, als Leibnitz [1]; und doch fiel dieser große Gelehrte in den gemeinen Wahn zurück, daß alle alt-europäische Sprachen Töchter einer gemeinschaftlichen Mutter, und wahrscheinlich in Asien entsprungen seyen [2]. Nach dem Urtheil aller berühm-

1) Oeuvres posthumes p. 239. Mais supposé, que nos langues soient derivatives, quant au fond elles ont néanmoins quelque chose de primitif en elles mêmes, qui leur est survenu par rapport à des mots radicaux, et nouveaux radicaux, formez depuis chez elles par hazard, mais sur des raisons physiques. Ceux, qui signifient les animaux, ou en sont venus, en donnent des exemples. Tel est par exemple le latin coaxare, attribué aux grénouilles, qui a du rapport au conaquen, ou quaken en Allemand etc.

2) l. c. p. 238. or la langue ou le dialecte de ces anciens Gots est très différent du Germanique moderne, quoiqu'il y ait le même fonds de langue. L'ancien Gaulois en étoit encore plus différent à en juger par la langue plus approchante de la vraye Gauloise, qui est celle du pays de Gales, de Cornvaille, et le Bas-Breton; mais le Hibernois en différe encore d'avantage, et nous fait voir les traces d'un langage Britannique, Gaulois et Germanique, encore plus antique. Cependant ces langues viennent toutes d'une source, et peuvent être prises pour des altérations d'une même langue, qu'on pourroit appeller la Celtique. Aussi les Anciens appelloient-ils Celtes tant les Ger-

ten Sprachforscher waren selbst die verschiedensten Sprachen der nicht-slavischen Völker Europens nie einander mehr ähnlich, als sie mit den slavischen oder sarmatischen Mundarten zusammen stimmten; und doch enthalten auch diese viele dem Germanischen verwandte Wörter [1]). Wenn, wie es scheint, die Mundarten der slavischen Völker von jeher weniger von einander verschieden waren, als die Sprachen der nicht-slavischen Nationen Europens; so kann man daraus mit Recht schließen, daß die Naturen oder Organisationen aller slavischen Völkerschaften mehr übereinstimmten, als die körperlichen uud geistigen Anlagen der nichtslavischen Nationen unsers Erdtheils. Die europäischen Slaven näherten sich den ackerbauenden Völkern des westlichen Asiens viel mehr, als die Germanier, Celten, u. s. w. Man könnte daher auch erwarten, daß die morgenländischen Sprachen manche Wörter mit den slavischen, nicht aber, daß sie eben so viele mit der deutschen, griechischen und lateinischen Spra-

mains, que les Gaulois, et en remontant d'avantage, pour y comprendre les origines tant du Celtique, et Latin, que du Grec, qui ont beaucoup de racines communes avec les langues Germaniques ou Celtiques, on peut conjecturer, que cela vient de l'origine commune de tous ces peuples descendus des Scythes, venus de la mer noire, qui ont passé le Danube et la Vistule, dont une partie pourroit être alliée en Grèce, et l'autre aura rempli la Germanie et les Gaules; ce qui est une suite de l'Hypothèse, qui fait venir les Européens de l'Asie.

2) Leibnitz übertrieb fast gewiß die Verwandtschaft der germanischen und slavischen Sprachen, wenn er sagte: p. 238. l. c. Le Sarmatique, supposé que c'est l'Esclaron, a sa moitie pour le moins d'une origine, ou Germanique, au commune avec la Germanique.

che gemein hätten [1]). Um desto mehr fiel es schon lange auf, daß gerade die Sprache desjenigen morgenländischen Volkes, was von Europa am weitesten entfernt ist, nämlich der Perser, so viele slavische, griechische und deutsche Wörter enthält [2]): Man erklärte das Daseyn so verschiedener europäischer Wörter im Persischen bald aus den Eroberungen der Griechen und aus den Einfällen germanischer und slavischer Völker in Asien: bald aus den Voraussetzungen, daß alle menschliche Sprachen aus Einer Ursprache abgeleitet seyen, oder daß die Deutschen sowohl, als die Slaven, ursprünglich im mittleren Asien gewohnt, und sich von da aus nach Europa aufgemacht hätten. Die erste unter diesen Vermuthungen ist die einzige zulässige oder annehmliche. So lange die Sarmaten in den sogenannten sarmatischen Ebenen hausten, fielen sie häufig in das westliche Asien ein. Eben dieses thaten die Gothen, und lange vor den Gothen die Cimmerier und Trever, welche höchst wahrscheinlich germanische Völker waren. Viel-

1) Leibnitz l. c. p. 239. Or toutes ces langues de la Scythie ont beaucoup de racines communes entre-elles, et avec les nôtres, et il se trouve, que même l'Arabique, sous laquelle l'Hébraique, l'ancienne Punique, la Chaldéenne, la Syriaque, et l'Ethiopique des Abyssins doivent être comprises, en a d'un si grand nombre, et d'une convenance si manifeste avec les nôtres, qu'on ne le sauroit attribuer au seul hazard, ni même au seul commerce, mais plûtot aux migrations des peuples.

2) Man s. Salmasii Commentarium de Hellenistica II. 395. et sq. p. Dann Hyde de religione veterum Persarum p. 428. Adelungs Mithridates I. 277. 279 S. Bes. Herrn Brigels Aufsatz im ersten Bande des Archivs für Ethnographie und Linguistik. S. 332—340.

leicht begaben sich Haufen von germanischen Kriegern an die Höfe der medischen und persischen Könige und Satrapen, um ihnen als Trabanten oder Leibwachen zu dienen, wie in späteren Zeiten die Turcamannen dienten; und so wie diese ihre Sprache zur Hofsprache der persischen Könige machten, so konnten Cimmerische, Trevische und Gothische Krieger ein Gleiches thun. Die Ausdrücke, welche die persische Sprache mit der griechischen und deutschen gemein hat, bestehen nur dem kleinsten Theile nach aus Anomatopoieticis und anderen natürlichen Wörtern, die von den Persern auf eine ähnliche Art hätten gebildet werden können, wie von den Deutschen [1]). Sie bezeichnen vielmehr entweder Zahlen oder Grade der Bluts-Freundschaft oder Gliedmaaßen des menschlichen Leibes oder Theile von Wohnungen, und selbst Fürwörter [2]): lauter Klassen von Benennungen, bey welchen sich eine genaue Uebereinkunft ohne die Gemeinschaft der Völker, welche die Wörter mittheilten und annahmen, nicht denken läßt. Viel räthselhafter, als das Vorhandenseyn deutscher und griechischer Wörter im Persischen, ist die Erscheinung, daß sich deutsche und lateinische Wörter in der Sprache der Bewohner der Insel Sa-

1) Dergleichen sind, Salmasius l. c. p. 396. 397. Dandam, cui respondet casus tertius Graecorum οδοντα. Belgice vocant Tand. Lab, labium, Graece λεπας, quodcunque prominens. Lipam vulgo vocamus ex Germanico vel Belgico. Εποψ upupa, Persice quoque sic vocatus. Griphten est capere, Graece γριπιξειν, Germanico Greiffen, Belgice Grypen.

2) Tu Persice . . . Nam et Germani Tu dicunt. l. c.

phalien in der Mündung des Amur finden [1]). Dies Factum wäre durchaus unerklärlich, wenn man nicht aus der Farbe, der Körperbildung, der Geistes- und Gemüthsart dieser Insulaner wüßte, daß sie Abkömmlinge irgend eines tatarischen Stammes seyen, der durch unbekannte Schicksale bis in den äußersten Osten von Asien getrieben worden, und der vor dem Ausgange aus seinem ursprünglichen Vaterlande, wenn auch nicht mit Römern und Deutschen bekannt werden, wenigstens die Bruchstücke europäischer Sprachen von den Persern empfangen konnte. — Ich halte es für nöthig, meinen Lesern eine oben mitgetheilte Bemerkung in's Gedächtniß zurück zu rufen: daß nämlich nach den Zeugnissen und Winken der griechischen und römischen Schriftsteller die Sprachen des Orients in älteren Zeiten einander ähnlicher waren, als sie jezt sind, und daß die Sprachen des Morgenlandes sich viel mehr, als die Völker geändert haben.

Bey der mangelhaften Kenntniß, welche man vor einem Jahrhundert von den Sprachen des östlichen Asiens hatte, war es Leibnitzen zu verzeihen, daß er die türkische oder tatarische Sprache auch für die Sprache der mongolischen Völker hielt [2]).

1) III. 77. 79. Pérouse; ce n'est pas sans étonnement, que j'aientendu dans leur langue, .. le mot chip pour un vaisseau tou, tri pour les nombres deux et trois. Ces expressions .. ne seroient-elles pas une preuve, que quelques mots semblables dans des langues diverses ne suffisent pas pour indiquer une origine commune. — Perouse hielt die drey Ausdrücke ohne Grund für Englisch.

2) De originibus gentium in den Miscellaneis Berolinensibus p. 6. Cognatam esse Turcicae Tartaricam Præcopensem constat, et Calmuccos imo et Mogallos, ipsi illi Orientaliores Tartari: sinis

Allein neuere Sprachforscher sollten die tatarische oder türkische Sprache eben so wenig mit der mongolischen oder mandschurischen, als die Tataren mit den Mongolen verwechseln. Die Sprachen der Tataren und Mongolen sind eben so sehr von einander verschieden, als die Völker selbst [1]). Die Zahl der Wörter, welche die Tataren mehr von den Mongolen, als diese von jenen angenommen haben, ist nach dem langen Zusammenwohnen dieser Völker und der abwechselnden Herrschaft, welche die Einen über die Anderen ausgeübt haben, sehr unbedeutend [2]). Die mongolischen Sprachen bilden einen besondern Sprachstamm, wie die mongolischen Völker einen eigenen Völkerstamm ausmachen. Die Thibetaner und Kalmücken, die Mongolen, Thunguſen und Burâten reden blos verschiedene Mundarten Einer Grundsprache, die über das ganze östliche und einen Theil des nördlichen Asiens herrscht.

Ein anderer weit verbreiteter Sprachstamm ist der finnische. So lange man weder die echten noch die unechten Finnen und ihre Sprachen genau kannte,

imperantes, multa habent cognata Turcis vocabula, ex quibus nonnulla mihi R. P. Banoctus suppeditavit. *Oeuvres Posthumes* p. 238. 239. Mais la lanque Tartaresque, qui a rempli de Nord-Est de l'Asie, avec ses variations, parôit avoir été celle des Huns, et des Comans, comme elle l'est des Usbecs, ou Turcs, des Calmucs, et des Mugalles.

1) Pallas mongol. Völkersch. I. S. VIII—X. Vorrede, und Text S. 3. 4.

2) Zu den Wörtern, welche die Mongolen nicht blos mit den Tataren, sondern mit vielen andern Völkern in Asien und Europa gemein haben, zählt Leibnitz Mar Pferd und Can oder Chan König. Miscellanea Berolin. p. 3.

sondern blos unbestimmt hörte, daß finnische oder dafür gehaltene Mundarten bald tatarische, bald slavische und germanische Wörter enthalten, ja daß sogar die Sprache der Ungaren der Sprache der Lappen ähnlich sey; so lange war es nicht zu verwundern, daß man die finnische Sprache mit allerley europäischen und asiatischen Sprachen verwandt glaubte: daß man die verschiedensten Sprachen verwechselte, und die verschiedensten Völker für Zweige Eines gemeinschaftlichen Stammes erklärte [1]). Fischer hätte alle diese Fehler verbessern können und verbessern sollen. Er that dieses nicht allein nicht, sondern machte sich noch neuer Fehler und zugleich der gröbsten Widersprüche schuldig. Da ich zu dem, was ich in der Untersuchung über die Finnen von den angeblich finnischen Stämmen und Mundarten gesagt habe, nichts wichtiges hinzuzusetzen weiß; so begnüge ich mich hier blos mit der Bemerkung, daß es zu bedauern ist, daß kein Reisender oder Sprachforscher die finnischen Mundarten genau und geflissentlich mit den mongolischen verglichen hat. Wenn die Sprachen der Finnen und Mongolen sich wie die Völker verhielten, so müßten die ersteren auch ohne eine in-

1) Leibnitz Oeuvr. posth. p. 238. Le Sarmatique a sa moitié pour le moins d'une origine ou Germanique, ou commune avec la Germanique. Il en paroit quelque chose de semblable même dans le langage Finnois . . Le langage des Finnoiniens . . qui est encore celui des Lappons, s'étend depuis l'océan Germanique, ou Norvagien plûtot, jusques vers la mer Caspienne, et a du rapport au Hongrois, venu des pays, qui sont maintenant en partie sous les Moscovites. . . Or toutes ces langues de la Scythie ont beaucoup de racines communes entre-elles, et avec les nôtres . . Auch in den Miscellan. Berolinensibus p. 8.

nige Gemeinschaft oder Vermischung der lezteren nahe mit einander verwandt seyn. Es ist nicht zu verwundern, daß ein Lette ungrisch verstand [1]). Allein zu verwundern wäre es, wenn, wie Snell versichert, eine der lettischen ähnliche Mundart unter den Kalmücken gesprochen würde.

Keiner der bisher erwähnten Sprachstämme ist so weit verbreitet, als diejenige Sprache, die in mancherley Mundarten sowohl von den nicht-schwarzen Bewohnern der Südländer und Südsee-Inseln, als auf den ostindischen Eylanden geredet wird [2]). Es ist durchaus unmöglich, daß die Bewohner der am meisten von einander entfernten Südländer und Südsee-Inseln eines gemeinschaftlichen Ursprungs seyn, oder daß die einen von den anderen abstammen könnten. Die Aehnlichkeit ihrer Sprachen läßt sich daher nicht anders, als aus der Voraussetzung erklären, daß die Natur die äußeren und inneren Anlagen, besonders die Organen der Sprache und Stimme sowohl in den ostindischen als Südsee-Insulanern so ähnlich bildete, daß diese sehr viele Gegenstände mit denselbigen oder doch mit ähnlichen Wörtern bezeichneten.

1) Snell S. 163.

2) Die vornehmsten Zeugnisse habe ich in der Untersuchung über die Bevölkerung der Südländer und Südsee-Inseln angeführt. Diesen füge ich nur noch das von Marsden S. 165. 166. und dann die Bemerkung hinzu, daß einzelne Wörter dieser Sprache selbst in den Inseln und Ländern angetroffen werden, deren Einwohner Neger oder wenigstens Schwarze sind. Forster, II. 267. Reland Diss. XI. p. 129. Dies ist eben so wenig befremdend, als daß in mehreren Südländern und auf manchen Südsee-Inseln schwarze und nicht-schwarze Bewohner beysammen sind.

Die Beyspiele von mehreren der bisher genannten Völker, besonders die der Insulaner der Südsee, beweisen, daß man nicht einmal aus einer großen Verwandtschaft von Sprachen auf einen gemeinschaftlichen Ursprung von Völkern oder auf die Abstammung der einen von den anderen schließen könne. Diese durchaus verwerfliche, wenn gleich allen Sprachforschern gemeine Art zu schließen wird um desto unsicherer, je geringer die Uebereinstimmungen von Sprachen sind. Fischer erklärte mehrere Völker für finnische Stämme, wenn gleich ihre Sprachen dem größten Theile nach slavisch oder tatarisch waren, und nur eine kleine oder mäßige Zahl von finnischen Wörtern enthielten. Unzählige Fälle und namentlich das Vorhandenseyn von slavischen und deutschen Wörtern in der persischen, und von lateinischen und deutschen Ausdrücken in der Sprache der Einwohner der Insel Naphalien, lehren, daß Sprachen mehrere oder wenigere Wörter der entferntesten und verschiedensten Völker erhalten können, ohne daß man die Zeiten und Wege, in welchen und auf welchen die Wanderungen der Wörter geschehen sind, anzugeben, oder nur zu errathen vermag.

Noch viel auffallender, als die Aehnlichkeit der Sprachen verschiedener Völker, sind die häufigen Beyspiele einer gänzlichen Verschiedenheit der Sprachen solcher Nationen, welche man, wenn man sie auch nicht eines gemeinschaftlichen Ursprungs oder von einander abstammend glauben kann, doch für natürlich verwandt erklären muß. Wer erstaunt nicht darüber, daß die drey Hauptvölker des Kaukasus, die Tscherkessen, die Lesghis und die Georgianer, welche seit Jahrtausenden so nahe beysammenwohnen und in Ansehung der körperlichen Beschaffenheiten einan-

der so ähnlich sind, drey gänzlich von einander verschiedene Sprachen reden? Nicht weniger befremdend ist es, daß die Armenier eine ganz eigenthümliche Sprache haben, und daß die türkische, die persische und arabische Sprachen so sehr von einander abweichen. In Hindostan finden sich viele Bergvölker, deren Sprachen nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit der Shanscritsprache haben. Die Sprachen aller Völker, die zu dem Stamme der Hindus gerechnet werden, enthalten zwar alle Shanscritwörter. Allein wie unendlich verschieden sind doch die Sprachen und Mundarten der Hindus verschiedener Provinzen! [1]) Eine ähnliche Verschiedenheit von Sprachen dauert bis auf den heutigen Tag in allen hinterindischen Reichen, in China und auf manchen ostindischen Inseln fort. Die Neger der Südsee weichen von den helleren, besonders den schönen Insulanern in allen Stücken so sehr ab, daß man es auch ohne die Zeugnisse von Reisenden erwarten müßte, daß die Sprachen der ersteren von denen der lezteren verschieden seyen. Allein das sollte man nicht vermuthen, daß die Sprachen der Südsee-Neger auch von einander gänzlich verschieden sind [2]), und daß die Buschmänner in Neu-Holland ganz anders reden, als die Uferbewohner. Eine noch größere Verschiedenheit von Sprachen trifft man unter den Negern in Afrika an. An der Küste von Guinea allein werden sieben bis acht verschiedene Sprachen und Mundarten geredet [3]). Unter diesen weichen drey oder vier so sehr von einander ab, daß man auch nicht die geringste Verwandtschaft unter denselben wahrnehmen kann. Die uner-

1) Ascat. Res. VII. 226—230. 461.
2) Forsters Beobacht. S. 347.
3) Bosmann S. 162. Reland Diss. XII. p. 159.

klärlichsten Erscheinungen in Rücksicht auf die Mannichfaltigkeit von Sprachen und Mundarten bietet die neue Welt dar. Die Bewohner keines andern Erdtheils sind einander von Natur so ähnlich und so wenig mit Fremden vermischt worden, als die ursprünglichen Amerikaner. Wegen dieser sonst beyspiellosen Aehnlichkeit und Unvermischtheit der Einwohner von Amerika sollten also auch die Sprachen nirgends gleichförmiger, als in der neuen Welt seyn. Dies ist aber so wenig der Fall, daß man vielmehr in diesem Abschnitt der Erde die größte Menge und Verschiedenheit von Sprachen und Mundarten antrifft und zwar im mittlern und südlichen Amerika noch viel mehr, als im nördlichen [1]). Als Charleroix [2]) und Carrer [3]) im nördlichen Amerika nur drey oder vier Hauptsprachen annahmen, kannte man die nördlichsten und westlichen Gegenden lange so genau nicht, als man sie jetzt kennt. Die Zahl der Sprachen im nördlichen Amerika ist beträchtlich größer, als die beyden genannten Schriftsteller sie schätzten. Dessen ungeachtet bleibt es immer wahr, daß sie ohne Vergleichung weniger vervielfältigt sind und eben deßwegen in einem größern Gebiet herrschen, als die Sprachen des mittlern und südlichen Amerika's. Zu Charleroix's Zeiten konnte derjenige, der der huronischen Sprache mächtig war, sich in einem Umfange oder auf einer Strecke von 1500 Stunden verständlich

1) Das Urtheil des Herrn von Murr über die Verschiedenheit und Aehnlichkeit der amerikanischen Sprachen findet man in seiner Vorrede zum ersten Theil seiner Nachrichten von verschiedenen Ländern des spanischen Amerika's. S. XII. u. f. Halle 1809.

2) Journal p. 185.

3) p. 418.

machen. Wie ganz anders verhält sich dieses schon in Californien und in Süd-Carolina! Auf der californischen Halbinsel stand Begert einer Mission von ohngefähr fünfhundert Menschen vor. Unter diesen wenigen Hunderten von Wilden wurden zwey ganz verschiedene Sprachen und eilf verschiedene Dialekte geredet [1]). In Süd-Carolina war ohngefähr um dieselbige Zeit eine kleine Völkerschaft, die nicht mehr als 400 Krieger und nicht weniger, als zwanzig abweichende Dialekte zählte [2]). An den Ufern des Oronoko's [3]) und des Amazonenflusses [4]), so wie in Paraguay [5]), herrschen hundert bis hundert fünfzig verschiedene Sprachen und Mundarten. Die ähnlichsten unter diesen Mundarten weichen wenigstens so sehr von einander ab, als das Spanische und Französische. Manche sind selbst in Rücksicht auf die Wurzelwörter und die ganze innere Struktur von einander verschieden. Wie war es möglich, fragt man mit Recht, daß Völkerschaften, die in Rücksicht ihrer ganzen Organisation, ihrer Lebensart, Sitten und der sie umgebenden Natur so übereinstimmten, wie die Wilden im südlichen Amerika, daß diese so viele Sprachen und Mundarten erhielten? Die Mannichfaltigkeit von Mundarten könnte man allenfalls mit Roland [6]) daher erklären, daß die Sprachen der

1) Begert S. 94—97. In allen Missionen sind sechs gänzlich verschiedene Sprachen vorhanden. S. 176.
2) Adair p. 224. Nach dem P. Och fand man zwischen Mexiko und der Pineria 32 verschiedene Sprachen und Mundarten. S. 75.
3) Gumilla, II. 190. 193.
4) Lettr. Edif. IX. 35.
5) Lettr. Edif. IX. 56. Charleroix, II. 237. Dobrizhofer, II. 269.
6) Dissert. XII. de linguis Americanis §. 7. p. 154. 55.

Amerikaner nicht durch Schrift und geschriebene Werke fixirt werden, und daß sie eben deßwegen leichter in Dialekte zerfallen, als die Sprachen gebildeter Nationen. Allein derselbige Grund reicht nicht hin, um die gänzliche Verschiedenheit der Sprachen von benachbarten und so ähnlichen Völkern zu erklären, daß die größten Beobachter von ihnen sagten: sie seyen nicht sowohl gleich, als Eins. So wenig man also aus der Aehnlichkeit von Sprachen den gemeinschaftlichen Ursprung oder die gegenseitige Abstammung sowohl der Sprachen selbst, als der Völker, welche sie reden, folgern darf; eben so wenig kann man mit Sicherheit aus der größten Aehnlichkeit von Nationen auf eine gleiche Verwandtschaft von Sprachen zurückschließen. Die Natur verband nicht immer mit einer großen Aehnlichkeit aller übrigen Anlagen der Menschen eine entsprechende Gleichförmigkeit der Sprachorgane, und daher geschah es, daß ähnliche Völker bald eben so ähnliche, bald aber auch gänzlich verschiedene Sprachen reden.

Ein nicht minder sonderbares Phänomen, als die Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der Sprachen der ähnlichsten Nationen ist dieses, daß so viele Völker bald als Ueberwinder oder Ueberwundene, bald als Bekehrer oder Bekehrte, bald als Eingewanderte oder Nachbaren ihre Sprachen gegen andere vertauschten, oder sie wenigstens durch die Aufnahme der verschiedensten fremden Wörter verunstalteten. Die Könige des Morgenlandes wählten von jeher ihre Trabanten, Leibwachen und selbst ihre Hofbedienten meistens aus Fremdlingen, denen sie mehr Ergebenheit oder Muth und Fähigkeiten, als ihren eigenen Unterthanen zutrauten. Die begünstigten Fremdlinge behielten ihre Sprachen bey und machten sie gewöhn-

wöhnlich an den Höfen, denen sie dienten, herrschend. So wie in neueren Zeiten die türkische Sprache am persischen, die persische sowohl am türkischen als am Hofe des großen Moguls die Sprache der Herrscher und Vornehmen war, so beschloß nach den Nachrichten oder Ueberlieferungen der Perser ein König Beranghur, daß man künftig an seinem Hofe nicht mehr das Persische oder die pohlari, sondern die medische Sprache reden solle [1]). Man nannte die neue Sprache Deri oder die Hofsprache, und diese Hofsprache verbreitete sich bald über das ganze Volk so sehr, daß sie die alte Nationalsprache verdrängte. Nach dem Umsturz des persischen Reichs ward die griechische Sprache die herrschende nicht blos in den meisten Gegenden der asiatischen Halbinsel, sondern vorzüglich in Syrien. Der griechischen Sprache folgten in denselbigen Abschnitten von Asien die Sprachen der arabischen und türkischen Bekehrer, Eroberer und Beherrscher. Durch die Ausbreitung dieser Sprachen wurden die alten Volkssprachen auf der asiatischen Halbinsel, in Syrien, Assyrien und Chaldäa, in Aegypten und im nördlichen Afrika unterdrückt. Wo man sonst syrisch oder chaldäisch, koptisch oder punisch geredet hatte, sprach man entweder arabisch oder türkisch. Alle morgenländische Völker, welche den Koran annahmen, nahmen mit diesem heiligen Buche auch die Sprache desselben an, und vermischten ihre Sprachen mehr oder weniger mit arabischen Wörtern. Selbst die neuere Büchersprache der Perser besteht größtentheils aus arabischen Wörtern. Kein Volk in Asien ist von Fremdlingen und fremden Sitten mehr abgewandt, als die Hindus.

1) Hyde, l. c. p. 414. 421.

Nichts desto weniger bildeten selbst die Hindus eine neue Sprache, die Shanscritasprache, von welcher manche Gelehrte vermutheten, daß sie von Anbeginn an, weiter nichts als eine bücher- und gottesdienstliche Sprache gewesen sey [1]). Die Brahminer nahmen in das Shanscrit eine Menge von griechischen, lateinischen und persischen Wörtern auf, und pflanzten mit ihrer Religion und ihren heiligen Schriften auch ihre gottesdienstliche Sprache über das östliche und südliche Asien fort [2]). Was die indische Sprache in Thibet, Ava, Pegu, Siam, Java u. s. w. wurde, das ward die arabische Sprache für die Malayen: nemlich gottesdienstliche und Büchersprache; und manche Wörter dieser fremden Büchersprache giengen auch in die verschiedenen Mundarten der malayischen Volkssprache über. Die Römer drangen den meisten von ihnen bezwungenen Völkern ihre Sprache auf; und während ihrer Herrschaft giengen zuerst die verschiedenen Volkssprachen in Italien, dann die illyrische und pannonische, die gallische und britannische, endlich die mancherley Sprachen in Spanien und Portugal ganz oder bis auf geringe Ueberbleibsel unter. Auch in späteren Zeiten verlernten viele deutsche Kolonisten in slavischen und anderen Ländern [3]), viele russische in Sibirien, viele französische auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung ihre Muttersprache und eigneten sich wie die Kubeschaner auf dem Kau-

1) Asiat. Res. VII. 201.

2) Vielleicht ist kein anderes fremdes Wort so weit verbreitet worden, als das aus dem Griechischen θεος oder dem Lateinischen deus entlehnte leway, dewah, clewatha u. s. w. durch die Hindus über alle ostindische Eylande bis nach Neu-Guinea hin verbreitet worden ist. Marsdin p. 253. 254.

3) Reise eines Liefländers, I. 29.

kasus die Sprachen der nächsten Umwohner zu. Die Gothen, für welche Ulfilas die Uebersetzung der vier Evangelien schrieb [1]), hatten nicht blos viele griechische und lateinische, viele slavische und tatarische Wörter, sondern auch manche Ausdrücke aus unbekannten barbarischen Sprachen angenommen, welche man nicht mehr nachweisen kann. Ueberdem weicht das Gothische des sogenannten Codex argenteus sowohl in den Abänderungen der Zeitwörter als in der Construction der Rede so sehr von allen ältern und neueren germanischen Mundarten ab, daß man es kaum für einen deutschen Dialekt halten kann [2]).

Die vornehmsten Resultate der bisherigen Betrachtungen über menschliche Sprachen sind folgende:

Selbst eine auffallende Aehnlichkeit von Sprachen berechtigt nicht zu der Voraussetzung, daß die Sprachen selbst oder die Völker, welche sie reden, von einander abstammen, oder eines gemeinschaftlichen Ursprungs sind. Die Aehnlichkeit von Sprachen kann ganz allein aus der Aehnlichkeit der Anlagen und Organe verschiedener Völker entstehen.

Sprachen können mehrere Wörter mit einander gemein haben, ohne daß sie übrigens verwandt sind, und die Völker, welche sie reden, jemals in der geringsten unmittelbaren Gemeinschaft standen. In den Sprachen der ostindischen Insulaner und der Ein-

1) Wachter in Misc. Berol. Continuatio I. p. 40. et sq.

2) Wachter l. c. p. 46. 47. Et hujus linguæ genius plane diversus est a natura et constitutione linguæ Germanicæ tam hodiernæ, quam veteris Alaman. Francon. et Anglosaxonicæ, non solum in vocibus propriis, sed etiam in communibus. ... Vnde apparet, linguam cod. Arg. esse peculiarem dialectum, Germanicæ haud omnino similem.

wohner der Insel Saghalien finden sich Wörter, die entweder griechischen oder lateinischen, oder deutschen Ursprungs sind. Kein Mensch wird deßwegen behaupten, daß die Griechen oder die Römer, oder die Deutschen jemals die erwähnten Eylande besucht hätten. Die Gothen, für welche Ulfilas die Uebersetzung der vier Evangelien schrieb, hatten eine Menge von griechischen, lateinischen, slavischen, tatarischen und anderen fremden Wörtern aufgenommen. Wie könnte es Jemanden einfallen, deßwegen zu behaupten, daß das Gothische allen diesen Sprachen verwandt, oder daß die Gothen mit den Völkern, deren Sprache sie redeten, eines gemeinschaftlichen Ursprungs gewesen seyen?

Völker können in allen übrigen Stücken höchst ähnlich seyn, und doch wegen einer gewißen Verschiedenheit der Sprachwerkzeuge gänzlich verschiedene Sprachen reden. Gänzliche Verschiedenheit der Sprachen ist also kein Beweis, daß die Völker, welche sie reden, in gleichem Grade verschieden sind.

Unzählige Völker entsagten aus allerley Veranlassungen den Sprachen ihrer Väter, und nahmen ganz andere Sprachen an. Einige wechselten sogar ihre Sprachen zu wiederholtenmalen.

Da also Aehnlichkeit von Sprachen weder gegenseitige Abstammung noch gemeinschaftlichen Ursprung von Völkern voraussetzt: da Sprachen Wörter gemein haben können, ohne daß die Sprachen übrigens verwandt, und die Völker, welche sie redeten, jemals in der geringsten Gemeinschaft waren: da unter den ähnlichsten Nationen die größte Verschiedenheit von Sprachen Statt findet, und zahllose Völker ihre Sprachen verändert haben, so kann man unmöglich die Sprachen allein zu einem Kriterio der

Verwandtschaft oder der Verschiedenheit, oder des gemeinschaftlichen Ursprungs von Völkern machen

Alle Sprach- und Geschichtforscher, welche annahmen, daß die verschiedenen Völker der Erde eines gemeinschaftlichen Ursprungs, und daß sie insgesammt aus irgend einer Gegend des westlichen Asiens ausgegangen seyen, behaupteten zu gleicher Zeit, daß es Eine Ursprache gegeben habe, und daß man diese unter den sogenannten aramäischen Sprachen oder Mundarten suchen müsse. Auch Leibnitz war dieser Meinung zugethan, und eine Bestätigung derselben fand er darin, daß gewiße Wörter allen Sprachen gemein seyen [1]: wobey er freylich nur einen Theil der europäischen und asiatischen, nicht aber die Sprachen der Neger, der Amerikaner und der Bewohner sowohl der Südländer als der Südsee-Insulaner vor Augen hatte. Aus dem Stamme der Ursprache bildeten sich nach Leibnitzens Urtheil zwey mächtige Sprachzweige, die den aramäischen und japhetischen Sprachen, unter welchen jene den Mittag, diese die Länder der Mitternacht erfüllten [2]. So

1) Oeuvr. posthumes p. 239 De Orig. Gentium in Miscell. Berolin. p. 3. Quoties igitur vox eadem, aut nonnihil transformata Britonibus, Germanis, Latinis, Græcis, Sarmatis, Finnis, Tartaris, Arabibus communis est, quod non adeo raro reperitur, vestigium præbet linguæ antiquæ communis. Ut vel dicendum sit, aliquando Europæ Asiæque potiora sub uno magno imperio fuisse, ubi communis quædam lingua dominata sit, vel potius, quod magis sacris literis consentit, cæteras gentes unius gentis, aut stirpis emissaria, coloniasque fuisse, quanquam in remotioribus paulatim detrita sint vestigia cognationis.

2) l. c. linguas ex antiqua illa latissime fusa derivatas, in binas species non male dividemus, Japeti-

wenig dieſe Gedanken von Leibnitz mit der Geſchichte der Sprachen und Völker übereinſtimmen, ſo haben ſie doch mehr Grund oder Schein als die Träumereyen der meiſten übrigen Schriftſteller, welche die Urſprache der erſten Menſchen aufſuchten, und die Uebereinſtimmung aller übrigen Sprachen mit dieſer vermeintlichen Urſprache zu zeigen ſich bemühten. Zu dieſen Träumereyen rechne ich Adelungs Gedanken über die Urſprache des erſten Stammvolks und über die älteſten Zweige dieſer erſten Urſprache nicht weniger als ſeine ſchwankenden Vermuthungen über die erſten Wohnſitze der Menſchen, welche ich ſchon oben gerügt habe [1]). Er nennt die Völker, welche einſylbige Sprachen reden und die insgeſammt öſtlich von Kaſchemir, dieſer Wiege des menſchlichen Geſchlechts, wohnen, die unmittelbaren Abkömmlinge des erſten Stammvolks und die ehrwürdigen Ahnherren aller übrigen Nationen. — — — Alſo die häßlichen Einwohner von Thibet und die nicht minder häßlichen Bewohner des ſüdlichen Aſiens ſollten von den ſchönen und hellen Kaſchemiriern abſtammen? Die Abkömmlinge ſollten alle einſylbige Sprachen beybehalten haben, und das Urvolk nicht? Die häßlichen Thibetaner, Mongolen, Chineſen u. ſ. w. ſollten die ehrwürdigen Ahnherren aller übrigen Völker ſeyn? So ungereimt alles dieſes iſt, ſo ſtreitend ſind Adelungs Machtſprüche über die Beſchaffenheit der Urſprache und der Wurzelwörter aller Sprachen mit der Geſchichte der Sprachen überhaupt und ſelbſt mit der

cas, ut ita loquar et Aramæas: Japeticæ septentrionem implevere, Arameæ meridiem; totam vero Europam nostram septentrioni computo.

1) Mithridates Einl. X. XVI. Text S. 6. 7. 19. 23.

Geschichte der chinesischen und anderer dieser verwandten Sprachen. Es ist durchaus falsch, daß die Wurzelwörter aller Sprachen ursprünglich lauter Monosyllaben waren. Selbst die Wurzelwörter der chinesischen u. s. w. Sprachen sind nicht alle einsylbig, und diejenigen, welche die Missionarien dafür ausgaben, scheinen es mehr zu seyn, als sie es wirklich sind. Die chinesischen Wörter scheinen Monosyllaben zu seyn, weil das einzige, was in ihnen schreibbar ist, in Einer, höchstens zwey Sylben besteht. Die Chinesen dehnen aber die scheinbaren Monosyllaben sehr oft durch Accentuationen und Aspirationen so sehr aus, daß sie den längsten Wörtern gleichen; bey welchen Ausdehnungen man weder die Accentuationen, noch die Aspirationen mit alphabetischen Zeichen ausdrücken kann. Wenn auch alle chinesische Wörter im strengsten Sinn einsylbig wären, so folgt daraus gar nicht, daß die Wurzelwörter in allen anderen Sprachen einsylbig seyn müssen, oder daß die chinesische Sprache älter sey, als andere, die eben sowohl zweysylbige als einsylbige Wurzelwörter haben. Die Sprachorganen der Chinesen und der ihnen ähnlichen Völker sind von denen der Europäer so sehr verschieden, daß man die Sprachen der einen nicht nach denen der anderen beurtheilen, und daß beyde niemals eine gemeinschaftliche Sprache reden konnten.

Ich habe oben mit unwiderleglichen Gründen dargethan, daß die verschiedenen Völker der Erde nicht eines gemeinschaftlichen Ursprungs sind, und daß keine einzelne Nation als das erste Urvolk angesehen werden kann. Nicht weniger überzeugend habe ich, wie ich glaube, bewiesen, daß es sich gar nicht bestimmen lasse, ob Asien oder Afrika älter, und welche Abschnitte in dem einen oder dem andern dieser

Erdtheile zuerst bevölkert worden. Aus diesen Sätzen fließen zwey nothwendige Folgen. Wenn es kein erstes Stammvolk gibt, so ist es vergeblich, nach einer ersten Ursprache zu forschen. Eben so vergeblich ist es, nach der ältesten Sprache suchen, oder die Zeitfolge von Sprachen bestimmen zu wollen. Hätten die Sprachforscher jemals die unsägliche Verschiedenheit der Geistesanlagen und der Sprachorgane verschiedener Völker erwogen, so würden sie schon allein deßwegen niemals auf den Gedanken gekommen seyn, daß nur die Bewohner Eines Erdtheils, wie viel weniger die Bewohner aller Erdtheile Eine gemeinschaftliche Sprache hätten reden können.

Auch die Schrift liefert, wie die Sprache, allerley Unterscheidungszeichen sowohl der Völker selbst als ihres innern Werthes oder Unwerthes.

Von Völkern, welche gar keine Schrift, das heißt, keine von der menschlichen Hand gemahlte oder gezeichnete Gedankenzeichen kennen, läßt sich blos dieses sagen, daß sie noch ungebildet, nicht aber, daß sie von Natur beschränkt seyen. Vor ohngefähr viert-halbtausend Jahren waren selbst die ersten Anfänge der Schrift den geistvollsten europäischen Nationen unbekannt. Sobald aber ein Volk, das bisher nicht schrieb, Gelegenheit hat, den Gebrauch der Schrift kennen zu lernen, und diese Gelegenheit Jahrhunderte lang nicht benutzt, so entsteht die gegründete Vermuthung, daß ein solches Volk nicht blos ungebildet, sondern auch von Natur beschränkt, oder einer höhern Ausbildung unfähig sey. Die Neger und Amerikaner, unter welchen sich Europäer niederließen, nahmen die Schrift dieser Fremdlinge eben so wenig, als andere nützliche Erfindungen an. Ein ähnlicher Verdacht entspringt, wenn Völker, die sich bisher

der hieroglyphischen Schrift bedienten, alphabetische Charaktere kennen lernen, und sich den Gebrauch derselben nicht zueignen. Die Thibetaner, die Japanesen, die Peguaner, Siamesen und Malayen hatten fast gewiß vor der Ausbreitung der indischen, christlichen und mahomedanischen Religion keine andere, als hieroglyphische Schriftzeichen, nahmen aber in der Folge entweder das indische oder syrische, oder arabische Alphabet an, so wie die Aegyptier im Alterthum gethan hatten [1]). Nur die Chinesen, Tunkinesen und Kochinchinesen sträubten sich bis auf den heutigen Tag gegen den Gebrauch alphabetischer Schriftarten [2]); so viel man urtheilen kann, aus keinem andern erdenklichen Grunde, als weil die Sprachen dieser Nationen noch weniger schreibbar sind, als die der zuerstgenannten, welche der hieroglyphischen Schrift gegen die alphabetische entsagten, oder wenigstens die leztere neben der erstern brauchten.

Die hieroglyphischen Schriftarten [3]) unterscheiden sich von den alphabetischen wesentlich darin, daß sie einen jeden Begriff oder Gegenstand durch ein besonderes Zeichen darstellen, anstatt daß diese die Töne und Wörter mahlen, womit Begriffe und Gegenstände in den lebenden Sprachen belegt sind. Daß es leichter sey, körperliche Dinge durch nachahmende Bilder und unkörperliche durch die Bilder ähnlicher körperlicher Gegenstände darzustellen, als unsichtbare Töne und Wörter zu mahlen, erhellt allein daher, daß man die ersten Anfänge der hieroglyphischen

1) Schmidt de Sacrif. Aegypt. p. 69.
2) Maring, p. 178. Du Halde, II. 268. Dampier, III. 72. Tavernier, II. 186.
3) Hierüber sehe man gött. histor. Mag. III. 456. u. f. S.

Schrift unter unzähligen rohen und beschränkten Völkerschaften entrifft, deren Sprachen ganz oder grösstentheils unschreibbar, oder des Ausdrucks durch alphabetische Zeichen unfähig waren. Die meisten Wilden in allen Erdtheilen mahlen entweder, oder brennen, oder punctiren, oder nähen, oder schneiden in und auf ihre Körper allerley Figuren, um dadurch ihren Stand, ihr Geschlecht, ihre Würden und Thaten auszudrücken. Andere, oder auch dieselbigen Wilden mahlten mancherley Figuren auf ihre Zaubertrommeln, um diesen geheimere Kräfte mitzutheilen, oder auf die äußere Rinde von Bäumen, um den Vorübergehenden ihre Siege, besonders die Zahl erschlagener oder gefangener Feinde bekannt zu machen [1]). Die Mexikaner mahlten hieroglyphische Figuren nicht blos auf Baumrinde, sondern auf Streifen von baumwollenen Zeugen [2]). Die ältesten Bewohner Sibiriens und der Mongoley gruben allerley Figuren von Waffen, Werkzeugen und Thieren in Felsen und Felswände ein, um das Andenken von Personen oder von Begebenheiten auf die Nachkommen fortzupflanzen. Die Charaktere der ältesten hieroglyphischen Schriftarten bestanden allenthalben, auch in Aegypten und China, aus rohen Bildern sichtbarer Gegenstände. Je länger man hieroglyphische Schrift brauchte, desto unähnlicher wurden die Zeichen den bezeichneten Dingen, so, daß zuletzt nicht die geringste bemerkbare Aehnlichkeit zwischen den Charakteren und den dadurch ausgedrückten Gegenständen übrig blieb. Der fortgesetzte Gebrauch von hieroglyphischer Schrift setzt der Ausbildung von Nationen

1) Spangenberg S. 336. 337. 366. 367. Charleroix Journal p. 239. La Hontan II. 191.
2) Acosta 268. Antonio de Solis XI. I.

oder ihren Fortgängen und nützlichen Kenntnissen sehr bald unübersteigliche Hinderniſſe oder Schranken entgegen. Wann nämlich die Zahl der Zeichen so sehr angewachsen ist, daß das stärkste Gedächtniß und das längste Leben nicht hinreichen, die Charaktere und deren Bedeutungen alle zu fassen; so verwandelt sich alles Lernen und alle Gelehrsamkeit in bloßes Gedächtnißwerk. Man schätzt die sogenannten Gelehrten blos nach der Menge von Hieroglyphen, welche sie gelernt haben, oder zu deuten und zu brauchen verstehen. Die Masse des Volks wird durch die Unmöglichkeit, eine große Zahl von Hieroglyphen zu lernen, von allem Unterricht durch nützliche Schriften gänzlich ausgeschlossen.

Manche Völker hatten neben den Hieroglyphen, oder statt der Hieroglyphen mehrere Arten von Afterschrift, d. h. von absichtlich gewählten sichtbaren Gedankenzeichen, die aber weder von der menschlichen Hand gezeichnet noch gemahlt waren. Die Afterschrift bestand bald in allerley Verzierungen von Pelzwerk, Calumets und Halsbändern [1]): bald in Einkerbungen von Hölzern [2]): bald in Verflechtungen von Zweigen oder Federn [3]): bald in Anordnungen von Blumen oder Steinchen [4]): bald endlich in den Verschürzungen von Knoten und verschiedenfarbigen Bändern, dergleichen die Quipos der Peruaner ent-

1) Unter den amerikanischen Wilden. Charleroix p. 210. 247. 48. 402. Carver p. 242.

2) In Amerika. Charleroix p. 305. Unter den Tschuwaschen, Tscheremissen und Wotiäken. Müllers Samml. III. 365.

3) In Amerika. Charleroix l. c. und auf den Inseln der Südsee. Forster I. 530.

4) Valentge I. P. II. p. 16. Acosta 270.

hielten [1]). Ich brauche es meinen Lesern nicht zu beweisen, daß alle diese Arten von Afterschrift noch mühseliger, dunkler oder zweydeutiger, unzureichender, und selbst der Verwirrung mehr unterworfen waren, als die eigentlichen Hieroglyphen.

Bey der alphabetischen Schrift kommt es darauf an, ob sie blos Mitlauter oder Mitlauter und Selbstlauter: ob sie die einen und die anderen durch einzelne Zeichen oder in Sylben verbunden ausdrückt: ob sie in verticalen oder horizontalen Linien: in lezterm Fall, ob sie von der Rechten zur Linken, oder umgekehrt: ob sie von oben nach unten, oder von unten nach oben hinauf geschrieben wird: endlich ob man sie in Stein oder Metall, oder festes Holz, oder in die Blätter und Rinde von Bäumen, oder in Wachs gräbt oder krizelt: oder ob man sie mit einem Pinsel mahlt oder mit einem Kiele schreibt: entweder auf die Häute von Thieren oder auf Papier aus Schilf oder Seide, oder Baumwolle, oder Leinwand.

Die älteste alphabetische Schrift ist ohne Widerrede diejenige, welche blos Mitlauter ausdrückte. Diese ward gewiß im westlichen Asien, wahrscheinlich in Phönicien erfunden, und theilte sich schnell den übrigen morgenländischen Völkern mit: weßwegen die ältesten Alphabete des Orients einander auffallend ähnlich sind [2]). Das phönizische Alphabet kam durch den Kadmus nach Griechenland, wo man

1) Ueber die Quipos der Peruaner, Acosta 270. der Chilienser, Felzier p. 127. Barbinais I. 59. Der alten Chinesen, le Chouking par Ms. de Guignes p. 381. Der Neger in Ardra, des Marchais II. 259.

2) Man s. meine Beyträge zur Geschichte der alphabetischen Schrift, im vierten Bande des Götting. histor. Magaz. 724 u. f. S.

aber mit dieser ausländischen Erfindung zwey sehr wichtige Verbesserungen vornahm. Die Griechen drückten nämlich nicht blos Consonannten aus, sondern erfanden auch besondere Charaktere für die Selbstlauter. Ueberdem fingen sie allmählich an, nicht von der Rechten zur Linken, sondern umgekehrt zu schreiben; und den Uebergang zu dieser bequemern Richtung im Schreiben machte das Bustrophedon oder die Furchenschrift. Das griechische Alphabet pflanzte sich zuerst zu den Etruskern und Römern fort: weßwegen die alphabetische Schrift dieser Völker mit der altgriechischen eben so genau übereinstimmte, als diese mit den phönizischen. Alle übrige europäische Völker erhielten oder bildeten ihre Alphabete nach dem Griechischen oder Römischen: die Spanier ausgenommen, die sich zuerst der punischen Schrift bedienten [1]).

Von den bisher erwähnten morgenländischen und europäischen Alphabeten unterscheiden sich die verschiedenen Arten der Sylbenschrift wesentlich. Die ersten Erfinder der Sylbenschrift sind ohne Zweifel die Hindus; und zwar erfanden sie dieselbe erst nach ihrer Bekanntschaft mit den griechischen Eroberern und der griechischen Schrift. Daß die Hindus bey der Erfindung ihrer Sylbenschrift nicht das Alphabet irgend eines west-asiatischen Volks zum Muster wählten, wird, wie ich schon anderswo bemerkt, allein dadurch bewiesen [2]), daß sie nicht von der Rechten zur Linken, sondern von der Linken zur Rechten schreiben, und daß sie nicht blos Mitlauter, sondern Selbstlauter und Diphthongen ausdrücken. Die Hindus würden wahrscheinlich ihren Lehrern, der Griechen, auch in der Bezeichnung der Mitlauter und

1) l. c.
2) Histor. Magaz. IV. 130.

Selbſtlauter nachgeahmt haben, wenn nicht ihre Sprache und Sprachorganen zu ſehr von den Griechiſchen verſchieden geweſen wären. Die Hindus nämlich, und alle Völker, welche ihre Schrift angenommen haben, ſind durchaus nicht im Stande, zwey Conſonanten hinter einander, ohne die Dazwiſchenkunft eines Selbſtlauters, und man kann hinzuſetzen, meiſtens auch nicht fähig, Selbſtlauter und Diphtongen allein, ohne die Hülfe oder Stütze eines Mitlauters, wenn auch nur eines ſtummen Mitlauters auszuſprechen [1]). Da alſo die Hindus weder einen Conſonanten ohne einen Vocal noch im Ganzen einen Vocal oder Diphtong ausſprechen können, und eben deswegen die kleinſten Elemente ihrer Wörter entweder Verbindungen eines Vocals mit einem Conſonanten oder eines Conſonanten mit einem Vocal ſind, ſo mußte ihre alphabetiſche Schrift nothwendig eine Sylben-Schrift werden. Zwar unterſcheiden die Hindus und alle von ihnen unterrichtete Völker drey verſchiedene

1) Sonnerat I. 109 u. f. S. Loubère II. 73 et sq. p. La langue Siamoise a trente-sept lettres, et la Balie trente-trois, mais ce sont toutes consonnes. Quant aux voyèles et aux diphtongues, dont il y a un grand nombre dans l'une et l'autre langue, elles ont à la vérité des caractères particuliers, dont on fait d'autres alphabets: mais de ces caractères quelques-uns se placent toujours devant la consonne, quelques-autres toujours après, d'autres dessus, d'autres dessous: et néanmoins toutes ces voyèles et toutes ces diphtongues ainsi diversement situées à l'égard de la consonne, ne se doivent prononcer, qu'après elle... Que, si dans la prononciation la syllabe commence par une voyèle, ou par une diphtongue, ou si elle n'est, qu'une pure voyèle, ou une pure diphtongue, alors ils ont un caractère muët, qui tient la place d'une consonne, et qui ne se doit pas prononcer.

Alphabete: eins von Consonanten: ein zweytes von Vocalen, und ein drittes von Diphtongen; allein so wie die Consonanten beständig einen Vocal hinter sich haben, so haben die Vocalen und Diphtongen beständig einen Consonanten vor sich [1]). Die Sylbenschrift der Hindus theilte sich den Ceylanesen, den Thibetanern sowohl, als den mongolischen Hirtenvölkern, den Americanern und Birmahs, den Peguanern und Siamesen, den Bewohnern von Java und Sumatra, ja selbst den Habessiniern mit [2]). So natürlich es war, daß die Hindus, welche Sylben und nicht einzelne Selbstlauter und Mitlauter ausdrückten, mehr Charaktere brauchten, als die Griechen und westlichen Asiaten; eben so natürlich war es, daß nicht alle Völker, welche die indische Sylbenschrift annahmen oder nachbildeten, wegen der Verschiedenheit der Sprachen eine gleiche Zahl von Buchstaben erhielten. Die Malayen sind das einzige ostindische Volk, was entweder die Sylbenschrift der Hindus nicht annahm, oder sie nachher gegen das arabische Alphabet vertauschte. Auf Sumatra gibt es zwey Völker, die Rejangs und Battas, deren Sprachen sehr verwandt und deren Alphabete gänzlich verschieden sind [3]), höchst wahrscheinlich aus keiner andern Ursache, als weil die einen das arabische, die andern das indische Alphabet annahmen oder nachahmten. Ich weiß nicht, warum Marsden sich über diese Verschiedenheit der Schrift unter Völkern von höchst ähnlichen Mundarten so sehr wundert, da man sich in Habessinien sowohl der arabischen Charak-

1) Man sehe die Tafeln zu Loubère II. 78.
2) Bruce I. 424. 25. Gött. histor. Mag. l. c. bes. 731 S.
3) Marsden p. 165.

kere, als der Sylbenschrift bedient [1]), und die alten Aegyptier nach der Einführung der alphabetischen Schrift ihre Hieroglyphen beybehielten.

Nicht blos die Beschaffenheiten des Körpers und Geistes, sondern auch die des Gemüths geben zuverläßige Merkmahle her, an welchen man die ursprüngliche Verwandtschaft oder Verschiedenheit von Völkern erkennen kann. Unter Gemüth, im eigentlichen Sinn des Worts, versteht man die natürlichen Anlagen zu Begierden und Verabscheuungen, und die Begierden und Verabscheuungen selbst [2]). Alle Begierden und Verabscheuungen, welche die Erlangung und Vermehrung unserer eigenen Vergnügungen und Vortheile, oder die Abwendung und Verminderung unserer eigenen Schmerzen und Nachtheile zur Absicht haben, werden in gemäßigten Graden selbstisch, in unmäßigen Graden, selbstsüchtig genannt [3]). Von den selbstischen und selbstsüchtigen Begierden und Verabscheuungen unterscheiden sich die sogenannten geselligen Triebe oder Neigungen dadurch, daß sie unmittelbar auf die Beförderung des Glücks und die Abwendung oder Verminderung des Unglücks Anderer gerichtet sind.

Unter den selbstischen und selbstsüchtigen Begierden ist keine allgemeiner, und zugleich in verschiedenen Völkern mehr verschieden, als die Eßlust [4]). Selbst die

1) Bruce l. c.

2) Meine Schrift über die Denk- und Willenskräfte des Menschen. II. 276 u. f. S.

3) l. c. S. 285. 286.

4) Man sehe meine Abhandlung über die Gesetze der Eßlust oder des Appetits verschiedener Völker, im dritten Bande des histor. Mag. 577 u. f. S. Ferner über den Hang vieler Völker zu fetten Speisen

die gemäßigte Eßlust ist nach der Verschiedenheit des Alters und Geschlechts, und in jedem Alter und Geschlecht nach der Verschiedenheit der Personen verschieden. Die Grade der Eßlust verschiedener Völker hangen wenig oder gar nicht von der Hitze und Kälte des Klima ab. Die gefräßigsten Völker wohnen eben so wohl im heissen, als im gemäßigten und kalten Erdgürtel. Auch in den Europäern, welche nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, oder nach Westindien, oder nach dem südlichen Amerika auswandern, wird der Appetit nicht allein nicht geschwächt, sondern um das doppelte, dreyfache oder vierfache erhöht. Merklichere Wirkungen äußern die Hitze und Kälte des Klima in der Wahl der Speisen. Die Völker des kalten Erdgürtels genießen fast keine andere, als animalische; die des heissen mehr vegetabilische als animalische Speisen. Den ersteren würde der Genuß von gesalzenem und geräuchertem Fleisch bald den Tod bringen. Die europäischen Creolen hingegen in Afrika, Westindien u. s. w. ziehen geräuchertes und gesalzenes Fleisch dem frischen vor, so wie die ursprünglichen Bewohner des heissen Erdgürtels Fleisch und Fische nicht anders essen, als wenn sie in Fäulniß übergegangen sind. Die einen fanden, daß gesalzenes und geräuchertes, die anderen, daß faulendes Fleisch und Fische das

und Getränken I. 247 u. f. S. Ueber das Essen von stinkenden Fischen und gesalzenem Fleische, besonders im heissen Erdgürtel, und dann über den Abscheu vieler Völker gegen das Salz. Ueber den Genuß von heissen Gewürzen im heissen Erdgürtel. I. 709—712. II. 57 u. f. S. Ueber den Genuß und die Wirkungen von animalischen und vegetabilischen Speisen. IV. 355 u. f. S. Endlich über die Sinnlichkeit und deren verschiedene Stuffen und Zweige. IV. 586 u. f. S.

kräftigste Gegenmittel gegen die gefährliche Säure enthalten, die aus dem beständigen Genuß von Erdgewächsen, besonders von kühlenden Früchten entsteht. Die Völker der heissen Zone erheben den Geschmack ihrer Speisen durch die heftigsten oder heissesten Gewürze. Die Bewohner der kalten Zone brauchen dergleichen wenig oder gar nicht, weil heisse Gewürze mehr ihr Blut entzünden, als ihren Verdauungskräften aufhelfen würden. Es ist eben so unerklärlich, warum die Hindus und Japanesen einen natürlichen Abscheu gegen Fleischspeisen, als warum so viele Völker in den verschiedensten Erdtheilen einen Widerwillen gegen das Salz haben [1]).

Die Hindus sind die einzige Nation, von welcher man mit Gewißheit sagen kann, daß ihre Eßlust zu schwach, und eben sowohl ein Beweis, als eine Folge der ursprünglichen Schwäche ihrer Natur ist. Desto grösser ist die Zahl der Völker, welche eine unmäßige Eßlust besitzen. Die unmäßige Eßlust wird bald Gourmandise, bald Schlemmerey, bald Gefräßigkeit genannt. Die beiden ersteren sind Krankheiten ausartender oder verdorbener Völker [2]). Die letztere ist ein natürliches Gebrechen, das aus einer fehlerhaften, der thierischen sich nähernden Organisation entspringt. Der Gourmand und Schlemmer stimmen darin zusammen, daß sie beyde einen nicht gemeinen Appetit haben: daß sie auf reitzende und kostbare Speisen einen zu groſsen Werth setzen; und daß sie auf den Genuß und die Verdauung derselben mehr Zeit und Kräfte verwenden, als die Vortrefflichkeit der menschlichen Natnr gestattet. Allein darin

1) II. 64. 65. l. c.
2) l. c. IV. 599 u. f. S.

unterscheidet sich der Schlemmer von dem ächten Gourmand, daß er sich in dem Genuß reitzender und kostbarer Speisen häufig übernimmt, ein Vorwurf, welchen der ächte Gourmand nicht an sich kommen läßt. Die Gefräßigkeit hat mit der Gourmandise und Schlemmerey weiter nichts gemein, als daß auch sie in einem Uebermaaße von Eßlust besteht. Die gefräßigen Völker, zu welchen außer den Amerikanern und Negern die Bewohner des nördlichen, östlichen und südlichen Asiens gehören [1]), kosten und kauen gewöhnlich nicht, das heißt, sie essen nicht nach wahrer Menschen-Weise, sondern sie verschlingen Speisen, gleich den reissenden Thieren. Eben diese Völker machen fast gar keine Auswahl oder Unterschied unter Nahrungsmitteln, sondern sie verzehren unverdauliche Speisen, wie verdauliche, rohe, wie bereitete, stinkende und mit Unrath bedeckte oder vermischte, wie frische, reinliche und anziehende. Insofern dieselbigen Völker wählen, ziehen sie fette Speisen den nicht-fetten vor, und so oft sie es können, schlucken sie unglaubliche Quantitäten von reinem Fett oder von flüssigen animalischen Oehlen hinunter [2]). Die gefräßigen Völker füllen den Magen voll, oder überfüllen ihn, ohne daß ihre Eßlust jemals gesättigt wird. Sie mögen so viel gefressen oder sich so oft übergeben haben, als sie wollen; so dauert ihr Appetit unvermindert fort, oder erneuert sich augenblicklich wieder. Auch wird er weder durch die schwersten Wunden und Krankheiten geschwächt, noch durch den tiefsten Schlaf besänftigt: weßwegen besonders die Amerikaner die Nacht über Fleisch an's Feuer legen, damit sie zu jeder Zeit essen können. Alle gefräßigen

1) l. c. III. 579 u. f. S.
2) l. 248 u. f. S.

Völker halten die Gefräßigkeit für eine Tugend, und lieben oder achten Menschen um desto mehr, je gefräßiger sie sind. Ihre Schmäuse sind auf eine gewiße Art Freßkämpfe, an welchen diejenigen den Preis davon tragen, welche am längsten und meisten gefressen haben. Auch geschieht es sehr häufig, daß an solchen Schmäusen mehrere Wettkämpfer sich zu Tode fressen. Wenn die Kamtschadalen die guten alten Zeiten vor der Ankunft der Russen bedauern; so klagen sie darüber, daß sie nicht mehr, wie vormals, täglich zwey oder vier Mahle über die ganze Wohnung wegvomiren können, und daß ihnen dieß Glück höchstens einmal zu Theil werde. Zu der Väter Zeiten habe man oft bis an die Knöchel in dem Ueberflusse herumgewatet, welchen ihre Mägen von sich gegeben hätten, da sie sich hingegen jetzt kaum die Fußsohlen naß machten [1]). Zu den Festen oder Lustbarkeiten sowohl an dem Hofe der ersten Fürsten der Kalmücken, als des Samorin auf der malabarischen Küste gehörten Wettkämpfe, welche man von den größten Fressern anstellen ließ, und an welchen die Sieger belohnt wurden. In Tunkin und anderen südlich-asiatischen Reichen sieht man den Grad der Eßlust als den einzigen oder sichersten Maaßstab der männlichen Stärke und Tapferkeit an. Man nimmt Niemanden zum Soldaten, der nicht mehr, als gewöhnlich ißt; und die angenommenen Krieger werden nach dem Grade ihres Appetits belohnt. Alle Völker, die gleich den Thieren fressen, können auch gleich den Thieren hungern, und drey oder mehrere Tage in dem strengsten Fasten hinbringen, ohne merklich an Kräften und Munterkeit abzunehmen.

1) Gött. histor. Magaz. III. 581. 583.

Die gemischten Völker, die zum Theil tatarischen, zum Theil finnischen oder kalmükischen Ursprungs sind, haben mit dem schlechteren Blute ihrer weniger edlen Vorfahren auch ihre Gefräßigkeit geerbt. Ein Nogaier ist im Stande, an einer Mahlzeit ein ganzes Schaaf zu verzehren [1]). Die kirgisischen Schaafe sind die grösten und fettesten in Asien, indem blos ihre Fettschwänze zwanzig, dreyßig bis vierzig Pfund schwer sind. Eben deswegen sind vier Kirgisen nöthig, um mit einem kirgisischen Schaaf fertig zu werden [2]). Daß aber die Kirgisen würdige Nebenbuhler der Nogaier sind, kann man allein daraus abnehmen, daß ein Kirgise drey bis vier Pfund reines Pferde-Fett hinabschlucken kann, ohne Beschwerden davon zu fühlen [3]). Den Kirgisen eifern die Baschkiren nach. Einem Baschkiren wird es nicht schwer, in einer Sitzung fünfzehn Pfund Fleisch und acht Maaß Kumyß oder Brantwein aus Stutenmilch zu sich zu nehmen [4]). Unter den schönen Völkern sind die Insulaner der Südsee die einzigen, deren Eßlust dem Appetit der gefräßigen Nationen nahe kommt; doch unterscheiden sie sich von diesen immer darin, daß sie nicht so scheußliche Dinge verschlingen, und sich nicht so oft überfressen, als die Amerikaner, Neger u. s. w. Fast alle Reisende bemerkten mit Verwunderung, daß die Morgenländer in Vergleichung mit den Europäern so wenig äßen [5]). Viel-

1) III. 582. l. c.
2) l. c.
3) Castle S. 37.
4) Georgis Russ. Völk. S. 181. 214.
5) Man sehe die in der Untersuchung über die morgenländischen Völker angeführten Zeugnisse, oder Gött. histor. Magaz. III. 579.

leicht ist die Mäßigkeit mancher Orientaler im Essen mehr scheinbar, als wirklich. Sie essen nämlich wenig, wenn sie nicht viel haben, oder wenn ihnen wenig gereicht wird. Dagegen lassen sie ihrem starken Appetit einen freyen Lauf, wenn sie im Ueberfluß sind, oder auf fremde Kosten zehren. Wenigstens berichten glaubwürdige Beobachter, daß die tatarischen Schiffszieher am Irtisch, und die arabischen am Euphrat ungeheuer stark gegessen hätten, weil die ersteren ihre Kost von deutschen oder russischen, die anderen von brittischen Fremdlingen erhielten. Gewiß kauen und kosten die Morgenländer weniger, als die Europäer. Sie kneten trocken gekochten Reis und Fleisch in kleinere und größere Ballen zusammen, und schlucken diese ganz hinunter. Selbst ihre festlichen Mahlzeiten, an welchen man eine große Menge von Schüsseln aufträgt, dauern höchstens eine oder gar nur eine halbe Stunde [1]). Dies wäre unmöglich, wenn die Morgenländer so kauten und kosteten, wie wir. Auch die Slaven in Europa können sich mit wenigeren Speisen begnügen, als die nicht-slavischen Nationen unsers Erdtheils; und doch sind die erstern viel stärkere Esser, als diese [2]). Die Resultate der angeführten Thatsachen sind diese: ein jeder ungewöhnlicher Grad von Eßlust, besonders aber die eigentliche Gefräßigkeit, eine ausgezeichnete Vorliebe für animalisches Fett, und ein Vermögen, große Quantitäten davon ohne Schaden verzehren zu können, endlich eine ungewöhnliche Fähigkeit, zu hungern, sind untrügliche Beweise einer unedeln thierartigen Natur; und es ist also gar nicht zu verwun-

1) III. 579.
2) Gött. histor. Magaz. III. 579.

dern, daß die Europäer, deren Natur durch die Verpflanzung in fremde Zonen und Erdtheile verschlechtert wird, in gleichem Grade an Eßlust gewinnen, oder einen stärkern Hang zu fetten Speisen erhalten.

Ein geringeres Gebrechen als Gefräßigkeit, aber immer ein Gebrechen ist diejenige Beschränktheit des Geschmacks, die wenige oder gar keine Abwechslung in Speisen und in den Zubereitungen von Speisen verlangt: die sich vielmehr beständig mit denselbigen schlechten oder unschmackhaften Nahrungsmitteln begnügt und mehr darnach trachtet, ein unangenehmes Bedürfniß so leicht und geschwind als möglich zu stillen, als den Gaumen angenehm zu rühren. Diese Art von Genügsamkeit oder Beschränktheit des Geschmacks zeigt sich am auffallendsten unter den morgenländischen Völkern. Die einen leben das ganze Jahr durch von Brod und Früchten: andere von schweren, halb gebackenen Durrafladen: noch andere von Hirsenbrey; und die reichsten und vornehmsten von Reisbrey, der mit Butter übergossen und mit etwas Fleisch umlegt ist. Den Morgenländern nähern sich in Ansehung der Einfachheit und Einförmigkeit von Speisen die Hindus, die meisten Slaven, die südlichen Europäer und deren Colonien, auch die holländischen Creolen am Cap, die Jahr aus Jahr ein fettes, in Schmalz schwimmendes Hammelfleisch essen. Wenn eine so einfache und einförmige Lebensart als die der genannten Völker ist, etwas lobenswürdiges wäre, so müßte man den genügsamsten Menschen die Thiere vorziehen, weil diese noch weniger Abwechslung und Bereitung bey ihrem Futter verlangen. Der bessere Mensch sollte nicht blos essen, um zu leben, sondern um die Gaben der Natur mit Vergnügen zu genießen; und dies Vergnü-

gen sollte ihm seine Speisen nicht blos angenehmer, sondern auch verdaulicher machen. Freylich artet das Wohlgefallen an abwechselnden und wohlschmeckenden Speisen in verdorbenen Völkern in Leckerhaftigkeit, Gourmandise und Schlemmerey aus [1]). Allein selbst dieser Fehler sind die gefräßigen Nationen gar nicht und die genügsamen selten fähig. Man unterscheidet mit Recht Leckerhaftigkeit von Gourmandise und Schlemmerey. Leckerhaftigkeit findet sehr oft ohne eine starke Eßlust Statt, die zur Gourmandise und Schlemmerey nothwendig erfordert wird. Leckerhafte haben sogar häufig einen schwachen oder nicht einmal mäßigen Appetit. Leckerhaftigkeit bedeutet nicht blos einen ausschließlichen Geschmack für Süßigkeiten, dergleichen die großen Tafeln des neuen Frankreichs in den Entremets und dem Dessert darbieten, sondern überhaupt eine übermäßige Neigung zu lieblichen und reitzenden Speisen, selbst alsdann, wenn ihr Genuß der Gesundheit schadet.

Zu den Merkmahlen, wodurch der Mensch sich von den übrigen Thieren unterscheidet, gehört der Hang zu geistigen Getränken und anderen berauschenden Mitteln. Was bey dem Genusse von Speisen Mäßigkeit ist, das ist bey dem Genusse geistiger Getränke Nüchternheit, wenn man anders dies Wort nicht so beschränkt, daß es eine gänzliche Enthaltung von geistigen Getränken anzeigt. Den Hang zum übermäßigen Genuße von geistigen Getränken hat man nicht mit so vielerley Wörtern bezeichnet, als die übermäßigen Grade der Eßlust. Wir sagen von Allen, ohne Unterschied, die eine unmäßige Neigung zu starken Getränken und anderen berauschenden Mitteln

1) IV. 499. u. f. S. Götting. histor. Mag.

haben, daß sie der Völlerey ergeben seyen. Der Hang zur Völlerey ist allgemeiner, als die Gefräßigkeit. Hingegen ist die Zahl von Völkern, die mit allen berauschenden Mitteln gänzlich unbekannt waren, oder gar einen natürlichen Widerwillen gegen dieselben hatten, nicht viel größer, als die Zahl derer, in welchen die Eßlust zu schwach ist. Man kann außer den Hindus blos die Grönländer, die Eskimos, die Wilden an der Nordwestküste von Amerika, die Feuerländer und die Bewohner der großen Australländer als solche nennen, die mit geistigen Getränken unbekannt waren, oder gar einen natürlichen Abscheu dagegen hatten [1]). Wenn der Widerwille gegen alle geistige Getränke auch kein Gebrechen ist, so kann man ihn doch auch nicht als einen Vorzug ansehen, so wenig als man unter uns einzelnen Weinhassern und Weiberhassern ihre natürlichen Abneigungen zur Tugend anrechnet.

Die verschiedenen Grade des dem Menschen eigenthümlichen Hanges zu geistigen Getränken geben gleichfalls einen sichern Maasstab zur Bestimmung der Humanität oder Thierheit von Völkern her. Völker sind nemlich um desto thierischer, je weniger sie sich durch den Genuß geistiger Getränke zu stärken oder zu erheitern trachten, je mehr sie hingegen suchen, sich schnell und bis zur größten Sinnlosigkeit zu betäuben: je eckelhaftere und schädlichere Mittel sie brauchen, um sich zu berauschen: je mehr sie endlich von diesen Mitteln zu sich nehmen, je länger sie die Berauschungen fortsetzen, und je öfter sie dieselben erneuern können, ohne ihrer Gesundheit merklich zu schaden. Hingegen besitzen Völker um desto mehr

1) Histor. Mag. I. 128. 129.

wahre Humanität, je mehr sie sich von allen eckelhaften und schädlichen Berauschungsmitteln enthalten: je mehr sie wohlthätige belebende Mittel blos in der Absicht und in dem Maaße genießen, um sich zu stärken und zu erheitern: je seltener sie endlich auch die wohlthätigsten geistigen Getränke in einem solchen Uebermaaße zu sich nehmen, daß sie dadurch zu ihren Verrichtungen und den Freuden der Geselligkeit untüchtig werden, oder gar ihrer Gesundheit schaden.

Unter den bisher genau untersuchten Völkern [1]) sind keine viehischer sowohl in der Wahl, als in dem Mißbrauch von Berauschungsmitteln, als die ursprünglichen Bewohner von Sibirien. Die Kamtschadalen und Koräcken, die Ostiaken und Samojeden, die Jakuten, Tunguſen und Buräten fressen mit mehr als thierischer Gierigkeit den giftigen Fliegenschwamm, wodurch sie eine halbe Stunde nachher rasend oder sinnlos werden [2]). Diejenigen, welche sich dies betäubende Gift nicht verschaffen können, saufen den Urin von Betrunkenen, und spüren davon eben die Wirkungen, welche der Genuß des Schwammes selbst hervorbringt. Steller bezeugt, daß der Urin der Schwammfresser bis auf den vierten oder fünften Mann seine Kraft äußere. Die meisten sibirischen Völker berauschen sich auch dadurch, daß sie den Dampf von Taback so lange mit Wasser hinunterschlucken, bis sie ganz betäubt zu Boden stürzen.

1) In Rücksicht der Völlerey der Neger und Amerikaner verweise ich auf die Abhandlungen im sechsten und siebenten Bande des götting. histor. Magazins, in welchen ich die Natur dieser Völker geschildert habe.

2) Die Zeugnisse stehen in der Abhandlung über den Hang verschiedener Völker zu geistigen Getränken u. s. w. Gött. histor. Mag. I. 127. 128.

Der Tabacksrausch ist den Sibiriaken so angenehm, daß sie gleich von neuem anfangen, sich durch das Verschlucken von Tabacksdampf zu betäuben, so bald sie sich von dem ersten Rausche erholt haben. Die Kamtschadalen lernten von den Kosacken aus einem Kraute Kath ein Getränk bereiten, das so scharf ist, daß man Eisen damit ätzen kann. Wer von diesem Getränk nnr einige Schaalen trinkt, wird nicht blos blau im Gesicht, wie ein vom Schlage Getroffener, sondern wird auch die ganze Nacht durch von den seltsamsten Phantasien geplagt, und empfindet am folgenden Morgen eine Angst, als wenn er die größten Missethaten begangen hätte.

Fast so scheußlich als die Berauschungsmittel in Sibirien ist der Pfeffertrank, womit die Erihs oder Vornehmen auf den meisten Südsee-Inseln sich betäuben [1]). Der unmäßige Gebrauch des Pfefferaufgusses bringt Abmagerung und Entkräftung des Körpers, Blödsinn und einen scheußlichen aussatzartigen Ausschlag hervor.

Die Hirtenvölker des östlichen Asiens berauschen sich, so oft sie können, in Kumyß, noch lieber in Branntwein und Arrack, wenn sie anders im Stande sind, sich dergleichen zu verschaffen. Im südlichen Asien ist der Gebrauch des Betels allgemein, der Anfangs den Sinn des Geschmacks tödtet, die Zunge und den Hals schält, ja selbst Schwindel erregt, und gewiß also auch dann, wenn man sich an denselben gewöhnt hat, eine einschläfernde Kraft behält [2]). Ueberdem versetzen sich die südlichen Asiaten, die Japanesen ausgenommen, bald durch Arrack,

1) Forsters Beobacht. 415. 420 S.
2) Gött. histor. Magazin, I. 140. 141. Marsden, p. 245.

bald durch Opium oder durch Bomy in eine gänzliche Vergessenheit ihrer selbst, oder in eine gefährliche Raserey. Im westlichen Asien sind die kaukasischen Völker die einzigen, unter welchen beyde Geschlechter sich täglich in den starken Weinen ihres Landes berauschen, wovon sie unglaubliche Quantitäten hinunterschütten können [1]). Die übrigen Morgenländer ziehen dem Wein den Branntwein und andere gebrannte Wasser, noch mehr aber Opium vor, welches die Armen durch die Körner und Blätter von Hanf ersetzen [2]). Die Untersuchungen über die ursprünglichen Bewohner unsers Erdtheils werden uns lehren, daß alle slavischen Nationen von jeher der Völlerey mehr ergeben waren und auch jezt mehr ergeben sind, als die nicht-slavischen [3]): daß unter den lezteren die Völlerey mit der wachsenden Aufklärung und Sittenbesserung abnahm, und mit dem anfangenden Sittenverderben zurückkehrte: daß endlich die Europäer, die in fremde Erdtheile, besonders in die Gegenden der heissen Zone versetzt werden, einen viel stärkern Hang zu geistigen Getränken erhalten, als sie in ihrem Vaterlande hatten [4]). — Ungeachtet man also keine Ursache hat, eine gänzliche Unbekanntschaft und Enthaltung mit und von starken Getränken für ein Zeichen besonderer Vorzüge zu halten, so kann man doch mit der grösten Zuversicht behaupten, daß der übermäßige Gebrauch berauschender Mittel, so wie

1) Histor. Mag. I. 131—139.

2) l. c.

3) Man sehe unterdessen meine Vergleichung des ältern und neuen Rußlandes. I. 217—227.

4) Götting. histor. Mag. I. 142.

übermäßige Eßluſt, ein untrügliches Zeichen einer unedeln Natur oder einer Verſchlechterung iſt [1]).

Der Geſchlechtstrieb iſt in verſchiedenen Völkern ſehr verſchieden, und wird eben ſo wenig, als dieſe Eßluſt, durch die Hitze und Kälte des Klima's beſtimmt, indem kalte Völker in ſehr heiſſen, und ſehr heiſſe oder üppige in kalten Gegenden wohnen. Es iſt ein beynahe gleich großes Gebrechen, wenn der Geſchlechtstrieb zu ſtark als wenn er zu ſchwach iſt. Zu ſchwach iſt der Geſchlechtstrieb in den Amerikanern: zu ſtark in den echten Negern und mehreren Völkern des nördlichen und ſüdlichen Aſiens, beſonders den Kamtſchadalen, den Japaneſen und Chineſen, in den Inſulanern der Südſee, am meiſten in den Völkern des weſtlichen Aſiens und des nordweſtlichen Afrika's. In Europa regt ſich der Geſchlechtstrieb mächtiger unter den ſlaviſchen als den nicht-ſlaviſchen Nationen. Wenn unter den lezteren die ſüdlichen Europäer den Stachel des Fleiſches ſtärker als die nördlichen fühlen, ſo rührt dies allem Vermuthen nach weniger von dem Klima als von ihrer Vermiſchung mit morgenländiſchem Blute her. In den Nachkommen der Europäer, welche in das nördliche Amerika auswanderten, ſcheint der Geſchlechtstrieb eher geſchwächt als entzündet worden zu ſeyn. Ganz anders verhält es ſich mit den Abkömmlingen von Europäern, die ſich in den heiſſen Gegenden von Aſien, Afrika und Amerika niederließen. In dieſen nahm der Geſchlechtstrieb, wie alle übrigen Zweige der Sinnlichkeit, um viele Grade zu. So ſehr die Grie-

1) Es iſt nicht richtig, was ich vormals behauptete, daß der Hang zu hitzigen Getränken mit der Wärme des Klima's verhältnißmäßig zunehme und mit der Kälte deſſelben abnehme, l. c.

chen und Römer die Keuschheit und späten Ehen der alten Germanier und anderer alt-europäischer Völker rühmten, so allgemein tadelten die Geschichtschreiber die Ausgelassenheit beyder Geschlechter unter eben diesen Nationen in den gleich dunklen und verdorbenen Jahrhunderten des Mittelalters. Schon früher brach unter den Griechen und Römern mit dem überhandnehmenden Sittenverderben die Ueppigkeit beyder Geschlechter unaufhaltsam los, und wüthete so lange fort, bis dadurch alle männliche Tugenden und alle große Gaben dieser einst so edlen Nationen vernichtet wurden.

Mit dem Geschlechtstriebe steht weder die Schätzung der Jungfrauschaft noch die Eifersucht, weder der Hang zur natürlichen Liebe noch die Monogamie und Polygamie von Völkern in einem genauen Verhältniß. —

Den Werth von jungfräulicher Unbeflecktheit verkennen die brünstigen Neger eben so sehr, als die kalten Amerikaner [1]). Nicht blos die Neger und Amerikaner, sondern auch die Völker des nördlichen, östlichen und südlichen Asiens, ja selbst die Insulaner der Süd-See, weit entfernt, von den Bräuten Jungfrauschaft zu fordern, verabscheuten sie vielmehr, zerstörten sie absichtlich, oder überließen sie Priestern, Vornehmen und Fremdlingen, und schätzten Mädchen um desto höher, je mehr Buhler sie gehabt, und je mehr Proben von Fruchtbarkeit sie abgelegt

1) Man sehe meine Abhandlung über die Begriffe verschiedener Völker von dem Werthe der Jungfrauschaft im ersten Bande des gött. histor. Magazins 5. u. f. S. Eine seltene Ausnahme sind die Indianer in der Pinerie, welche die Jungfrauschaft der Töchter bis zur Ehe zu erhalten suchen. Och S. 213.

hatten. Die Völker des westlichen Asiens hingegen und des nordwestlichen Afrika's, auch die meisten europäischen Slaven setzten einen übermäßigen Werth auf das körperliche Zeichen der Jungfrauschaft, straften die Abwesenheit desselben entweder an den Bräuten oder an den Brauteltern auf das härteste, und trugen dasselbe, wenn man es gefunden zu haben glaubte, auf die schamloseste Art zur Schau. Die nicht-slavischen Nationen Europens waren die einzigen auf der Erde, welche die Jungfrauschaft von Bräuten weder verachteten oder verabscheuten, noch solche Proben derselben forderten, wie die Morgenländer und Slaven. Wenn man vormals dergleichen Proben in Portugal, Spanien und Italien verlangte, so war auch diese Sitte ein Beweis, daß die Bewohner der genannten Länder stark mit maurischem Blute vermischt worden.

Fast alle Völker, welche die Jungfrauschaft von Bräuten verachteten oder gar verabscheuten, bekümmerten sich um die Treue ihrer Weiber wenig oder gar nicht, und kannten also auch die Regungen der Eifersucht wenig oder gar nicht [1]). Unter vielen Wilden sowohl in Amerika als auf den östlichen Inseln findet man keine eigentliche Ehe, sondern beynahe eine völlige Gemeinschaft der Weiber. Mädchen und Jünglinge, Männer und Weiber laufen zusammen und trennen sich wieder, wiederholen diese Verbindungen und Trennungen drey bis viermal, ohne sich gegenseitig Vorwürfe zu machen, oder von anderen zu erhalten. Unter denselbigen und vielen ande-

1) Man sehe meine Betrachtungen über ehelose Völker, im 2ten Bande des gött. histor. Mag. 385. u. f. S. und dann über die Strafen des Ehebruchs, ib. 682. u. f. S.

ren Völkern leihen die Männer einander die Weiber oder vertauschen und verkaufen sie, oder überlassen wenigstens den Niesbrauch derselben gegen eine Kleinigkeit. Dies leztere geschieht sogar unter den Insulanern der Südsee und den meisten großen Völkern des südlichen Asiens. Wenn die Weiber aller dieser Nationen sich ohne Vorwissen ihrer Ehemänner Anderen hingeben, so werden sie gezüchtigt, nicht sowohl aus Eifersucht, als weil sie Gunstbezeugungen umsonst gestattet haben, wofür die Ehemänner einen Preis hätten erhalten können. Die beleidigten Ehemänner verschaffen sich dadurch Genugthuung, daß sie den Verführern ihrer Weiber Gleiches mit Gleichem vergelten, oder daß sie ihnen die untreuen Weiber abtreten, und sich von den Empfängern Anverwandtinnen derselben ausbitten, oder daß sie endlich auf Schadenersaz dringen. Die eifersüchtigsten Völker auf der ganzen Erde sind außer den Chinesen die Morgenländer und dann die meisten Slaven. Selbst aber im westlichen Asien gestatten die vornehmen Georgier und Mingrelier ihren Weibern die Freyheit, Liebhaber zu halten und zu wechseln, wie die Männer Geliebte haben und wechseln; und die Geringen sind zufrieden, wenn die Verführer ihrer Weiber ein Schwein geben, welches sie nicht selten mit dem Ehebrecher und der Ehebrecherinn gemeinschaftlich verzehren. Auch unter den Berg-Russen oder Pokutiern sind die Männer eben so nachsichtig, als die Weiber nachgiebig sind [1]). Die Männer bieten sogar aus Gastfreundlichkeit Reisenden ihre Weiber an, und die Weiber lassen sich diese Ausübungen der Gastfreundschaft ganz wohl gefallen. Die eifersüchtigen Völker strafen

den

1) Hacquets Reisen III. 36.

den Ehebruch an ihren Weibern und deren Verführern allerdings härter, als die nicht-eifersüchtigen; allein die Härte der Strafen steht doch nicht immer mit dem Grade der Eifersucht und der Eingeschlossenheit von Weibern in genauem Verhältniß. Mehrere Morgenländer, besonders die Araber und Drusen sind ohne Vergleichung eifersüchtiger auf ihre Töchter und Schwestern, als auf ihre Weiber, weil sie glauben, daß nur die Schande der ersteren auf sie selbst, die Schande von Weibern hingegen auf die Anverwandten der lezteren zurückfalle. Die Portugiesen, Spanier und Italiener waren vor noch nicht gar langer Zeit beynahe eben so eifersüchtig, als die Morgenländer. Die Einführung des Cicisbeats in Spanien und Italien hat die alte Eifersucht, wenn auch nicht getödtet, wenigstens die Gegenstände derselben verändert, indem die Spanier und Italiener zwar nicht auf ihre Frauen, aber auf ihre Geliebten eifersüchtig sind. Je verdorbener die Römer wurden, desto schamloser wurden die Jungfrauen, desto zügelloser die Weiber, desto häufiger Ehebrüche und Ehescheidungen: so, daß zulezt die Männer in einer Gemeinschaft der Weiber und die Weiber in einer Gemeinschaft der Männer lebten. Aehnliche Erscheinungen haben sich auch in neueren Zeiten unter mehreren großen Nationen Europens gezeigt.

Der Hang zur unnatürlichen Liebe ist nicht sowohl die Wirkung eines mächtigen Geschlechtstriebes als einer ursprünglichen Schwäche oder einer durch Laster zugezogenen Entkräftung der Natur. Die unnatürliche Liebe ist viel gemeiner unter den kalten Amerikanern, als unter den brünstigen Negern. Dieselbige Verkehrtheit herrscht nicht weniger unter den Chinesen, als unter den heissesten morgenländischen

Völkern; und selbst unter den lezteren bemerkt man sie am häufigsten in erschöpften Wollüstlingen, deren übersättigte Begierden nicht mehr durch weibliche Reize erweckt werden können. Auch unter den Griechen und Römern nahm der Hang zur unnatürlichen Liebe um desto mehr überhand, je verdorbener diese Völker und je mehr sie durch Laster entkräftet wurden.

Auch die Vielweiberey ist nicht die Wirkung eines übermäßig starken, so wie die Monogamie keine Wirkung oder Beweis eines gemäßigten Geschlechtstriebes ist [1]). Die vornehmste physische Ursache der Vielweiberey liegt in der frühen und kurzdauernden Jugend, Schönheit und Fruchtbarkeit der Weiber, die mit der Zeugungskraft der Männer in keinem Verhältnisse stehen, oder nicht gleiche Schritte halten, und dann vielleicht auch unter manchen Nationen in einer großen Ueberzahl weiblicher Geburten [2]).

Die Weltweisen des Alterthums hielten die Liebe des Lebens und den Abscheu der Vernichtung eben sowohl, als die Selbstliebe, für instinctartige Triebe, die den Thieren, wie den Menschen, angeboren oder eingepflanzt seyen. Wenn man dieses auch zugibt, so kann man doch wiederum nicht verkennen, daß die Liebe des Lebens in unzähligen Fällen nicht blos gänzlich ausgelöscht wird, sondern einem unüberwindlichen Lebenseckel und einem unaufhaltsamen Triebe zum Selbstmorde Platz macht. Der Hang zum

1) Man sehe meine Abhandlung über die Ursachen der Vielweiberey, im 2n Bande des gött. histor. Mag. 471. u. f. S.

2) Dies behauptet wenigstens Bruce von allen morgenländischen Völkern, I. 284. 285. 87. 88. Man vergleiche Langstedts Reisen S. 160. Einige moralische Ursachen der Vielweiberey habe ich in der vorher angeführten Abhandlung berührt.

Selbstmorde steht in ganzen Völkern immer mit ihrer natürlichen Gefühllosigkeit, ihrer Reitzbarkeit und der aus dieser Reitzbarkeit entstehenden Feigheit oder Furchtsamkeit in dem genausten Verhältniß. Die gefühllosesten, reitzbarsten und feigsten Völker auf der ganzen Erde sind die Amerikaner, die Neger und die Bewohner des nördlichen, östlichen und südlichen Asiens, und gerade unter diesen Völkern geschieht es am häufigsten, daß Menschen durch die geringsten Widerwärtigkeiten, Drohungen und Gefahren zur Verzweiflung und zum Selbstmorde getrieben werden [1]). So sonderbar es scheint, daß Völker, welche so gefühllos sind, als die Amerikaner, die Neger, die Bewohner des nördlichen, östlichen und südlichen Asiens, durch die geringsten Widerwärtigkeiten und Gefahren außer sich gesetzt werden; eben so sonderbar scheint es, daß Menschen, welche bey den geringsten Unfällen so leicht in Convulsionen und Verzweiflung fallen, auch sich selbst so leicht das Leben nehmen, die schrecklichsten Marter eines langsamen und unvermeidlichen Todes mit einer in unserm Erdtheil unerhörten Unerschütterlichkeit ertragen. Allein diese anscheinenden Widersprüche verschwinden, so bald man die eigenthümlichen Anlagen der genannten Völker erforscht hat. Ihre Kleinmüthigkeit und Niedergeworfenheit bey den geringfügigsten Anlässen entstehen nicht aus Liebe des Lebens, sondern aus

1) Man sehe zuerst meine Bemerkungen über den Hang mancher Völker zum Selbstmorde, im 2ten Bande des gött. hist. Mag. 104. u. f. S. Dann über die Reitzbarkeit und Feigheit der Neger, so wie über ihren Hang zum Selbstmorde, ib VI. 414. 415. über die der Amerikaner, VII. 118. 119. der Völker des nördlichen und östlichen Asiens, ib. 240. 41. des südlichen Asiens, ib. 280. 281 S.

ursprünglicher Schwäche und Reißbarkeit. Sie nehmen sich in Anfällen von epileptischer Wuth oder Verzweiflung das Leben; und wegen ihrer natürlichen Gefühllosigkeit dulden sie die fürchterlichsten Marter sowohl als den unvermeidlichen Tod mit einer Ruhe, deren empfindliche Menschen nicht fähig sind. Die Morgenländer sind weniger gefühllos, weniger reißbar und kleinmüthig, also auch weniger geneigt zum Selbstmorde, als die vorher genannten Völker; und die Slaven wiederum weniger als die Morgenländer [1]). Auch die Slaven und Morgenländer aber ertragen Schmerzen und den unvermeidlichen Tod mit mehr Ruhe oder vielmehr Kälte, als die ungleich tapferern nicht-slavischen Nationen unsers Erdtheils. Nach den Wahrnehmungen der Aerzte entsteht unter den lezteren in einzelnen Individuen Ueberdruß des Lebens und Neigung zum Selbstmorde entweder aus einer durch übermäßigen Genuß hervorgebrachten Entkräftung der Natur oder aus der Täuschung gewaltiger Leidenschaften und überspannter Hoffnungen oder endlich aus einer geheimen Zerrüttung des Körpers, des Geistes und des Gemüths: also immer aus Gebrechen und Krankheiten, wodurch die damit behafteten den ursprünglich schwachen Völkern genähert werden. Gewiß werden meine Leser mit mir darin übereinstimmen, daß Geringschätzung des Lebens und Neigung zum Selbstmorde eben so untrügliche Merkmahle von angeborner Schwäche und Reißbarkeit sind, als eine thierische Gleichgültigkeit in Martern und im Tode ein Beweis von natürlicher Gefühllosigkeit ist.

1) Man sehe die Abhandlung über die Natur dieser Völker im siebenten Bande des gött. Mag.

Ein viel grösseres Gebrechen als die Beschränktheit des Geschmacks, der sich ohne Unterlaß mit den schlechtesten Nahrungsmitteln befriedigt, ist diejenige Genügsamkeit, die in Rücksicht auf Kleidung, Wohnung und Hausrath mit dem Unentbehrlichen zufrieden ist, und allen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens, welche eine saubere und anständige Kleidung, eine geräumige, reinliche und gefällige Wohnung, endlich hinlängliches, bequemes und zierliches Haus- und Tischgeräth gewähren, gern entsaget, sobald sie nur durch geringe oder mäßige Anstrengungen erworben werden können. Manche Wilde gleichen den Thieren darin, daß sie gar keine Kleidung und künstliche Wohnung, auch wenig oder gar kein Geräth haben. Die Meisten suchen und verschaffen sich einigen Schutz gegen die Beschwerden der Jahrszeiten und Witterung, auch einige Werkzeuge, um ihre Nahrung zu gewinnen und sich gegen feindliche Angriffe zu vertheidigen. Allein wie unsicher, enge und säuisch, wie übelriechend oder dumpfig sind die Hütten der meisten Amerikaner, Neger und sibirischen Völker: wie schmutzig und voll Ungeziefers die Felle oder Lumpen, womit sie sich bedecken: wie dürftig endlich ihr Hausrath! Der große Haufe in den Reichen des südlichen und westlichen Asiens, ja selbst unter den europäischen Slaven wohnt nicht besser, nährt und kleidet sich nicht viel besser als die Wilden in allen Erdtheilen. Auch die südlichen Völker unsers Erdtheils, die stark mit morgenländischem Blut vermischt sind, suchen und kennen die Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens viel weniger als die nicht-slavischen Nationen des nördlichen Europa's. Die lezteren sind die einzigen Völker auf der ganzen Erde, die nicht blos leben, um zu leben,

sondern auch ihr Leben zu genießen und zu verschönern wissen. Die deutschen und englischen, die holländischen und französischen Colonien hingegen in beyden Indien, in Afrika, im nördlichen und südlichen Amerika verkündigen ihre Ausartung auch dadurch, daß sie entweder in eine sinnlose Verschwendung und Prachtliebe versinken, oder daß sie in kurzer Zeit ohne Murren allen den Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten entsagen, ohne welche wir glauben, daß das Leben nicht lebenswerth sey. Besonders sind die entfernteren Pflanzer auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung und im freyen Amerika in Rücksicht auf Nahrung und Kleidung, auf Wohnung und Hausrath den Wilden, in deren Nachbarschaft sie wohnen, ähnlicher als ihren Stammvölkern. Gewiß also ist die Genügsamkeit, die nur das Unentbehrliche verlangt, ohne nach dem Bequemen und Angenehmen zu ringen, kein Zeichen einer edeln Menschen-Natur.

Thiere, die ihren Hunger und Durst gestillt haben, schlafen oder ruhen Tage lang, ohne weiter etwas zu bedürfen. Je thierartiger Völker sind, desto mehr nähern sie sich auch durch ihre träge, gleich unergötzte und unbeschäftigte Muße den übrigen Thieren. Wenn die Amerikaner, die Neger und sibirischen Wilden ihren Fischfang und ihre Jagd vollendet und nicht gerade an ihren Fahrzeugen oder Waffen und Instrumenten nothwendig zu arbeiten haben; so schlafen sie oder liegen, oder sitzen wenigstens Tage lang in ihren Hütten, ohne die geringste Langeweile zu empfinden. Selbst die meisten südlichen Asiaten, Morgenländer und Slaven überlassen sich dem Schlaf oder einer schlummerähnlichen Ruhe, wenn sie nicht durch eigene Noth oder durch fremden Zwang aufgetrieben werden. Dasselbige kann man von den entfernteren

Pflanzern am Vorgebirge der guten Hoffnung und im nördlichen Amerika sagen. Von den ersteren melden Reisende ausdrücklich, daß sie weder häusliche noch öffentliche oder gemeinschaftliche Lustbarkeiten kennen. Die gewöhnlichsten Ergötzungen ungebildeter Völker sind außer Schmäusen und Trinkgelagen, Tänze, mit oder ohne Gesang und Musik, Glücksspiele und gemeinschaftliche Unterhaltungen. Der Neigung zum Tanz sind die Neger, der zu Glücksspielen die Amerikaner und einige Nationen des südlichen Asiens am meisten ergeben. Tägliche oder häufige Zusammenkünfte, in der Absicht, sich gegenseitig zu unterhalten, sind unter den Negern häufiger, als unter den Amerikanern. Die Morgenländer hassen sowohl Glücksspiele als Tänze, an welchen sie selbst Theil nehmen: die lezteren als entehrend, die ersteren weil sie im Koran verboten sind. Die Morgenländer lieben keine andere Tänze als die von öffentlichen Weibspersonen, wodurch die Entzückungen der Liebe dargestellt werden. In den Kaffeehäusern des Orients herrscht die größte Stille, die nur von Zeit zu Zeit durch die Reden geistlicher Personen oder durch die Erzählungen von Mährchen-Dichtern unterbrochen wird. Die vornehmste Ergötzung der Großen und ihrer Gefolge besteht in Streitübungen, wo Einer den Andern durch den Wurf eines kurzen Stabes zu treffen sucht. Die Slaven weichen seit undenklichen Zeiten von den Morgenländern, denen sie sonst so ähnlich waren, in wenigen Stücken mehr ab, als durch ihren ausgezeichneten Hang zu Tanz, Gesang und Musik. Weder die Morgenländer noch die Slaven hatten eine so große Menge und Mannichfaltigkeit von Ergötzungen, als die nicht-slavischen Nationen Europens. Unter den lezteren bestanden in älteren

Zeiten die vornehmsten Lustbarkeiten in gymnastischen oder kriegerischen Uebungen und Wettkämpfen, zu welchen das andere Geschlecht, so wie zu allen festlichen Zusammenkünften und Gastmählern zugezogen wurde. Als der Geschmack an gymnastischen und kriegerischen Wettkämpfen sich verlohr, bildeten sich die Poesie und Musik, der Tanz und das Schauspiel zu wahrhaft schönen Künsten aus, und wetteiferten mit der Kunst der ächten Geselligkeit in der Schöpfung von immer neuen Vergnügungen. Es ist nicht zu läugnen, daß das Verlangen nach Lustbarkeiten schon unter den Griechen und Römern, auch unter den höheren Ständen der großen Städte des neuern Europa, in eine wirkliche Ergötzungswuth ausartete, und viele Menschen zu allen nützlichen Arbeiten gleich untüchtig und abgeneigt machte. Diese Ergötzungssucht ist eine bloße Ausartung guter Anlagen, da hingegen eine beynahe völlige Gleichgültigkeit gegen Ergötzungen und Zerstreuungen einen ursprünglichen Mangel guter Anlagen voraussetzt.

So natürlich es ist, sich selbst zu lieben und zu achten; eben so natürlich ist das Verlangen nach dem Beyfall Anderer. Die Begierde von Anderen bald geliebt und geachtet, bald bewundert und vorgezogen, bald gefürchtet und beneidet zu werden ist die Quelle der Putz- und Prunksucht, der Ehrsucht und des Ehrgeitzes, des Wetteifers und des Neides, der Eifersucht und Arroganz: ja sie ist sogar die Hauptursache des Strebens der Menschen nach Reichthum und Macht, und aller der Gebrechen, die mit den genannten Beschaffenheiten des Gemüths verbunden sind: der Verläumdungs-, Verkleinerungs- und Unterdrückungssucht u. s. w.

Eine jede übermäßige Schätzung seiner selbst

kann Eigenliebe genannt werden, wenn man anders Eigenliebe nicht als gleichgeltend mit Selbstsucht nimmt. Die Eigenliebe äußert sich bald als Eitelkeit, bald als Stolz. Wenn der Stolz Zeichen des Beyfalls verlangt, die ihm nicht gebühren, oder die sich nicht erzwingen lassen, oder wenn er mit sichtbaren Merkmahlen der Geringschätzung Anderer verknüpft ist; so belegt man ihn mit dem Namen des Hochmuths.

Eitelkeit ist zuerst das Bestreben von gewißen Vorzügen, welche man übermäßig schätzt, und die keinen verhältnißmäßigen Werth haben, auch in Anderen eine ähnliche Schätzung zu erregen, um dieser Schätzung gemäß geliebt oder geachtet, bewundert oder beneidet zu werden. Menschen also, welche von ihrem Putz oder ihrer Kleidung, ihren Reichthümern, ihrem Ansehen und Einflusse, ihrer Schönheit und Stärke, und anderen äußeren Vorzügen eine zu große Meynung haben, und diese Meynung in der angeführten Absicht in anderen zu erregen suchen, werden mit Recht zu den Eitlen gezählt.

Eitelkeit ist ferner die Begierde, wirkliche Vorzüge, welche man besitzt und nicht überschäzt, beständig oder doch zur Unzeit zur Schau zu tragen, damit sie von andern bemerkt, bewundert oder beneidet werden. Den Vorwurf der Eitelkeit verdienen also Gelehrte, welche unaufhörlich oder zur Unzeit von ihrer Gelehrsamkeit und ihren gelehrten Arbeiten: Krieger, die von ihren Thaten: Geschäftsmänner, die von ihren wichtigen Geschäften reden. Denselbigen Vorwurf verdienen Männer und Weiber, die beständig mit der Schönheit ihres Körpers oder einzelner Theile desselben erfüllt und beschäftigt sind, um sie von an-

deren bemerken und bewundern, oder beneiden zu machen.

Eitelkeit ist endlich die Begierde nach Beyfall, welchen man nicht verdient, oder das Bestreben, in Anderen die Meynung von Vorzügen zu erregen, welche man nicht besitzt, und von welchen man selbst weiß, daß man sie nicht besitzt. Unzählige Menschen wollen für jünger, schöner, größer, stärker, reicher, angesehener, gelehrter, tapferer u. s. w. gehalten werden, als sie wirklich sind.

Eitelkeit ist den beschränktesten und rohesten Jägern oder Fischern mit den geistvollsten und gebildetsten Völkern gemein. Selbst nackte Wilde, die ihren Körper wenig oder gar nicht bedecken, erhöhen ihre natürlichen Gebrechen, in der Absicht sich zu verschönern. Sie bemahlen oder punktiren ihren Leib, und bringen an Ohren, Nasen, Lippen, Wangen und Haaren allerley Zierrathen an, bald um den Ihrigen liebenswürdiger, bald um den Feinden furchtbarer zu erscheinen. Unter Ichthyophagen streben Männer und Jünglinge darnach, für die geschicktesten Schiffer und Fischer, unter Jägern, für die erfahrensten Jäger; unter beyden, für die schlausten und glücklichsten Krieger gehalten zu werden. Unter den meisten amerikanischen Völkerschaften unterwerfen sich Männer und Jünglinge den langwierigsten Prüfungen, und fast mehr, als menschlichen Martern, um zur Ehre von Führern und Häuptern zu gelangen. Die Eitelkeit beschränkter und roher Völker ist nicht nur größer, sondern kindischer und widersinniger, als die von geistvollen und gebildeten Menschen. Alle Wilde verunstalten sich, indem sie sich zu verschönern glauben, und machen sich lächerlich, indem sie furcht-

barer zu werden hoffen. Auch unter sinkenden und verdorbenen Nationen wird die Eitelkeit nicht blos grösser, sondern widersinniger. Unter den Römern suchten schon zu den Zeiten Augusts und seiner ersten Nachfolger viele vornehme Männer und Jünglinge sich durch eine weibische Weichlichkeit und Glätte des Körpers, durch weibischen Putz und Kleidung, durch weibischen Gang, Stimme und Geberden auszuzeichnen. Je grösser und kindischer also die Eitelkeit, und besonders die Putzsucht von Völkern ist, ein desto sichereres Merkmahl ist sie von einer unedeln oder verdorbenen Natur.

Putzsucht kann ohne Prunksucht, und umgekehrt Statt finden. Prunksucht ist das Verlangen und Bestreben durch prächtige oder kostbare Kleider, Schmuck und Geschirr, durch prächtige Wohnungen und Hausrath, durch zahlreiche und glänzende Gefolge und Dienerschaften die Meynung und Bewunderung von ungewöhnlichen Reichthümern, Macht und Ansehen zu erregen. Wenn Prunksüchtige auch durch Kleider und Schmuck prangen, so geschieht es nicht in der Absicht, um dadurch schöner, sondern um reicher, mächtiger und angesehener zu erscheinen. Die Prunksucht ist unter beschränkten und wenig gebildeten Völkern grösser, widersinniger und unvernünftiger, als unter geistvollen und gebildeten: unter verdorbenen grösser, widersinniger und unvernünftiger, als unter unverdorbenen. Wenn die Perser zu Reichthümern und Ehren gelangen, so verschwenden sie in kostbaren Kleidern und Schmuck, in Pferden und Pferdegeschirr, in Waffen, Sclaven und Sclavinnen so sehr, daß sie in kurzer Zeit an den Bettelstab gerathen. Auf eine ähnliche Art prunken viele Creolen in beyden Indien, und der größte Theil des pohlni-

schen und russischen Adels. Die Großen und Vornehmen in Italien und Spanien prunken mit kostbaren Pallästen, Villa's und Gärten, mit kostbaren Kunst-Sammlungen und Equipagen, auch mit zahlreichen Dienerschaften. Sie stürzen sich darüber in unermeßliche Schulden, und versagen sich zugleich die gemeinsten Bequemlichkeiten des Lebens.

Die beschränktesten und rohesten Völker sind sehr oft nicht blos eitel, sondern auch stolz, und überheben sich wegen unbedeutender oder eingebildeter Vorzüge. Die Grönländer dünken sich viel mehr, als die Europäer, weil diese nicht, wie sie, fischen und schiffen können. Die amerikanischen Wilden verachten die Blanken, weil diese nicht im Stande sind, gleich ihnen zu fasten, zu laufen und zu jagen. Auch die Neger und Chinesen setzen sich weit über die Europäer weg, weil die letzteren weder so fein stehlen, noch betrügen, als sie. Der Stolz beschränkter und ungebildeter Völker ist eben so widersinnig, als ihre Putz- und Prunksucht. Sie verkennen Vorzüge, welche die menschliche Natur am meisten ehren und zieren, und überschätzen Eigenschaften, die einen geringen Werth haben, oder gar die menschliche Natur verunstalten. Unzählige Völker sind stolz auf ihre Gefräßigkeit und Völlerey: Andere auf ihre Behendigkeit im Stehlen und Betrügen, oder auf ihre Fertigkeit im Meuchelmorden. Daß Völker, die in Ansehung der Anlagen des Geistes und Gemüths sehr von einander abweichen, auch in ihren Urtheilen über das, was Achtung und Verachtung verdient, oder Ehre und Schande bringt, von einander verschieden sind, ist weniger zu verwundern, als daß dieselbigen geistvollen Nationen zu verschiedenen Zeiten den Ackerbau, Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaf-

ten, Diebstahl und offenbaren Raub bald achteten und bald verachteten [1]).

Die wahre Herrschsucht, das heißt, eine unmäßige Begierde nach Macht, um der Macht willen, kann die Leidenschaft einzelner Individuen, oder Familien, oder Stände, aber nicht ganzer Nationen werden: weßwegen ich auch hier von derselben weiter nichts sage. Ganz anders verhält es sich mit Habsucht und Geitz. Beyde sind unmäßige Begierden nach Schätzen. Die Habsucht unterscheidet sich aber vom Geitz dadurch, daß sie Schätze nicht um ihrer selbst willen begehrt, sondern um sich dadurch desto mehr sinnliche Vergnügungen, oder Macht und Ansehen zu verschaffen. Der Geitz hingegen trachtet nach Schätzen, blos um sie mit Vergnügen bewahren und anhäufen zu können. Der Geitz ist um desto stärker, je mehr Geitzige sich alle Bequemlichkeiten und Vergnügungen, oder gar die Nothwendigkeiten des Lebens versagen: je weniger sie geneigt sind, dem Leiden oder dem Verdienst ihrer Brüder ab- oder aufzuhelfen: je mehr Niederträchtigkeiten und Verbrechen sie sich endlich erlauben, um durch das Unrecht, was sie Anderen anthun, ihre Schätze zu vermehren. Man gehe die Völker, von welchen ich bisher gehandelt habe, in Gedanken durch, und man wird finden, daß Habsucht oder Geitz ihre herrschende, oder eine ihrer herrschenden Leidenschaften ist. Die Lappen scharren alles, was sie von gemeinstem oder verarbeitetem Silber erhalten, mit der größten Gierigkeit zusammen, und verbergen es selbst vor ihren Weibern und Kindern so sorgfältig, daß

1) Man sehe meine Betrachtungen über die Begriffe verschiedener Völker von Ehre und Schande, im 3ten Bande des Gött. histor. Mag. 429 u. f. S.

die gesammelten Schätze meistens mit dem Tode des Besitzers verlohren gehen. Die reichsten Lappen leben nicht besser, als die Armen: ausgenommen, daß sie sich häufiger in Branntwein gütlich thun. Wenn sie auch noch so große Rennthierheerden haben, so schlachten sie selten eins derselben, sondern begnügen sich, wie die mongolischen Hirtenvölker mit dem kranken oder gefallenen Vieh. Unter den Bewohnern des südlichen Asiens zeichnen sich die Chinesen am meisten durch ihre Habsucht oder ihren Geitz aus. Sie scheuen keine Art von Lug und Trug, keine Verrätherey und Dieberey, keinen Mord oder andere Gewaltthätigkeit, um entweder öffentliche Gelder oder das Vermögen von Fremdlingen und Mitbürgern an sich zu bringen. Von den Kaufleuten, Fürsten, und anderen Großen unter den Hindus ist es bekannt, daß sie keine andere Leidenschaft, als einen kalten, stets wachenden und unersättlichen Geitz haben. Die Nationen des Morgenlandes sind sich einander darin ähnlich, daß sie nichts umsonst thun, und daß sie alles wagen, was ihnen Vortheile bringt: doch kann man einige, besonders die Perser und Mohren in Hindostan eher habsüchtig, als geitzig, andere, vorzüglich die Armenier und Juden mehr geitzig, als habsüchtig nennen. Die größten slavischen Völker in Europa geben den Morgenländern in Rücksicht auf Habsucht und Geitz wenig oder gar nichts nach [1]). Vielleicht ist in den vornehmen Slaven noch häufiger,

1) Ueber die Habsucht und den Geitz der Russen, meine Vergleichung des ältern und neuern Rußlands. I. 230—252. Ueber den Geitz und die Habsucht der Pohlen. Reise eines Liefländers. III. 113. 186. 187. 188. Hacquets Reisen in die dacischen Alpen. III. 115.

als in den Großen des Morgenlandes, eine schmutzige Filzigkeit mit einer sinnlosen Verschwendung gepaart [1]).

Je schwächer, reitzbarer und kleinmüthiger Völker sind, desto tiefer werden sie durch beleidigende Worte und Handlungen verwundet: desto weniger äußert sich der Verdruß über die empfangenen Beleidigungen in Mienen und Geberden, in Worten und That: desto brennender und unversöhnlicher wird die Rachgier gegen die Beleidiger selbst, oder wenn dieses auch geschieht, so wird sie um desto geheimer und unerforschlicher ausgeübt. Die schwachen und kleinmüthigen Nationen kennen den Jähzorn, oder wie die Franzosen sagen, den rothen Zorn, der in drohende Mienen, Geberden und Worte, oder gar in Thätlichkeiten ausbricht, wenig oder gar nicht. Ihr Verdruß ist mehr ein stiller, verbissener Grimm, der aber die Beleidigten sehr oft so außer sich setzt, daß zum Beyspiel junge Amerikaner und Amerikanerinnen bey den geringsten Vorwürfen ihrer Eltern sich selbst das Leben nehmen. Auf eine ähnliche Art wüthen häufig die afrikanischen Neger und die sibirischen Wilden gegen sich selbst. Meine Leser erinnern sich, daß auch die Japanesen und Hindus sehr oft sich selbst, oder ihre Weiber und Kinder umbringen, um ihre Beleidiger zu zwingen, daß sie ein Gleiches thun. Wenn die Malayen sich rächen wollen, so berauschen sie sich in Opium oder Bang, rennen durch die Straßen und stoßen alles nieder, was ihnen vorkommt. Die Araber nehmen Blutrache nicht an dem Mörder oder Todtschläger Eins der Ihrigen, sondern an Einem seiner vornehmsten Blutsverwandten. Die übrigen Morgenländer, die Slaven, und meh-

1) Hacquet l. c.

rere Völker des südlichen Europa, die den Morgenländern nahe verwandt sind, rächen sich durch Meuchelmord, welchen sie selbst an ihren Widersachern ausüben, oder durch gedungene Meuchelmörder vollziehen lassen. Meine Leser können leicht den Schluß ziehen, in wiefern theils die Eindrücke, welche zugefügte Beleidigungen hervorbringen, theils der Grad und die Aeußerungen der Rache Merkmahle des Werths und Unwerths, der natürlichen Verwandtschaft und Verschiedenheit von Völkern sind.

Völker, die bis zu einem gewißen Grade gefühllos und schwach, wegen ihrer Gefühllosigkeit edlerer Empfindungen und Triebe unfähig, wegen ihrer Schwäche in gleichen Graden kleinmüthig und träge sind, können unmöglich richtige Begriffe von Freyheit und ächte Freyheitsliebe besitzen. Was man an solchen Nationen manchmal als Freyheitsliebe gepriesen hat, war weiter nichts, als Hang zur Ungebundenheit oder Abscheu alles Zwanges, der sie hinderte, ihren Launen und Gewohnheiten, besonders ihrer natürlichen Trägheit nachzuhängen [1]). So bald die gefühllosen und schwachen, die trägen, feigen und übelgearteren Bewohner der neuen Welt aus dem Stande der Wildheit herausgingen, und sich in größere, festsitzende, dem Feldbau mehr, als dem Fischfange und der Jagd ergebene Gesellschaften vereinigten; so fielen sie gleich in die Fesseln des scheußlichsten Despotismus, welche sie willig ertrugen, ungeachtet sie denselben durch die Flucht leicht hätten entgehen können [2]).

Eben

1) Man sehe meine Unters. über die Ursachen des Despotismus, im zweyten Bande des Gött. histor. Magaz. 193 u. f. S.

2) l. c. 203 u. f. S.

Eben dieses widerfuhr den Negern und ostindischen Insulanern [1]). Selbst die großen mongolischen Hirtenvölker genoßen nie die Vorzüge der Freyheit, die mit dem Hirtenstande unzertrennlich verbunden zu seyn scheint, sondern waren von jeher ihren angeerbten und göttlich verehrten Fürsten mit unbegränztem Gehorsam unterthan [2]). Seit undenklichen Zeiten war in Asien der Despotismus nirgend verheerender, als unter den gefühllosen und schwachen, den trägen und kleinmüthigen hinterindischen Völkern [3]). Im westlichen Asien gab es wenigstens Zeiten, wo die unumschränkten Beherrscher sich nicht alles erlaubten, was der Genius ihrer Unterthanen ihnen gestattet hätte. Allein im Ganzen waren doch die ackerbauenden Völker des Morgenlandes, mit Ausnahme der städtischen Araber, auf der einen Seite zu gefühllos, zu träge, zu kleinmüthig und knechtisch, als daß sie sich der willkührlichen Macht unumschränkter Beherrscher widersetzen können: auf der andern Seite so übelgeartet oder verderben, daß sie nur allein durch die eiserne Ruthe von Despoten im Zaum gehalten, und vom Bösen zurückgeschreckt werden konnten. Die arabischen und tatarischen Hirten waren neben den Lesphiern die einzigen Völker des westlichen Asiens, welche sich der willkührlichen Gewalt ihrer Beherrscher erwehrten. In Europa übten die Regenten oder der Adel unter den slavischen Nationen beständig eine unumschränkte und willkührliche Gewalt über das Leben, die Freyheit und das Eigenthum der Unterthanen aus, und die Unterthanen erkannten wegen ihres

1) l. c. S. 208—9.
2) S. 262.
3) Meine Betrachtung über die Fruchtbarkeit von Asien. II. 253. 289 u. f. S.

knechtischen Sinnes diese Gewalt, welche ihr eigenes Leben, Vermögen und Freyheit der Willkühr von Oberen übergab, als eine rechtmäßige Gewalt an [1]). Selbst deutsche Herren mußten wendische Knechte unter eine viel härtere Zucht nehmen, als nicht-wendische, weil man allenthalben die Erfahrung machte, daß jene nur durch die strengste Aufsicht und durch unausbleibliche Strafen zum Guten angetrieben und vom Bösen zurückgehalten werden könnten. Die edleren europäischen Völker duldeten nicht eher den Mißbrauch willkührlicher Gewalt als bis sie durch Laster und Elend so entkräftet und in ihrem Innersten verdorben waren, daß sie weder das Herz hatten, sich den Anmaaßungen unumschränkter Herren zu widersetzen, noch auch anders, als durch das Schwerdt und die Geissel von Despoten gebändigt werden konnten [2]).

Unter den deutschen und allen übrigen nicht-slavischen Nationen unsers Erdtheils sind gut organisirte Menschen so beschaffen, daß unverdiente Leiden Anderer in ihnen aufrichtiges Mitleid und verdientes Glück aufrichtige Mitfreude erzeugt. Da die Leiden und Freuden Anderer uns nicht gleichgültig sind: da unverdiente Leiden in uns aufrichtiges Mitleid, verdiente Freuden, reine Mitfreude erregen; so können uns auch solche Handlungen und Gesinnungen der Menschen nicht gleichgültig seyn, wodurch das Glück oder Unglück Anderer absichtlich befördert oder vermindert wird. Die Empfänglichkeit gut organisirter Menschen also gegen die Freuden und Leiden anderer

1) Meine Vergleichung des ältern und neuern Rußl. I. 272. u. f. S. bes. 206. u. f. S. Reise eines Liefländers, III. 217. u. f. S.
2) Gött. histor. Mag. II. 220. u. f. S.

empfindender Wesen ist die einzige und unmittelbare Quelle des moralischen Sinns oder der sittlichen Gefühle: der Zufriedenheit und Unzufriedenheit mit uns selbst: der Freude über unsere guten, der Betrübniß über unsere bösen Handlungen: der Dankbarkeit gegen Wohlthäter: der Liebe und Hochachtung gegen Tugendhafte, die Andere glücklich gemacht oder ihre Leiden gemindert haben: des Abscheus und der Verachtung gegen böse Menschen und Handlungen: der Freude über belohnte Verdienste und gerechte Strafen: des Schmerzes über nicht-belohnte Verdienste und nicht-bestrafte Verbrechen. In eben den Graden, in welchen einzelne Menschen und ganze Völker der sympathetischen und sittlichen Gefühle empfänglich sind, werden sie auch der geselligen Triebe und Neigungen fähig, welche unmittelbar auf die Beförderung des Glücks und die Abwendung oder Verminderung des Unglücks Anderer gerichtet sind. Von dieser Art sind die Triebe der Menschenliebe oder des uneigennützigen Wohlwollens: die Triebe der Barmherzigkeit und Nothhülfe, der Dienstfertigkeit und Dankbarkeit: Liebe des Vaterlandes, der Eltern, Gatten, Kinder, Freunde und überhaupt aller guten Menschen: das Bestreben, dem Verdienst die gebührenden Belohnungen zu verschaffen, die Urheber böser Handlungen zur gebührenden Strafe zu bringen, wegen angethanen Unrechts Genugthuung zu geben u. s. w. Die Erfahrung lehrt sowohl an einzelnen Menschen als an ganzen Völkern, daß ein gewißer Grad von angeborner Gefühllosigkeit mit einem gänzlichen oder fast gänzlichen Mangel aller sympathetischen und sittlichen Gefühle und Triebe verbunden ist. Je schwächer die genannten Gefühle und Triebe in Völkern sind, desto weniger besitzen diese Humani-

tät. Je mehr dieselbigen Gefühle und Triebe entweder durch Laster oder durch die Einflüsse eines feindseligen Klima's geschwächt werden, desto mehr arten Menschen aus. Im Ganzen ist Lieblosigkeit gegen Nebenmenschen mit einer ähnlichen Lieblosigkeit selbst gegen die nützlichsten Hausthiere verbunden. In den Hindus und manchen anderen Völkern ist eine empörende Härte gegen Mitbürger und Blutsverwandte nicht sowohl mit einer lobenswürdigen Pflege und Sorgfalt für nützliche Hausthiere als mit einer übertriebenen Barmherzigkeit gegen beschwerliches Ungeziefer und gegen giftige oder sonst schädliche Thiere gepaart. Fast noch räthselhafter ist die Mischung von Menschlichkeit und Unmenschlichkeit in der Gemüthsart der schönen Insulaner der Süd-See. Diese sind nemlich auf der einen Seite gastfreundlich, dienstfertig, nachsichtig und versöhnlich gegen Fremdlinge: auf der andern Seite eckelhaft, gefräßig und schamlos, empörend hart gegen ihre Untergebenen, grausam gegen überwundene Feinde und nicht selten verrätherisch gegen Fremdlinge, welche sie auf das gütigste aufgenommen und durch diese Freundlichkeit eingeschläfert hatten.

Die Natur verband in allen gut organisirten Menschen mit der Empfänglichkeit gegen das Sittlich-Schöne und Sittlich-Häßliche eine ähnliche Empfänglichkeit gegen das Ehrbare und Unehrbare, oder gegen das Anständige und Unanständige, gegen das Schickliche und Unschickliche, gegen Wohlstand und Uebelstand [1]). Wenn sie hingegen Völkern die erstere ganz oder fast ganz versagte, so entzog sie ihnen zwar deßwegen die leztere nicht, allein die Begriffe und Ge-

1) Man sehe meine Schrift über die Denk- und Willenskräfte des Menschen, I. 95. u. f. S.

fühle solcher Völker von Ehrbarkeit und Unehrbarkeit, von Schicklichkeit und Unschicklichkeit, von Wohlstand und Uebelstand wurden ganz falsch oder verkehrt. Sie schämten sich über Dinge, die nicht schämenswerth waren, und erlaubten sich andere, z. B. das Entblößen der Körper beyder Geschlechter, das Verzehren von Unrath und Ungeziefer, öffentlichen Beyschlaf u. s. w. ohne Scheu, die in allen richtig empfindenden und denkenden Menschen den äußersten Eckel oder die höchste Scham hervorbringen. Auf gleiche Art hielten sie Dinge für schicklich oder unschicklich, für wohlanständig oder übelstehend, welche die richtige Vernunft und ein richtiges Gefühl nicht dafür erklären. [1]). Je mehr also die Begriffe und Gefühle ganzer Völker vom Ehrbaren und Unehrbaren, vom Schicklichen und Unschicklichen, vom Wohlstande und Uebelstande sich von den unsrigen unterscheiden, oder ihnen gar entgegengesetzt sind; desto niedriger stehen sie auf der Scala der Humanität, oder desto näher sind sie den Thieren.

VIII.

In wiefern können die verschiedenen Völker-Familien nach Claſſen, Ordnungen, Gattungen, Arten, Spielarten und Zwitterarten abgetheilt werden?

Nach den bisherigen Untersuchungen darf ich annehmen, daß alle, oder doch die meisten meiner Leser

1) Man s. meine Abh. über die Gesetze des Wohlstandes, im dritten Bande des gött. histor. Mag. 219. u. f. S. Meine Vergleichung des ältern und neuern Rußl. I. 254. u. f. S. Auch werden sich meine Leser deſſen erinnern, was ich oben über die Begriffe der Morgenländer von Ehrbarkeit, Schicklichkeit und Wohlstand beygebracht habe.

folgende Sätze mit mir für erwiesene Sätze halten werden.

Die verschiedenen Völker der Erde sind weder eines gemeinschaftlichen Ursprungs, noch aus Einer Gegend, als einem gemeinschaftlichen Mittelpuncte, ausgegangen.

Die Merkmahle, wodurch sich die Bewohner der verschiedenen Erdtheile und Länder seit Jahrtausenden unterschieden, sind ursprüngliche Charaktere und nicht Wirkungen äußerer Ursachen oder der Versetzung in ein immer verschiedenes Klima und Boden.

Klima und Boden vermögen nicht einmal über Pflanzen und Thiere, vielweniger über den Menschen so viel, als diejenigen ohne Beweis voraussetzten, welche die Unterschiede von Menschen, so wie die Unterschiede ähnlicher Pflanzen und Thiere aus bloßen äußeren Ursachen ableiteten. Da unterdessen äußere Ursachen auf Pflanzen und Thiere stärker wirken, als auf den Menschen, so ist es bey jenen sehr oft schwerer, als bey diesen, zu bestimmen, ob gewiße Unterscheidungszeichen ursprünglich seyen, oder durch die Einflüsse von Klima und Boden hervorgebracht worden.

Pflanzen und Thiere sind viel häufiger als der Mensch an ein gewißes Klima und einen gewißen Boden gefesselt. Man kann nur von wenigen thierartigen Menschenhaufen mit Gewißheit sagen, daß sie gleich den Pflanzen und Thieren an ein gewißes Klima und Boden gebunden seyen. Alle übrige Völker sind blos einem gewißen Klima und Boden mehr oder weniger anerschaffen worden.

Kein Volk ist dem andern völlig gleich. Allein manche sind einander so ähnlich, daß man sie als natürlich verwandt oder als Glieder Einer natürlichen

Familie ansehen kann. Aus der natürlichen Verwandtschaft von Nationen darf man weder schließen, daß Eines das Stammvolk der übrigen, oder daß alle eines gemeinschaftlichen Ursprungs seyen. Eben so wenig bringt die natürliche Verwandtschaft von Völkern nothwendig mit sich, daß sie als Nachbaren zusammenwohnen, oder vormals zusammengewohnt haben. Die kurilischen Insulaner sind den Tataren, die Südsee-Neger den Ichthyophagen an der persischen und arabischen Küste natürlich verwandt, ungeachtet die einen von den anderen durch ungeheure Räume getrennt sind. Nicht alle Völker können unter gewiße natürliche Familien zurückgebracht werden. Viele Nationen unterscheiden sich von den Völker-Familien, denen sie am ähnlichsten sind, so sehr, daß man sie mit Grund zu keiner derselben zählen darf, sondern als für sich bestehende und nur sich selbst gleiche Menschenarten betrachten muß. Dies gilt von den Tschucktschen im nördlichen von den Butanern im östlichen, von den rohen Bergvölkern sowohl im westlichen Asien als in Hindostan und China.

Nicht alle Völker und Völker-Familien sind in gleichem Grade Menschen, oder besitzen die Vorzüge der menschlichen Natur in gleichem Maaße. Es gibt eine Scala der Humanität von mancherley Stuffen, auf deren jede man die bekannten Völker und Völker-Familien hinstellen kann und hinstellen muß.

Ich maaße mir, glaube ich, nicht zu viel an, wenn ich nach den Betrachtungen und Resultaten des letzten Abschnitts behaupte, daß die Menschenforscher jezt einen großen Vortheil vor den Kräuterkundigen und Zoologen voraus haben, indem sie nicht blos wissen, auf welche Merkmahle sie bey dem Zusammenordnen und Abtheilen der Völker zu achten haben,

sondern auch die Wichtigkeit oder Unwichtigkeit, die Zuverläßigkeit oder Unzuverläßigkeit eines jeden Merkmahls, ja sogar den Grad des Werthes oder Unwerthes genau kennen, welchen jeder günstige oder ungünstige Charakter voraussetzen läßt.

Bevor man noch die Zahl und Wichtigkeit der Merkmahle von Völkern gründlich untersucht hatte, folgten viele berühmte Männer der sogenannten künstlichen Methode von Naturforschern, und theilten das, wie sie glaubten, vollkommen einartige Menschengeschlecht bald nach den Sprachen, bald nach der Farbe oder der Form von Schädeln in Racen oder Stämme, oder Varietäten ab. Wenn meine Leser sich dessen recht erinnern, was ich über die erwähnten Merkmahle vorgetragen habe; so brauche ich ihnen jezt nicht mehr zu beweisen, daß man durch diese künstlichen Systeme zu vielen Irrthümern verleitet und besonders veranlaßt werden mußte, natürlich verwandte Völker zu trennen, und ursprünglich verschiedene als natürlich verwandte zusammenzuordnen. Ursprünglich verschiedene Nationen können ähnliche Farben, Sprachen und Schädel: ursprünglich verwandte sehr verschiedene Farben, Sprachen und Schädel haben.

In dem ganzen Fortgange der Untersuchungen theilte ich oft der Kürze wegen alle Völker in zwey große Classen oder Ordnungen ab: in die ursprünglich hellen oder weissen und schönen, und in die dunkelfarbigen und häßlichen. Unter den ersteren begriff ich die slavischen und nicht-slavischen Nationen Europens sammt den Bewohnern des westlichen Asiens und des nordwestlichen Afrika's: unter den andern die Amerikaner und Neger, die Bewohner der Südländer und Südsee-Inseln, endlich die des nördlichen, östlichen und südlichen Asiens. Man ist bey dieser

allgemeinen Eintheilung weniger in Gefahr zu irren, als bey jeder andern; allein man ist doch auch nicht vor allem Irrthum sicher. Wenigstens wird man gezwungen, Ausnahmen zu machen, oder zu bekennen, daß nicht alle Völker sich unter die eine oder die andere der beyden Ordnungen oder Classen bringen lassen. Zwar sind alle ursprünglich weisse Völker schön, und alle ursprünglich häßliche dunkelfarbig. Hingegen gibt es viele dunkelfarbige Völker, die nicht häßlich, sondern schön sowohl von Körper als Gesicht oder doch von Körper sind: z. B. die Hindus, die schönen Insulaner der Südsee, die Habessinier und andere schöne, bald schwarze und schwärzliche, bald rothe und gelbe Völker in Afrika. Diese Nationen können also wegen ihrer dunkeln Farbe nicht zu der ersten, und wegen ihrer Schönheit nicht zu der zweyten Classe gerechnet werden.

Vielleicht ist es schon manchem meiner Leser eingefallen, daß es mit Hülfe der von mir aufgezählten und gewürdigten Merkmahle vielleicht nicht schwer seyn würde, ein natürliches System zu errichten, oder alle Völker in natürliche Classen, Ordnungen, Gattungen u. s. w. abzutheilen, und also in der Naturgeschichte des Menschen das zu Stande zu bringen, was man bisher in der Botanik vergeblich gewünscht und versucht hat. Man höre die Gründe, warum ich ein solches natürliches System für überflüßig halte.

Die Botaniker mußten in Ermangelung eines natürlichen Systems zu irgend einem künstlichen ihre Zuflucht nehmen, weil der Pflanzenarten so viele waren, daß man sie gar nicht hätte übersehen können, wenn man nicht die Arten unter gewiße Gattungen, die Gattungen unter gewiße Ordnungen und diese unter gewiße Classen zurückgeführt hätte. Die mensch-

lichen Bewohner der verschiedenen Erdtheile und Länder sind zwar vielmehr von einander verschieden, als die meisten Beobachter und Forscher vermutheten; allein diese Unterschiede sind doch nicht so zahlreich und mannichfaltig, daß man deßwegen nöthig hätte, zu einem so mühseligen System, als das der Pflanzenkunde ist, seine Zuflucht zu nehmen. Man folgt den Winken und Fußstapfen der Natur, wenn man ein jedes Volk so genau als möglich untersucht: wenn man nach dieser Untersuchung Acht gibt, ob ein Volk gleichsam für sich bestehe, oder mit anderen natürlich verwandt sey: ob natürlich verwandte Nationen, welche Eine Familie ausmachen, sich vielleicht noch in Gattungen und die Gattungen in Arten eintheilen lassen, oder ob sie blos ein Aggregat von verwandten Menschenarten bilden: ob endlich die Arten ursprünglich oder Abarten oder Zwitterarten seyen.

Unter Völker-Familie verstehe ich einen Inbegriff natürlich verwandter Völker, d. h. solcher Völker, die in den wesentlichen Beschaffenheiten des Körpers, des Geistes und des Gemüths zusammenstimmen, ungeachtet sich ein jedes von den anderen durch eigenthümliche Merkmahle unterscheidet. In diesem Sinn des Worts machen die Völker des südlichen Asiens, die schöne Insulaner der Südsee, die ackerbauenden Nationen des Orients u. s. w. besondere Völker-Familien aus.

Ich nenne Völker-Familie absichtlich einen Inbegriff natürlich verwandter Völker, weil man häufig die verschiedensten Nationen wegen einer einzigen Aehnlichkeit unter Einem allgemeinen Namen zusammenfaßt. So setzte ich häufig die Bergvölker des westlichen Asiens den ackerbauenden oder alle Völker des westlichen Asiens denen des östlichen und südli-

chen entgegen, ohne deßwegen die einen und die anderen für eigentliche Völker-Familien zu halten.

Wenn ein Volk sich von allen nahen und fernen Völkern durch erbliche Merkmahle unterscheidet, die bey verändertem Klima und Boden fortdauern, und bey Vermischung mit den Weibern anderer Völker sich zur Hälfte den Abkömmlingen mittheilen, so macht ein solches Volk eine eigene und besondere Menschenart aus.

Die Menschenarten sind, wie die Thier- und Pflanzenarten, entweder ursprüngliche oder Abarten, Spielarten, Varietäten oder endlich Zwitterarten.

Menschenarten und eben so auch Thier- und Pflanzenarten sind alsdann ursprünglich, wenn es erwiesen oder im höchsten Grade wahrscheinlich ist, daß ihre charakteristischen Merkmahle ein Werk oder eine Gabe der Natur, nicht aber Wirkungen äußerer physischer Ursachen oder der Vermischung mit fremden Arten sind. Die schönen Insulaner der Süd-See bilden Eine Völker-Familie. Diese Völker-Familie zerfällt wenigstens in eben so viele ursprüngliche Menschenarten als es Gruppen von Inseln gibt, die so weit von einander entfernt liegen, daß die Bewohner der einen niemals die anderen erreichen konnten. Die drey Hauptvölker des Kaukasus bilden eben so viele ursprüngliche Menschenarten, weil es sich gar nicht denken läßt, daß die Merkmahle, wodurch sie sich von einander unterscheiden, aus den Einflüssen äußerer Ursachen oder aus Vermischung entstanden seyen. Die Völker des südlichen Asiens gehören zu Einer Völker-Familie. Allein die meisten Glieder dieser Familie weichen von den übrigen in so vielen Stücken ab, daß man sie vernünftiger Weise weder

aus der Verschiedenheit des Bodens und Klima's noch aus Vermischung ableiten kann.

Menschenarten und eben so auch Pflanzen- und Thierarten sind nicht ursprünglich, sondern bloße Abarten, Spielarten, Varietäten, wenn es erwiesen oder überwiegend wahrscheinlich ist, daß ihre charakteristischen Merkmahle bloße Wirkungen physischer Ursachen, besonders der Veränderung des Klima's und Bodens sind. Die europäischen Kolonien in fremden Erdtheilen sind eben so viele Abarten, die blos durch Verpflanzung und die damit verbundenen Einwirkungen eines fremden Klima's und Bodens entstanden sind.

Menschenarten, auch Thier- und Pflanzenarten verdienen alsdann den Namen von Zwitterarten, wenn es erwiesen oder überwiegend wahrscheinlich ist, daß sie aus der Vermischung verschiedener Arten hervorgegangen sind. Solche Zwitterarten sind die Mulatten und Mestizen, die mittleren Kasten der Hindus und höchst wahrscheinlich alle schöne, entweder schwarze oder schwärzliche, oder gelbe und rothe Völker in Afrika.

In allen europäischen Colonien finden sich viele Menschen, von welchen man sagen kann, daß sie sowohl zu einer Abart als zu einer Zwitterart gehören. Wenn nemlich Creolen sich mit Negerinnen oder Amerikanerinnen oder Hottentottinnen oder anderen eingebornen Weibern vermischen; so müssen die Kinder von väterlicher Seite zu einer Abart von Europäern und von mütterlicher Seite zu derjenigen Zwitterart gerechnet werden, die aus der Vermischung von Blonden europäischen Ursprungs mit diesen oder jenen außer-europäischen Weibern entsteht.

Es ist sehr oft schwer oder gar unmöglich zu be-

stimmen, ob und in wiefern ein Geschlecht organischer Wesen eine ursprüngliche Art oder eine Abart, oder eine Zwitterart sey. Schwer oder unmöglich ist dieses deßwegen, weil wir oft nicht wissen, welche Vermischungen in uns unbekannten Zeiten vorgegangen, und welche Wirkungen durch die Jahrtausende fortdauernde Kraft physischer Ursachen hervorgebracht worden sind. Die Kalmücken unterscheiden sich von den Mongolen, die Buräten von den Tungusen, die finnischen Völkerschaften von einander durch mehrere Merkmahle. Wer ist im Stande zu entscheiden, ob diese Unterschiede von Anbeginn Statt hatten, oder ob sie durch die veränderten Wirkungen äußerer Ursachen oder durch Vermischung mit Fremden entstanden sind? Bis jezt können wir nicht mit Gewißheit behaupten, weder daß die Tautaus auf den Südsee-Inseln eine ursprüngliche, noch daß sie eine Zwitterart seyen: wiewohl das erstere wahrscheinlicher ist, als das leztere. Von den Malayen kann man mit Zuversicht annehmen, daß sie fast allenthalben mehr oder weniger, bald mit Hindus, bald mit Mohren, bald mit den Eingebornen des Innern der großen ostindischen Eylande vermischt worden sind. Wer wagt aber deßwegen in einzelnen Fällen den Grad und die Art von Mischung anzugeben oder auch zu läugnen, daß vielleicht die Natur selbst die verschiedenen malayischen Völkerschaften unterschieden hatte? So oft keine hinlängliche oder wenigstens wahrscheinliche Gründe vorhanden sind, so lange muß man es unentschieden lassen, ob diese oder jene Menschenart, Thierart u. s. w. eine ursprünglich oder eine Abart oder eine Zwitterart sey. Bey dieser Vorsicht kann man aber von Naturforschern verlangen, daß sie den wichtigen Unterschied von ursprünglichen Arten, von

Abarten und Zwitterarten stets vor Augen behalten: daß sie da, wo erwiesener Maaßen ursprünglich verschiedene Arten vorhanden sind, diese ursprüngliche Verschiedenheit nicht um einer vorgefaßten Meinung willen hartnäckig abläugnen: daß sie endlich eine Art von Menschen, Thieren und Pflanzen nicht eher für eine bloße Abart erklären, als bis sie mit unumstößlichen oder doch wahrscheinlichen Gründen dargethan haben, daß die eigenthümlichen Merkmahle dieser Art bloße Wirkungen äußerer physischer Ursachen sind.

Dieselbige Menschenmasse kann in verschiedenen Beziehungen bald als Ein Volk, bald als ein Aggregat von vielen Nationen, bald als ein Inbegriff von verschiedenen Menschenarten betrachtet werden. Wenn man die Bewohner von Hindostan mit denen von Persien oder von Thibet, oder von Hinter-Indien vergleicht, so denkt man sich die Hindus sehr oft als Ein Volk. Findet man dann bey genauerer Untersuchung, daß die Bewohner der verschiedenen Provinzen von Hindostan sich durch mancherley Namen und Zungen unterschieden; so sagt man, daß Hindostan eine große Menge von verschiedenen Nationen beherberge. Entdeckt man endlich, daß alle Hindus aus zwey ursprünglich verschiedenen Menschenarten bestehen, aus deren Vermischung eine unbestimmliche Menge von Mittel-Kasten entsprungen ist; so bringt man die mancherley indischen Nationen auf diese ursprünglichen und Zwitterarten zurück.

Die Ausdrücke Völker-Stamm und Völker-Familien können zwar, wo es nicht auf genaue Bestimmtheit im Reden und Schreiben ankommt, als gleichgeltend gebraucht werden. Am besten aber ist es, diese Wörter nicht zu verwechseln. Volksstamm setzt gemeinschaftliche ursprüngliche Wohnsitze,

gemeinschaftliche oder gegenseitige Abstammung und eine Abwesenheit aller bedeutenden erblichen Unterschiede voraus: etwa die Verschiedenheit der Gegenden, in denen man lebt, die Verschiedenheit von Mundarten und von Beschäftigungen ausgenommen. Wenn man also annähme, daß die mongolischen Hirtenvölker aus irgend einer Gegend des östlichen Asiens ausgegangen seyen, und allmählich über das ganze östliche Asien verbreitet worden: daß sie von einem verschwundenen Urvolk abstammen, oder daß Eins das Stammvolk der übrigen sey: daß sie sich außer der Verschiedenheit von Weideplätzen und von Mundarten durch keine bedeutende erbliche Merkmahle von einander auszeichnen, so würde man von ihnen zwar sagen können, daß sie Zweige Eines Volksstammes, aber nicht Glieder einer Völker-Familie seyen. Dasselbige könnte man unter denselbigen Voraussetzungen von den verschiedenen finnischen, germanischen, slavischen u. s. w. Nationen behaupten. Wenn man hingegen natürlich verwandte Völker zu Einer Familie rechnet; so bekümmert man sich gar nicht darum, ob sie vormals ein gemeinschaftliches Vaterland hatten oder nicht: ob sie eines gemeinschaftlichen Ursprungs oder ob die übrigen von Einem derselben entsprossen sind: am wenigsten ob sie sich nicht durch wichtige erbliche Merkmahle unterscheiden. Man macht es vielmehr bey dem Zusammenordnen natürlich verwandter Völker unter Eine Familie zu einer nothwendigen Bedingung, daß jedes Glied einer solchen Familie von den übrigen durch mehr oder weniger wichtige erbliche Merkmahle verschieden sey. Das Wort Völker-Familie schließt immer den Begriff von natürlich verwandten, aber der Art nach verschiedenen Völkern in sich.

Eine Völker-Familie enthält bald nur wenige, bald viele verschiedene Menschenarten. Der erste Fall findet bey den Familien der mongolischen und finnischen; der andere bey denen der Bewohner des südlichen und der ackerbauenden Völker des westlichen Asiens Statt. Die Nationen, welche die zulezt genannten Völker-Familien unter sich begreifen, sind nicht blos der Art, sondern selbst der Gattung nach von einander verschieden. Die Chinesen, Tunkinesen und Kochinchinesen sind sich unter einander viel mehr ähnlich, als sie insgesammt mit den Siamesen, den Peguanern und Arracanern zusammenstimmen; und umgekehrt ist die natürliche Verwandtschaft der Siamesen, Peguaner u. s. w. größer als die zwischen ihnen und den Kochinchinesen, Tunkinesen und Chinesen. Nicht ohne Grund also kann man sagen, daß die Völker-Familie des südlichen Asiens zwey verschiedene Gattungen, und jede Gattung mehrere Menschenarten unter sich begreifen. Auf eine ähnliche Art verhält es sich mit den ackerbauenden Nationen des westlichen Asiens. Man nahm von jeher wahr, daß die Völker zwischen dem Halys und Tigris einander mehr ähnlich seyen, als sie insgesammt denen jenseits des Tigris gleichen; und daß wiederum die lezteren mehr unter einander als mit denen jenseits des Tigris zusammenstimmen. Auch die Völker-Familie also der ackerbauenden Nationen des westlichen Asiens zerfällt in zwey Gattungen, und jede Gattung in mehrere Arten. Aehnliche Eintheilungen wird man höchst wahrscheinlich dereinst sowohl bey den Negern in Afrika als in den Südländern, bey den schönen Insulanern der Süd-See, den Bewohnern der ostindischen Inseln, vielleicht selbst bey den ursprünglichen Amerikanern machen müssen.

Kein Volk ist sich selbst so gleich, daß nicht in den verschiedenen Geschlechtern, aus welchen es besteht, so wie in den verschiedenen Individuen eines jeden Geschlechts eine merkliche Verschiedenheit natürlicher und erblicher Anlagen Statt haben sollte. Diese Verschiedenheit natürlicher Anlagen veranlaßte allenthalben die Redensarten von edler, von gemeiner, von unedler, schlechter, niedriger Abkunft oder Art, oder Familie. In älteren Zeiten bezeichneten die Franzosen die erblichen Eigenthümlichkeiten einzelner Geschlechter von Menschen und auch von nützlichen Hausthieren durch das Wort race; und die Geschichtschreiber eines dü Guesclin, Bayard und anderer Ritter bemerkten immer, daß ihre Helden de bonne race gewesen seyen. In dieser ursprünglichen Bedeutung kann man das Wort noch immerfort brauchen. Allein in neueren Zeiten erweiterte und veränderte man den Sinn dieses Ausdrucks, und bezeichnete damit sowohl Abarten als Zwitterarten von Menschen und Thieren. Man nannte die Amerikaner, die Neger, die Insulaner der Süd-See u. s. w. besondere Menschenracen; und sagte von den persischen, arabischen u. s. w. Pferden, den spanischen Schaafen, den thibetanischen Stieren, Ziegen u. s. w. daß sie besondere Racen ausmachten. Dieser Mißbrauch des Worts sollte gänzlich aufhören, weil man bey der Unbestimmtheit desselben ungewiß bleibt, ob dadurch eine Abart oder Zwitterart, oder gar eine ursprüngliche Art von Menschen und Thieren bezeichnet werden soll.

Die Naturforscher würden vielen Widersprüchen entgehen und ihren Wissenschaften eine größere Stetigkeit oder Gleichförmigkeit verschaffen, als sie bisher hatten, wenn sie inskünftige ursprüngliche Arten,

Abarten und Zwitterarten stets genau unterscheiden wollten. So unläugbar es ist, daß jeder Erdtheil und die meisten großen Länder eines jeden Erdtheils Thier- und Pflanzenarten besitzen, die sonst nirgend gefunden werden, eben so unläugbar ist es, daß alle Erdtheile manche ähnliche oder verwandte Thier- und Pflanzenarten gemein haben, von denen man möglicher oder vernünftiger Weise nicht annehmen kann, daß sie aus Einem Erdtheil in den andern versetzt worden und in ihrer neuen Heimath ausgeartet seyen. Es ist keinem Menschen eingefallen, zu behaupten, daß die Steinarten und andere Mineralien der neuen Welt, die denen in Europa u. s. w. entsprechen, anderswoher gekommen seyen. Wie könnte es also Jemanden in den Sinn kommen, daß die Eichen, Tannen, Fichten, Cedern u. s. w. die Büffel, Bären, Füchse, Haasen, Biber, Hunde u. s. w. und andere Thiere und Pflanzen in Amerika, die denen der alten Welt entsprechen, aus dieser hinübergebracht worden? Ein Jeder, der eine solche Versetzung als widersinnig oder undenkbar verwirft, muß zugeben, daß alle amerikanische Pflanzen- und Thierarten, die denen in Europa und Afrika entsprechen und bey der Entdeckung der neuen Welt vorgefunden wurden, ursprüngliche von der Natur selbst gebildete und nicht bloße Abarten seyen, welche durch ein verändertes Klima und Boden umgeschaffen worden. Wenn man auch einräumen wollte, daß die von dem Menschen kultivirten und gezähmten Pflanzen und Thiere, die sich sowohl in Afrika als in Asien finden, aus einem dieser Erdtheile in den andern versetzt worden, so kann man doch dergleichen nicht von den zahllosen Arten wild wachsender Pflanzen und wilder, besonders reissender und giftiger Thiere, die beyden

Erdtheilen gemein sind, voraussetzen. Schon die Alten lernten durch Erfahrung, daß die afrikanischen Elephanten vielweniger stark und muthig seyen, als die indischen [1]). Da es sich gar nicht denken läßt, daß die Elephanten aus Indien nach Afrika oder umgekehrt übergegangen seyen, und die einen sich von den anderen durch mancherley erbliche Merkmahle unterscheiden so kann man nicht das geringste Bedenken haben, beyde für ursprünglich verschiedene Species zu erklären. Fast in eben den Graden, in welchen die indischen Elephanten von den afrikanischen abweichen, unterscheiden sich die ersteren von denen in Ceylon und Cochinchina [2]), und man darf daher eben so dreist behaupten, daß die lezteren nicht weniger ursprüngliche Arten ausmachen, als die ersteren. Je mehr die Beyspiele sich häufen, daß die Natur dieselbigen Gattungen von Thieren und Pflanzen in verschiedenen Erdtheilen oder in entfernten Gegenden desselbigen Erdtheils nach verschiedenen Formen oder in ursprünglich verschiedenen Arten erzeugte; desto mehr ist man berechtigt, dieselbige Methode zu schließen auch auf die einander entsprechenden, aber durch erbliche Merkmahle von einander verschiedenen Arten von Pflanzen und Thieren in benachbarten Ländern anzuwenden. Die arabischen Pferde unterscheiden sich von den persischen, die persischen von den tatarischen, alle von den indischen, die indischen von den tangutischen, die tangutischen von denen der Kalmücken, Mongolen, Tscherkassen und Nogaier durch eben so viele und erbliche Merkmahle als die indischen und afrikanischen

1) Polyb. V. c. 84. Liv. 37. c. 39. Strabo XV. 1031.

2) Barrow's Cochinch. p. 290.

Elephanten. Warum wollte man also die Pferde der genannten Länder und Völker nicht für ursprünglich verschiedene Arten halten, besonders da sie alle oder die meisten ihre angestammten Tugenden und Gebrechen auch anderswo beybehalten, und wenn sie sich mit Mutterpferden von anderer Art vermischen, ihren Abkömmlingen die einen und die anderen zur Hälfte mittheilen? Was ich von den Pferden gesagt habe, das gilt auch von den Kameelen, den Eseln, den Büffeln und anderem Hornvieh, von den Ziegen, Schaafen, Schweinen und Hunden verschiedener Länder: ausgenommen, wenn es historisch erwiesen ist, daß eine oder die andere anders woher eingeführt worden, oder diese und jene Zwitterart durch Vermischung entstanden sey. Wenn es auch nicht durch die von mir angegebenen Gründe und Facta dargethan wäre, daß die Natur dieselbigen Gattungen von Thieren und Pflanzen in verschiedenen Erdtheilen, in entfernten und nahen Ländern desselbigen Erdtheils nach verschiedenen Formen hervorbrachte; so würde derselbige Satz durch die große Mannichfaltigkeit der zu Einer Gattung gehörenden Arten von Pflanzen und Thieren in demselbigen Lande, unter demselbigen Himmel und auf demselbigen Boden außer Zweifel gesetzt werden. In allen Provinzen von Hindostan gibt es außer den ungeheuren Büffeln dreyerley Arten von Rindvieh: nemlich die weissen Ochsen, die zweymal so groß als die europäischen sind, und sowohl zum Tragen als zum Ziehen von Fuhrwerken gebraucht werden: dann die Ochsen mit einem Buckel und einem tiefen Brustlappen, deren man sich zum Reiten bedient: und endlich die gemeinen, die den unsrigen ähnlich sind [1]). Da diese verschiedenen Ar-

1) Perrin, I. 102—105.

ten von Rindvieh sich seit undenklichen Zeiten in demselbigen Lande finden: da eine jede ihr Geschlecht fortpflanzt: da die erstere nicht ausgeartet ist und die anderen sich nicht veredelt haben; so muß man durchaus annehmen, daß die Natur selbst sie von Anbeginn an als verschiedene Arten gebildet habe. Eine ähnliche ursprüngliche Verschiedenheit trifft man nicht blos unter dem Rindvieh, sondern fast allen übrigen Hausthieren in den meisten asiatischen und europäischen Ländern an [1]). Dieselbige Erscheinung zeigt sich im Pflanzenreiche noch häufiger und auffallender als im Thierreiche. Hindostan liefert fast eben so vielerley Arten von Baumwollenstauden und Baumwolle [2]), als Persien von Weintrauben und Melonen [3]). In Bengalen allein erhielt man sieben verschiedene Arten von Baumwolle, deren jede ihre eigenthümliche Beschaffenheit hat und zu besonderen Arbeiten gebraucht wird [4]). Auf eine ähnliche Art verhält es sich mit den vegetabilischen Nahrungsmitteln, besonders dem Reise [5]), mit den edlen Baumfrüchten, mit den Nutz- und Farbehölzern, mit dem Pfeffer und anderen Gewürzen [6]), mit den kostbaren Harzen und Arzneymitteln [7]). Wollte man die mancherley Arten von Bäumen, Stauden und Pflanzen, die in denselbigen oder benachbarten Ländern neben einander wachsen oder gezogen und mit Einem Sat-

1) Z. B. in England und Schottland, Nemnich 6. u. f. S. auch 479 S.
2) Legoux, II. 31.
3) Chardin, III. 23. 24.
4) Legoux, II. 165.
5) Marsden, p. 60.
6) Marsden, p. 107.
7) Aber die Verschiedenheiten des Benzoin und Camphers, Marsden, p. 122. 123.

tungsnamen bezeichnet werden, nicht für ursprünglich verschiedene Arten, sondern für bloße Abarten oder Zwitterarten erklären, so käme mir dieses eben so lächerlich vor, als wenn Jemand die unsägliche Mannichfaltigkeit von Ameisen in den ostindischen Reichen und Inseln, wovon keine Art die andere neben sich duldet [1]), bloße Varietäten oder Zwitterarten nennen wollte.

1) Marsden, p. 102.

Uebersicht des ganzen Werks.

I. Band. Einleitung.

Gemeine Meinung, daß die verschiedenen Völker weder eines gleichen, noch eines gemeinschaftlichen Ursprungs, noch zu gleicher Zeit entstanden seyen. S. 5. Die ältesten wollten wie erd- oder götter-geboren seyn. ebd. Nach Pelloutier des hommes de differentes espèces. 9. Die Verschiedenheiten der Menschen nicht aus physischen Ursachen erklärbar. 10. Mehrere Schriftsteller, besonders de Brosses glaubte, daß jeder Erdtheil seine ursprünglichen Bewohner erhalten habe 12. 13. Neger, die ursprünglichen Bewohner des heissen Erdgürtels. Die Frage: welcher Erdtheil der älteste sey, kann nicht entschieden werden, ohne Untersuchung der Entst. und Revolution des Erdballs 17. Urgebirge vor den organischen Wesen 25. Veränderungen von Klimaten 27. Versteinerungen aus fernen Zonen und ganz unbekannter Pflanzen und Thiere 28. oder viel größerer ebd. Die Natur wiederholte und wechselte ihre Schöpfungen ab ebd. Menschen später als Quadrupeden 32. Weder Pflanzen noch Thiere entstanden zugleich 34. Die meisten Pflanzen und Thiere an gewiße Erdstriche und Erdtheile gebunden. Die weiter verbreiteten haben allenthalben eigenthümliche Merkmahle 35. 36. Die jedem Erdtheile und Lande eigenthümlichen sind gewiß ursprünglich, warum die übrigen nicht? 36. Thiere und Pflanzen nicht aus Einer Gegend in die übrigen vertheilt 37. Zwitterracen, Gesetze der Veredlung und Verschlechterung 38. Eintheilungen in Gattungen, Arten u. s. w. willkührlich und ungewiß 47. Species 48. Nothwendige Vorsicht bey Abarten oder Varietäten ebd.

I. Abschnitt.

Die europäischen Völker jünger als die asiatischen 51. Der erste Wohnsitz der Menschen nicht erwiesener Maaßen im westlichen Asien 51. nicht im nördlichen Asien 52. oder östlichen 53. Wir können sagen, daß Ein Erdtheil älter als ein anderer, aber nicht welcher der älteste sey 57. In wiefern Amerika, Asien und Afrika bekannt und nicht bekannt 52—60. In wiefern Gebirge ein Merkmahl des Alters von Erdtheilen 62. Gebirge nicht unveränderlich 63. Die Gebirge des heissen Erdgürtels am stärksten angegriffen 68. Bäume 80. Die uralischen, altaischen Gebirge vielmehr verwittert u. s. w. als die europäischen 81. u. f. S. Gobi=Steppe 89. Verwitterung der Gebirge im südlichen Afrika 93. Harter Sandstein 96. Wirkungen der Regengüsse und Hitze auf Eichenholz ib. Barrow hielt Afrika für den ältesten Erdtheil 97. Verwitterung der Cordilleren 98. Lezte Wirkungen der Verwitterung, hohe, holzlose und wasserarme Ebenen 100. Erdtheil um desto älter, je mehr zertrümmerte Gebirge und daher entstandene Ebenen enthält ib. Das westliche Asien mehr Wüsten als das östliche 101. Arabische Wüste ib. Schreckliche Hitze und Kälte 102. 103. Sahara und andere afrikanische Wüsten 104. Nubische Wüste 105. Dörren thierischer Körper zu Mumien 109. Kein Wurm oder Fliege ebd. Salzseen 110. Pflanzen ib. Hornemann nachläßig und unzuverläßig 111. Fruchtbare Flächen=Abdachung von Gebirgen 112. Ueber die fruchtbare Fläche zwischen dem Irtisch und Ob 113. Unfruchtbare niedrige Ebenen nördlich vom schwarzen und kaspischen Meer 114. Heiden im nördlichen Deutschland und den übrigen Küstenländern 124. Wirkungen der Gewässer, besonders der Flüsse 125. Die geschaffenen Ebenen eine doppelte Senkung 129. Erdtheile um desto älter, je tiefere Betten Flüsse gegraben, je längere Ebenen sie geschaffen haben 130. u. f. S. in wiefern? ebd. Nach den Flußbetten ist Afrika der älteste Erdtheil 131. Werke der Flüsse 132. ein zuverläßigeres Merkmahl als Flußbette 134. Verschiedenheit der Flüsse und Wirkung 135. Tropische Regen in Amerika stärker als in Asien, hier stärker als in Afrika 141. Ungeheure Anschwellungen in Neu=Holland 142.

Steigen des Ganges 143. Keine frühe periodische Regen in Thibet ib. Flüsse an der Malabar-Küste 147. u. f. S. Die Küste geschaffen 148. Die niedrigen fruchtbaren Ebenen, nicht die ersten Wohnsitze der Menschen 153. Wegen der Größe der Ebenen nnd der Tiefe des fruchtbaren Erdreichs Asien und Afrika älter als Europa 156. Wirkungen des Weltmeers, der Erdbeben und Vulkane 159. Ueber das Alter von Erdtheilen 166.

II. Abschnitt.

Alte Inschriften 169. u. f. S. Bergwerke 175. Grabmähler 178. Aehnlichkeiten der Grabhügel und Steingräber 189. Gräber der Scythen 199. denen der Tataren ähnlich 210. Comaner, Tataren ib. Jaguren 211. Spuren von Anbau in der astrakanischen Steppe 220. Ruinen an der Wolga 222. in Permien 232. und der Kirgisen-Steppe 237. Irtisch die Gränze ackerbauender Völker: der Jenisey, nomadischer Tataren 239. 240. Jenseits des Baikals und in Daurien wieder Spuren ackerbauender Völker ib. woher 243. Die Dschingischaniden nicht jenseits der Apfelgebirge ib. Rubruquis nicht einmal von Amur ib. Bewohner der kurilischen Inseln u. s. w. 244. u. f. S. sehr bärtig und behaart 245. Die Bewohner von Saghalien unterscheiden sich bei der Aehnl. des Klima von den Bewohnern der Küste so sehr, daß Perouse sie eines ganz andern Ursprungs glaubte ib. Die Natur bildete für den Boden des westlichen Asiens von Anbeginn an Hirten- und ackerbauende Völker 248. Colonien der Hindus auf Java und anderen ostindischen Inseln 253. Die Hindus und nicht die Araber beschifften zuerst Arabien und Afrika vermittelst der Monsons 257. Ueber den Handel auf dem persischen Meerbusen 258. u. f. Ormuz republ. wie die ältesten Handelsstädte in Arabien 260. u. f. keine Eifersucht und Monopolien-Geist 261. Man konnte die Südsee nie zwischen den Wendekreisen von Westen nach Osten durchschiffen 291. Die Südsee ins. nicht aus den ostind. Inseln 292. auch nicht wegen der Unvollkommenheit ihrer Schiffe, Werkzeuge und Kenntnisse ib. bes. der Südsee-Neger ib. nicht von einem Südlande und einer Inselgruppe zur andern ib. Wie nach Anleit. der Sprache Adelung über die Abstam-

mung der Völker des östl. u. südl. Asiens irregeführt wurde 296. Ursprünglich negerartige Bewohner nach de Brosses, Forster und Perouse 302. Verschiedenheiten der Menschenarten auf den Südseeinseln ib. Aehnlichkeit der Sprache ließ das Unmögliche glauben 304. Sprachen der Südsee, und Verwandtschaft mit der Malayischen 305. eher die Malayen von den Südsee-Insulanern 306. Nach de Brosses mehrere espèces d'hommes und die Neger vielleicht nicht die einzigen habitans primitifs der großen Wind-Inseln 310. Neger der Südsee von den afrik. Negern durch viele Merkmahle unterschieden 312. um welcher willen man Thiere in verschied. Arten abtheilen würde ib. Eigenthümlichkeiten der Südsee-Neger ib. u. f. S. Alle Reisende halten sie für Eingebohrne 317. Neu-Britannier, und Neu-Irrländer besser gebildet 321. Neu-Georgier 322. bes. Neu-Caledonier 323. Von den Hebriden unendlich versch. 325. Verschiedene Menschenarten in den Ladronen 327. Nicht immer nachzuweisende Zwitterarten in den Südländern und Südsee-Inseln 328. Nachrichten über die Carolinen und Ladronen 329. Betrachtung über ihre Verschiedenheiten selbst in Neu-Holland 330. Die Bewohner der lezteren kannten kein Feuer 331. Die der Palaos-Inseln kein Salz ib. Noch weniger stammen die schönen Südsee-Insulaner aus Asien ab 333. Gelb, bräunlich, braun 340. Ausserordentliche Größe und Stärke der schönen Südsee-Insulaner, bes. in den Schiffer-Inseln 342. Ihre Gemüthsart 343. Formen n. Forster 344. Ihre Verschiedenheit. ib. Goldgelb nicht röthlich, wodurch Kupferfarbe entsteht, bald weislich bald kupferfarbig 349. Tautaus 350. ob ursprünglich 355. stammen nicht von Malayen ab 356. Malayen ib. Gemüthsart 357. Malayische Sprache 360. Nicobaren 361. Ostindische Insulaner 365. u. f. S. ursprüngl. von den Malayen versch. Bewohner von Sumatra 367. Mischung in den ostind. Inseln 368. Malay für Mahomedaner ib. Erihs und Tautaus nirgend allein wie die Neger 369. Farbe keine Wirkung des Klima 369. Resultate 370. Charakterausdruk der Natural-Physiog. der Malayen ib. Die Bewohner der Südseeinseln nicht aus einer Insel-Gruppe in die andere, wenigstens drey Menschenarten 371. Die schöne Insul. der Südsee, blos hier also auch die übrigen 372. Die verschied. Menschennatur. auf ders. Insel,

die ähnlich in den verschiedensten Gegenden, welche nie die geringste Gemeinschaft mit einander hatten 372. Sprachen 373. Denkmähler in America 378. u. f. S. Vielleicht in Europa gänzlich verschwundene Ur = Einwohner 401.

III. Abschnitt.

Haupt-Epochen ihrer Veränder. 413. Wenigstens plötzliche Revolutionen, welche das menschliche Geschlecht zusammen schüttelten ib. Gothen chon in der ersten Hälfte des zweiten Jahrh. vom schwarzen Meer nach Dacien 457. Das Verschwinden und Erheben deutscher Völker 461. Alanen des Kaukasus 465. Sprache der Ungarn und Bulgaren 468. Wallachen ib. Traurige Wirkungen der Völkerwanderungen 469.

II. Band. IV. Abschnitt.

Die wichtigsten Völkerstämme übrig geblieben und ihre Art erhalten 1. wo die meisten Völker vernichtet ib. und vermindert, in Europa ib. Schon vor Jahrtausenden ähnliche Unterschiede und Familien von Völkern wie jezt 2. Eintheilung von Asien 2. u. 3. Seide im alten Indien 12. Massageten 21. Baktrier nicht cultivirt 30. Scytische, Tatarische Hirten 49. Die städtischen Tataren einander ähnlicher als die nomadischen 53. Körperliche Merkmale 54. Bräunl. Farbe, weis im Weib in Männern braun, gelb ib. Guter Charakter der Tataren 57. Die Griechen und Römer erst spät hunnische Völker 59. Freyheitsliebe ib. Tapferkeit ib. Seit Jahrtausenden mit den Mongolen zus. und doch gänzlich von ihnen verschieden 60. Mongol. Stammvolk ib. Bildung der Mongolischen Völker 61. Säbelförmige Beine 64. Einwärts stehende Füße ib. Kleine Augen 65. Weniger bärtig, behaart 67. Buräten schwach und leicht 68. Bastarde von Russen, mongol. Weibern ib. Scharfe Sinne, weniger empfindlich ib. Kein Eckel, Gefühl vom Schicklichen 69. Gefräßig 70. Der Völlerey ergeben ib. Trägheit ib. Knechtischer Sinn, geistlos ib. Thibetaner und Butaner 73. Thibetaner von den mongol. Hirtenvölkern verschieden, diese heller, als jene 74. Grösser, stärker, besser gebildet ib. weniger gekleidet 75. ursprünglich wie ihre Pferde ib.

V. Abschnitt.

Ueber die Issedonen Greife, die das Gold bewachen, und einäugige Menschen, oder Arimasper 80. Auch Ptolomäus kannte das europ. Scythien sehr mangelhaft 91. Siraker, Aorsen 95. Sarmaten, Abkunft, eingewandert 101. Sonderbare Beschaffenheit des Bartes der Nogaier 104. Mongol. Völker in Sibirien 109. Unterschiede von Stammvölkern, kleiner, schwächer, viehischer 110. Schwer zu bestimmen, warum Jakuten wegen der Sprache zu den Tataren 111. Kammtschadalen von den Nachbaren, Schritte in die Queere, kleine genitalia 113. Noch schlechter, als die übrigen sibir. Völker — nicht kleiner 114. Weiber, kleiner Mund, fleischige feste Brüste, weisse Haut, Männer vorstehende Bäuche, Weiber weis und roth, festes Fleisch, Zollange Nymphen, wenig Haare an der Schaam 115. Die Unterschiede der Finnischen und Mongol. Völker nicht aus phys. Ursachen erklärbar 116. u. f. Fischer fehlte, weil er die Finnischen Völker blos nach der Sprache bestimmte, und auch diese nicht gleichf. beobachtete 117. Wahre Merkmahle der Verwandtschaft oder Nicht-Verwandtschaft von Völkern ib. Angeblich Finnische Völker sehr verschieden 118. Aehnlichkeiten und Unterschiede der Finnischen und Mongol. Völker 123. Sehr schwachhaarig 124. überh. schwächer ib. thierischer 127. Gemischte Finnisch-Tat. oder slavische Völker 129. Russen in Sibirien vergessen ihre Muttersprache, und nehmen die Lebens- und Denkart u. s. w. der Eingebohrnen an 135. Vermischung des Bluts und der Sprache überh. 136.

VI. Abschnitt.

Die Völker des südl. Asiens stimmen unter einander und mit den Mongolen so genau zusammen, daß man sie eines gemeins. Urspr. glauben sollte 150. Ihre Gesichts- und Körperbild. ib. Augen, Augenbraunen, Nase, Nasenöffnungen u. s. w. spitzes Kinn — gänzlich von den Hindus verschied. 151. Können nur aus urspr. Organisationen verschied. Menschenarten erklärt werden ib. d'un brun melé de rouge — vom hellgelben bis dunkelbraunen 153. Und doch vielfache Unterschiede der östl. und südl. Asiaten, so gar in denselben

Ländern, die sich nicht aus verschied. phys. Ursachen erklären lassen ib. Farbe 154. Farbe nicht nach Verhältniß der Hitze dunkler ib. Größe und Beleibtheit 155. Stärke und Arbeitsamkeit ib. Die Chinesen und Japanesen allein arbeitsam 157. Die Behandlung des Bartes und Haupthaars 159. Ausreissen des Barts und der Augenbraunen ib. Verunstaltung: nämlich Verlängerungen der Ohren und Nägel, Erweiterung der Ohrlöcher u. Schwärzung der Zähne 161. Verlängerung der Nägel allenth. gleich ursprünglich ib. Kleine Füße der Chinesinnen 165. Einsperrung der Weiber 166. In der Nahrung und Kleidung bey der gröstten Aehnlichkeit des Klima und der Producte 167. u. f. S. Kämpfer hielt deßw. die Japanesen für original. Südl. Asiaten können sich mit wenigem begnügen, sind aber zugleich äusserst gefräßig 171. Aeusserst verschieden in der Nahrung 172. Besonders Japanesen kein Fleisch, nicht einmal Milch, Butter, Fett — am meisten seinem Klima u. Boden anerschaffen ib. Wie verschieden die Chinesen ib. Scheußlich unsauber 174. Weniger empfindlich, also unreinlicher 176. Keine Eifersucht, die Chinesen ausgenommen 177. bieten Weiber und Töchter an. Weiber verachtet und Lastthiere 180. Große Verschiedenheit der Gemüthsart — die einen fröhlich und ehrlich — andere trübe, betrügerisch, die einen feige, die andern kriegerisch 182. Feigheit 183. Unerschütterlich im Tode 184. Knechtischer Sinn 185. Keine sympathetische und sittliche Gefühle und Triebe 187. Schämen sich nicht, wenn man sie über Diebstälen oder Betrügereyen ertappt ib. Rachgierig ib. Untüchtig zu Künsten und Wissenschaften, aber jedes Volk eigenthümliche Dispositionen 188. Filigran-Arbeiten der Malayen 190. Seidene, baumwollene Zeuge, Lacke, Porzellan allenth. verschieden 191. Völkerhaufen, die von den herrschenden Nationen verschieden sind ib. Alle mehr oder weniger vermischt 193. Japanesen sehr von einander verschieden 196. Woher im südl. Asien aus fremden Priestern, Kebsweibern, Kriegern ein natürl. Adel entstand 201. u. f. wie unter den Mongolen 202. Achtung gegen die weisse Farbe ib. Die Japanesen am wenigsten vermischt — doch am meisten original 205. So wie die Birmahs am meisten von den Hindus abweichen, und die Chinesen von den Bucharen 206. Klima,

Boden, Producte im südl. Asien höchst ähnlich 207. So wie Menschen gleichsam eine Völkerfamilie 208. Große Verschied. von Sprachen ib. und doch jedes Reich etwas Eigenthümliches so auch Menschen bes. 209. Viele Thiergattungen unmöglich aus einem Lande in das andere 213.

VII. Abschnitt.

Schon Onesikritus glaubte, daß das Klima nicht die Ursache der Verschied. der Farben sey 223. Die Hindus nach d'Anville, Orme u. s. w. ein ursprüngliches Volk 233. Ausser den Bergbewohnern wenigstens zwey ursprüngliche Menschenarten in Hindostan 235. Die ersteren hielten Britten für die Aborigines von Indien 236. Pulschis in Hindostan 239. Die Hindus der unteren Casten kleiner, häßlicher, geistloser und übelgearteter als die der höheren 241. Selbst Töchter der Brahminen im zehnten Jahre fruchtbar, im 30 unfruchtbar 248. Monogamie der Hindus 249. Polyandrie ib. Weder die der höheren, noch der unteren Casten stammen anderswoher ab ib. Die gewöhnlichen Regeln über die Farbe, als Wirkung des Klima passen auf die Hindus nicht 250. von der gelblich weissen — bis zur dunkelbraunen — schwarzen Farbe ib. Nach Orme Farbe das am wenigsten sichere Merkmal ib. an den Hindus sehr verschieden ib. die hellsten dunkler als die westlichen: die schwarzen dunkler, als alle Völker des südl. Asiens 251. Farbe gewiß nicht Wirkung des Klima 252. dicke glatte und weiche Haut 253. ihre Größe ib. Die unteren sehr klein 254. regelmäßige Bildung des Gesichts 255. Augen 256. Nase ib. Lippen etwas voller ib. Die Bergvölker nördlich von Hindostan insgesamt Merkmahle Mongol. Bildung selbst einige in Hindostan 257. An der Gränze Zwitter-Arten 258. Die der höhern Casten schön von Körper: die der niedern nicht 259. Die Männer und bes. Weiber schön ib. Die der unteren Casten große Füße, zu kleine Hände und Säbelbeine ib. Die Kaschemirierinnen heller und länger fruchtbar 260. Kaschemirier nicht einerley Art mit den Hindus 261. Mohren in Hindostan halten zarten Bau für die gröste Schönheit und ziehen deßw. lieber Kaschemirierinnen den Georgierinnen u. s. w. vor 262. Die Hindus halten in Männern Fettheit für

den grösten Segen ib. Verunstaltung: lange Nägel, schwarze Zähne, große Ohren 263. Ohren bis auf die Brust ib. Mangel von männl. Kraft und zarter Gliederbau 264. Europ. Matrosen halten sie für Weiber 266. National-Physiog. 267. Wo Trotz und Wildheit sich zeigen, keine Hindus ib. Die Hindus schwächer als sie scheinen ib. wie ihre Arbeiter sich gegen Neger und Europäer verhalten 268. Werkzeuge, schlechter, kleiner und schwächer 269. Bengalesen unendlich von den Butanern und Birmahnern verschied. ib. Schwäche keine Wirkung des Klima 270. u. f. von der vegetabilischen Diät. Das Klima wirkt allerd. auf die Europäer nachtheilig 271. u. f. über Wirkung des Klima ib. Die Brahminen in allen Provinzen von Hindostan einander ähnlich 272. Biegsamkeit des Körpers und der Gliedmaßen 274. Feine, lange schwarze Haare charakt. Kennzeichen der Hindus 275. Die einen nähren, die anderen scheeren das Haar 276. Die Hindus nicht so dünnbartig, als Völker des östl. und nördl. Asiens: nicht so starkbartig, als die des westl. 277. Tragen blos Schnurrbärte ib. Mäßigkeit und Nüchternheit der Hindus ib. Keine starke Getränke und Fleischspeisen — lieben Milch und Butter — würzen stärker — mehr Zuckerwerk — Fleisch essen und sich berauschen, Beweise einer nicht-indischen Abstammung 278. Kleidung sehr verschieden 280. Viele mit blossem Kopf, Füßen, Brust, selbst Weiber — prächt. Kleider und Schmuck 283. Geistesart — gehen den Nachbarn gegen Osten und Norden vor, stehen denen gegen Westen nach 284. Arbeiten in Baumwolle 286. ahmen keine bessere Muster nach 287. Noch weniger sinnlich u. prunkhaft als die westl. Asiaten 288. Worin ihre Glükseligkeit besteht — wenige Bedürfnisse — unerschütterlicher — kalte Hände an den heissesten Tagen 289. Die in Sumatra beständ. kalte Hände, selbst die Kinder europäischer Väter, Marsden 290. Keine Neugier — können immer schlafen — wenig Worte ib. Wegen ihrer Kälte den Europäern im Handel überlegen 291. Beyspiel eines indischen Bedienten ib. Kommen im Streit nie ernstlich an einander 292. Bringen sich mit der grösten Gleichgültigkeit um 293. Habsüchtiger, räuberischer und betrügerischer, als die Mahomedaner ib. u. f. Kalter Geiz ihre einzige Leidenschaft ib. Ihr Regiment drückender ib. Die Hindus

die kühnsten Kaufleute 298. In wie fern ehrlich und nicht 300. Schlau und schaamlos im Betrügen ib. Proceßsucht 301. Diese, wie der Handelsgeist unterscheidet sie von den Mohren 302. Lieblos 303. Bringen Kranke häufig um 304. Andere Beweise ib. Ihre Kriege fürchterlich 305. Barmherzigkeit gegen Thiere, selbst schädliche 306. Keine Dankbarkeit, uneigennützige Tugend 307. Treulos, verrätherisch ib. Ihre eigenthümliche Rachgier 308. an sich und den ihrigen. Weniger kriegerisch als die Mohren 309. Die Hindus nur sich selbst gleich 313. Aelteste Sitze der Hindus ib. u. f. Aelteste Beschaffenheit des nördl. Hindostan 316. Die Rajaputs die edelsten 318. Kaschemirier eine eigenthümliche Sprache 321. Die beyden Menschenarten in Hindostan vielleicht nicht gleich alt. 324. Eingewanderte Stämme ib. u. f. Indoscythen 326. Warum und wo die Hindus vermischt wurden 331. Seicks eine solche vermischte Race 331. In wie fern die Ceyloneſen von den Hindus verschied. u. ihnen ähnlich sind 333. u. f. In Ceylon die Blonden den Edeln gleich geachtet 335. Die weisse Farbe gebenedeiete Farbe ib. Die Ceyloneſen nicht von den Hindus entsprungen 337. Casten anders — essen mehr Fleisch und Fische — selbst die Priester. Kuhfleisch nicht, wie in Hindostan ib. Nicht so geschikt zu seinem Gewerb und Handel 338. Auch die Thiere und Gewächse von Ceylon ursprünglich 339. Zwey Menschenarten in Hindostan 340. Unterschiede der Cingaleſen und Candianer 341. Die Candianer stärker, schöner, aber übelartiger ib. Eine andere Sprache oder Mundart 342. Sterben in den Thälern 343. Bedahs 344. Zahme und wilde ib. Percival, ganz von den übrigen verschied. 345. Die Einwohner der Maldiven von verschiedener Art oder Abstammung 347. Die in den nördl. Maldiven bemühen sich das Haar der Kinder schwarz zu färben 348. Stark behaart 349.

VIII. Abschnitt.

Im westl. Asien paßte die Natur den Menschen dem Boden an: nackte Küsten, Gebirge, fruchtbare Ebenen und Wüsten, andere Bewohner 353. Europa nicht aus Asien bevölkert, und die Ebenen nicht von den Gebirgen herab bevölkert ib. Ichthyophagen ihren Küsten anerschaffen 363. Halbmenschen 364. Am ganzen Leibe behaart 367. Gräßliche

liche Nägel ib. aßen roh 368. keine Fischer ib. Neger 369. kürzerlebend. 370. Die empfindungslosen Neger 371. Aborigines 374. einige thierartiger als andere 376. Die Neger nicht von ihnen 377. Afganen riesenartig 384. Mogols keine Hindus 385. warum nicht ursprüngliche Bewohner? 386. Von Tataren verschieden, auch eine eigenthümliche Sprache ib. andere Unterschiede in Rükficht auf Kleidung, Nahrung und Sitten 387. Männer und Weiber scheeren das Haupthaar: die letzteren ersetzens durch Pferdeschweife 387. Weiber nicht verhüllt, essen viel Fleisch ib. vermischt, vier Classen ib. wahrscheinlich mehrere ursprüngliche Stämme 388. Berg- und Thalbewohner im westl. Asien sehr verschieden 389. vormals viele Völker wo jezt nur Kurden ib. Ueber Medien 390. u. f. Unterschiede der Kurden und Perser 407. Edle Geburt — Weiber nicht eingeschlossen — heller und blühender — blaue Augen — Sprache persisch ib. Ist diese von der einen zu der anderen, oder umgekehrt übergegangen? 409. Nicht rachgierig — manche Spuren alter Sitten und Denkarten ib. Berg-Völker in Armenien 413. u. f. S. Drusen und Maroniten sehr verschieden 419. jene wahrscheinlich arabische Beduinen, mit einer gewissen Mischung von europ. Blut, diese von den Syrern ib. u. f. S. beyde reden arabisch wie die Syrer — auch unter den Maroniten Mischung von europ. Blut 420. Pontische Gebirgvölker 422. u. f. Die Mosynäker blendend weiß, wollten öffentl. beyschlafen, tatowiert 425. Isaurier, Pamphylier und Cilicier 426. u. f. Die Gegend zwischen dem Tereck und Kur eigentlich nicht zu den Kaukas. Ländern ib. Tatari. Völker ib. Persische Sprache nicht jenseits des Kur 447. Ossen nicht Eingebohrne 448. charakteristische Zwietracht ib. empfindlich bey Beleidigungen ib. ihre Sprache der persischen und mehreren anderen Sprachen verwandt 449. Eben so die Kisten und deren Sprache ib. Kubeschaner 450. Wahrscheinlich Franken, aber lesghische Sprache ib. Gewerbe, Wohnungen u. s. w. europäisch 451. Soanen gut gebildet, aber häßlich von Gesicht 454. Güldenstädt ordnete die Völker nicht blos nach ihren Sprachen 455. Drey Urvölker, zuerst die Lesghier ib. ganz eigenthümliche Sprache ib. Lesghis die schönsten und tapfersten des Kaukasus 456. Erbitterung in Gefechten und Zweykämpfen 457.

unverdorbene Sitten 458. Georgianer 459. eigene Sprache ib. Natural-Physiogn. ib. Schönheit 460. groß und schlank — in Rükſicht auf Geiſt nicht einmal den Armeniern und Perſern gleich 461. ihre Laſter ib. häßlich von Gemüth 462. Das peſtilenzialiſche Klima von Mingrelien tödtete die Schönheit nicht ib. Ueppigkeit und Völlerey 463. Weiber ib. Männer rühmen ſich ihrer Verbrechen ib. Keine Eiferſucht 464. verkaufen Weiber, Kinder u. ſ. w. 466. Unterdrückungen auf der einen, knechtiſcher Sinn auf der andern Seite ib. Elend des Volks ib. Unſauberkeit ib. Die ſchönſten Mingrelierinnen übelriechend ib. Unterſchied der Georgianer und Lesghier 467. und beſonders der Armenier 468. gegenſeitiger Haß ib. Georgianer den übrigen Morgenländern entgegengeſezt, ausgenommen in der Art zu ſitzen, zu wohnen und ſich zu kleiden ib. Auch die Tſcherkaſſen ein urſprüngliches Stammvolk 470. eigenthümliche Sprache, Körperbildung und Sitten ib. Kein Ritterſtamm ib. Schönheit, allgemeiner Charakter 471. räuberiſch, verkaufen ihre eigenen Kinder 472. nicht ſo der Völlerey und Unzucht ergeben, wie die Georgianer 473. Die Georgianer, Lesghier und Tſcherkaſſen jedes auf eigene Art ſchön — die Tſcherkaſſen Heldenmäßigkeit im Tragen des Körpers, im Gange, einen kleinen Fuß und Schlankheit 476. Schaafe und Pferde der Tſcherkaſſen 477. die lezteren mehr gut als ſchön ib. Keine Handelsſtraße über den Kaukaſus 478. Es verhält ſich mit den Menſchen, wie mit den Pflanzen der Gebirge und Ebenen 492. Allgemeiner Unterſchied der Gebirgsvölker und der Bewohner der Ebenen 493. die Gebirgsvölker einander ähnlich und doch von einander verſchieden ib. Die ausgewanderten Afganen wurden nie Hindus, die Hindus nie Afganen — ſo Kurden 495. Armenier — Kubeſchaner ib. Maroniten und Druſen einander nicht gleich geworden ib. Völker zwar dem Klima und Boden nach 496. anerſchaffen, dieſe aber nicht die Urſache der eigenthümlichen Art von Völkern ib. Völker bleiben ſich in den verſchiedenen Klimaten gleich — werden durch ein ähnliches Klima und Boden nicht gleich gemacht ib. Auch die Wüſten eigenthümliche Menſchen, wie Thiere und Pflanzen 497. Kurden und Turcomannen nicht in eigentlichen Wüſten 498. Es fiel ſchon den Alten auf, daß

die Araber in zwey so ungleiche Hälften getheilt seyen 500. verschied. Ursprungs ib äußere Unterschiede der festsizenden und umherziehenden Araber 503 nicht aus der Verschiedenheit der Nahrung erklärbar 504. Von den übrigen Beduinen die Kameelhirten wieder mehr verschieden 505. als jene von den städtischen: ihren Wüsten anerschaffen, Lebensart, Nahrung, Kleidung, Bildung, alles original ib. können allein in der Wüste und einig nur darin leben 506. Schärfe ihrer Sinne ib. können wie die Kameele hungern und dürsten 507. fast wie Neger, klein, mager, wadenlos — Kleidung ib. der Wüste angemessen 508. Uebrige Beduinen zwar von den städtischen Arabern in manchen Stücken verschieden, aber in ungleichartigen ähnlich 511. Eigenthümlichkeiten der Scheiks woher? 512. Heerden der Beduinen 513. u. f. S. nie Pferdefleisch und Pferdemilch ib. Eigenthümlichkeiten arabischer Pferde ib. Kameele ib. die einen zum Tragen, die andern zum Reiten. in der edeln Art viele Stufen des Adels ib. ihre Behandlung und Eigenthümlichkeiten 516. mehr gut als schön 517. Die Türken über Pferde ganz anders als Araber 519. Die ackerbauenden Völker des westl. Asiens, in wie ferne sich selbst und anderen ähnlich und unähnlich — doch verwandt 520. Die morgenl. Völker im Alterthum verschieden ib. auch blieben sie nicht sich selbst gleich 524. Christenthum und Mahomedanismus manche Veränd. ib. u. f. Die Meder und Perser leckerhafter 526. weichlicher 527. selbst das Aeußere der Perser verändert 534. Parsen eine rauhe kupferige Haut 535. Handelsgeist der Armenier 536. Juden 537. Araber 538. Auch die heutigen Orientalen weichen von einander ab ib. Perser ib. wie sehr von den Armeniern verschieden ib. Armenier und Juden am verachtetsten 540. dennoch natürlich verwandt ib. so urtheilten schon die Alten 541. Sprachen des Orients 543. unter einander ähnlich 544. Die Sprachen und Sprachgebiete haben sich mehr geändert als die Völker selbst 545. wie viele Sprachen untergegangen 546. Die gemeinschaftlichen Merkmahle der morgenl. Völker mehr überwiegend, als ihre Unterschiede 547. u. f. Farbe ib. hochgewachsen und wohlbeleibt 548. Gesichtsbildung 549. Urtheile der Morgenländer über Schönheit 550. Langer schwarzer Bart — Weiber, Fülle des Körpers ib. Köpfe 552.

längeres Kinn, größere Ohren, längere oder dickere Hälse, säbelförmige Beine — ihr Sitzen 552. Beweglichkeit des Körpers der Morgenländer 553. ihre beständige Ruhe 554. Spazierengehen ungereimt ib. weniger empfindlich als die Europäer 555. Merkmahle, unter anderen ihre Feierlichkeit ib. Mangel von Gesticulation — Gefaßtheit ib. weniger sympathetische und sittliche Gefühle und Triebe 557. wenig elterliche, eheliche und kindliche Liebe ib. hartes Regiment — Meuchelmord rühmlich 558. verrätherisch 559. keine Dankbarkeit ib. Bettler — Rachgier ib. keine Großmuth — Selbstsucht allgemein — Geschenke ib. ihre Mildthätigkeit und Weichherzigkeit gegen Thiere 560. Selbstsucht äußert sich in den Morgenländern nicht auf einerley Art 561. niederträchtig ib. unredlich ib. ein heftigerer Trieb der sinnl. Liebe 562. daher Schätzung der Weiber 563. und unnatürliche Liebe 564. trinken weniger Wein, aber deßwegen nicht nüchterner 564. Opium 566. kein Schönheitssinn und wenig Fähigkeit für schöne Künste 568. Architektur, Canäle, kühne Gewölbe 569. Selbst nicht viele mechanische Künste und Gewerbe der Europäer 570. hingegen Leder, kostbare Zeuge, Teppiche und Klingen 571. Starkes Gedächtniß ib. Phantasie ib. weniger Geisteskraft 572. Neugierde, Wißbegierde, Reisen ib. Türken am meisten zurückgeblieben 574. Ihre Kleidung und Aeußeres wie sehr übereinstimmend und von dem europäischen verschieden 575. u. f. S. Kleid lang — weit — Türken Kopf nicht entblößen — scheeren die Haare, nähren den Bart — lange Beinkleider — Pantoffeln — Waffen — ihre Art zu sitzen und zu essen 576. schreiben von der Rechten zur Linken 579. Speisen und Art zu essen 580. man unterhält sich nicht, essen geschwinder — weniger Fleisch — einfacher ib. ihr Brot anders 581. Unsauberkeit ib. Städte, Bauart und Hausrath 582. u. f. S. Betten 585. Gesetze des Wohlstandes ib. Complimentvoller 586. Herr des Hauses den obersten Platz 588. linke Hand die Ehrenhand ib. Aufwartung bei Vornehmen ib. Arten zu sitzen 589. Hand, Füsse, Kniee küssen ib. sagen nie etwas Unangenehmes, widersprechen und unterbrechen nicht 590. reden nicht von Weibern und tragen doch Zeichen der Jungfr. zur Schau 591. keine Nudität 592. Asien diesseits des Halys größtentheils mit europ. Völkern besezt

59). nirgend große Revolutionen und Mischungen — viele Nationen und Sprachen untergegangen ib. in wiefern verwandt ib. Die Bewohner von Asien, den Südländern und den Südseeinseln nicht eines gemeinschaftl. Ursprungs 597.

III. Band. Allgemeine Resultate.

I.

Die Bewohner der Südländer und Südseeinseln können unmöglich anders woher gekommen seyn 2. die schönen Insulaner der Südsee einander verwandt, aber nicht von einander entsprungen 3. Auch die Japanesen nirgend woher abzuleiten 5. Die Hindus ib. Butaner, Birmahner ib. Ichthyophagen, Kameelhirten und Kaukasier 6.

II.

Die unterschiedlichen Merkmale von Völkern nicht blos Wirkung phys. Verschiedenheit 7. Seit Jahrtausenden die versch. Nationen in dens. Ländern und Inseln beysammen 7. Südseeinsulaner — Tataren und Mongolen 8. In Hindostan außer den Bergvölkern und Zwitter-Casten zwey verschiedene Menschenarten 10. An den Küsten von Persien und Arabien ib. Drusen und Maroniten auf dem Libanon 11. Armenier und Kaukasier, und diese wieder von einander verschieden 12. Eingewanderte nie den Eingebohrnen gleich. Ausgewanderte verlohren nie ganz ihre Stammesart, so lange sie unvermischt blieben 13. Bucharen in China, Chinesen und Hindus auf den ostind. Inseln. Hindus im westl. Asien und in den verschied. Provinzen ihres Landes — die Juden — Völkerreste in Kaukasus 13. Gegensatz von Klima und Boden haben nicht einmal das Wesen einer einzigen von Menschen gepflegten Pflanzen- und Thierart verändert 15.

III.

Physische Ursachen 18. Verborgene Kräfte und Wirkungen des Klima 11. Klima und Boden wirken auf Pflanzen stärker, als auf Thiere 22. auf Thiere mehr als auf den Menschen ib. besonders auf die Europäer 25. Die unvollkommenen Völker ertragen die Versetzung weniger, als die Europäer 32. Dieselben phys. Ursachen wirken ganz anders

auf Pflanzen und Thiere, als den Menschen: auf einzelne Theile der menschlichen Natur anders, als auf andere 35. Das Klima des heissen Erdgürtels den Pflanzen, den wilden Thieren u. s. w. höchst günstig, den Menschen nicht 36. heisse Klima auf Neger ganz anders, als auf Europäer ib. feuchte Hize anders als trockne 38. Unter allen Zonen die heisse, unter allen Erdtheilen America für die Europäer das nachtheiligste 39. Das heisse Klima in Afrika 40. Hindostan 42. Westindien 43. Auf die Farbe von Europäern 45. Creolen größer aber kraftloser 46. träger — höhere Backenknochen und Waden 49. schärfere Sinne 50. reifen und verblühen schneller ib. sinnlicher — essen mehr — hitziger 51. verliebter — Gemüthsart der engl. Creolen in Westindien 52. geringere Menschlichkeit 54. gegen Thiere, Sclaven und Beleidiger, weniger empfänglich gegen Anstand, Schicklichkeit und Wohlstand 55. Nachtheile des americ. Klima 60. kälter, unbeständiger 62. Nahrungsmittel weniger nährend 63. Fleisch von zahmen und wilden Thieren ib. Europäer sollten sich im nördl. America verbessern und doch arten sie aus 65. Nicht so ausdauernd, thätig, altern und sterben früher, Geschick für gemeine Arbeiten, aber wenig Schönheits- und Kunstsinn und Fähigkeit für Wissenschaften 69. neugierig ib. selbstsüchtig 71. besond. habsüchtig 73. unzuverläßig ib. abgeneigt gegen den Betrieb des Ackerbaues 74. schwache sympathetische und sittliche Gefühle und Triebe 76. grob 79. prahlerisch 80. kein Gefühl für Delikatesse und Schiklichkeit 81. Holländ. Creolen am Cap 84. Neger veredeln sich 92. in Westindien, Europäer im westl. Asien 93. in Neuholland 95.

IV.

In wie fern Völker, Pflanzen, Thiere an einen gewissen Boden und Klima gebunden oder nur anerschaffen 98. Pflanzen häufiger gebunden als Thiere, diese mehr als der Mensch, am meisten die am wenigsten vollkommene 99. Welche Menschen wirklich gebunden ib. Auch in der Anerschaffenheit Grade 102. Neger-Völker, Völker des südlichen Asiens 103. Morgenländer, Slawen 104.

V.

Völker-Familien 105. Die Mongolische, ausgenom-

men die Butaner, die finnische 106. Südl. Asiaten ib. Hindus 107. Südl. und Südseeinseln drey versch. 108. Ichthyophagen 109. Bergvölker hingegen jedes für sich ib. Kameelhirten, Morgenländer 110.

VI.

Scala der Humanität ib. Große Affen, Orang-Utangs, Kimpezeys 111. Waldneger 119. Buschhottentotten 121. Buschmänner in Neuholl. 124. Südsee-Neger 125. Finnen 131. Mongol. Hirtenvölker 132. Nomaden des westl. Asiens 133. Insulaner der Südsee 134. Südl. Asiaten 135. Hindus 136. Westl. Asiaten 137.

VII.

Wichtigkeit unterscheidender Merkmahle 138. Natur 144. Gliederbau 147. Beleibtheit 148. Innerer Gehalt 149. Stärke und Schwäche 150. Thätigkeit und Trägheit, Versezbarkeit, Dauerhaftigkeit Derbheit, Gewandtheit 151. bes. Beweglichkeit ib. Schönheit und Häßlichkeit des Körpers und Gesichts 161. Farbe 163. Dicke und Feinheit der Haut 172. Weichheit und Glätte 173. Reinheit und Unreinheit 174. Geruch 175. Haare 176. Bartwuchs 182. Schädel 185. Gesichter 188. Physiognomien 196. Stirn 199. Augen, wie viel darin zu beobachten 201. Nase 205. Backenknochen 206. Ohren 207. Mund und Zähne ib. Kinnlade und Kinn 208. Hals 209. Schultern und Brust ib. Brüste der Weiber ib. Rücken, Taille 210. Geschlechtstheile 211. Gesäß ib. Knee, Beine, Füße, Arme, Hände Finger ib. Gang und Stellung 222. Verunstaltung des Körpers 214. Putz und Kleidung 216. Gefühllosigkeit 218. Scharfe Sinne 220. Schönheitssinn 222. Tactfestigkeit ib. Wortgedächtniß, Gelehrigkeit, Lebendigkeit von Bildern, Gabe der Nachäffung und Verschmitztheit ib. Sinn für Kunst und Wissenschaft 225. Sprachen 226. ursprünglich verschieden 229. Aehnlichkeiten 237. der pers. und deutschen Sprache 246. Sprachstamm ib. Was man aus der Aehnlichkeit und Verschiedenheit von Sprachen schließen und nicht schließen darf 252. Wie viel Sprachen vertauscht und erstorben 256. u. f. S. Ursprache 261. Schrift 264. Eßlust 272. Beschränktheit des Geschmaks 279. Hang zu berauschenden

Mitteln 282. Geschlechtstrieb 285. Schätzung der Jungfrauschaft, Eifersucht, Hang zur unnatürl. Liebe, Monogamie, Polygamie 286. Liebe des Lebens, Hang zum Selbstmord 290. Genügsamkeit 293. Ergötzlichkeit 294. Begierde nach Beyfall, Eitelkeit, Stolz 296. Habsucht, Geitz 301. Rachgier 303. Freyheitsliebe 304. knechtischer Sinn, symp. und sittliche Gefühle und Triebe 306. Gefühle von Ehrbarem, Schiklichem, Wohlanständigem 308.

VIII.

Resultate der bisherigen Untersuchungen 313. u. f. S. Künstliche Systeme in der Naturgeschichte des Menschen unzureichend ib. auch kein eigentliches natürliches System 314. Was ist Völkerfamilie ib. Menschenart 315. ursprünglich Abart, Zwitterart ib. oft schwer die eine und die andere zu bestimmen 316. Wie Völkerstämme und Völkerfamilien verschieden 319. Völkerfamilien bald bloße Arten, bald Gattungen von Arten 320. Race 321. Viele Arten urspr. welche man für bloße Varietäten erklärt 322. in verschiedenen Erdtheilen — Elephanten — in entfernten Ländern desselben Erdtheils — in benachbarten Ländern — Pferde — Rindvieh u. s. w. 323. u. f. S.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meiners, Christoph,

Untersuchungen über die Verschiedenheiten der Menschennaturen (die verschiedenen Menschenarten) in Asien und den Südländern in den Ostindischen und Südseeinseln nebst einer historischen Vergleichung der vormahligen und gegenwärtigen Bewohner dieser Continente und Eylande
Bd.: 3

Tübingen (1815)

Anthr. 95-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10255340-5